

# **Die Kälte-Metaphorik in der modernen deutschen Literatur**

Inauguraldissertation  
Zur Erlangung der Doktorwürde  
An der Philosophischen Fakultät  
Der Heinrich-Heine-Universität  
Düsseldorf

Vorgelegt von  
Martin Werner M.A.  
Gerresheimer Str. 180  
40233 Düsseldorf

Hauptprüfer: Professor Dr. Wilhelm Gössmann

Zweitprüferin: Professor Dr. Gertrud Cepl-Kaufmann

D 61

Tag der Disputation: 22.08.2006



<b>Vorwort</b>	Seite 1
<b>Einleitung</b>	Seite 2
<b>1.1. Kältebilder und Zeitwahrnehmung</b>	
Zwieschlächtigkeit der Zeit	Seite 16
Dampfmaschinenparadigma und Kältetod	Seite 21
Bruch des Zeitgetriebes?	Seite 24
Dampfmaschinen und Uhren	Seite 27
<b>1.2. Geschichtszeit und Kältetod</b>	
Ursprungsphantasma	Seite 32
Kälte-Apokalypsen im Barock	Seite 33
Ein Kantisches Ende aller Dinge	Seite 38
Philipp Mainländer und der kalte Leichnam Gottes	Seite 45
Ursprungsferne und Degeneration	Seite 59
Von Nordpolfahrern, Hyperboreern und Progressiver Zerebralisierung	Seite 70
<b>1.3. Szenarien der Erstarrung</b>	
1.3.1. Weltschmerz, Irrtumsvorsprung und Selbstermächtigung in Müllers <i>Die Winterreise</i>	Seite 87
Bild und Schrift	Seite 89
Andere Motive	Seite 93
Irrtumsvorsprung	Seite 95
Seelenlandschaft	Seite 97
Im Schneegebirge des Scheins	Seite 103
„Alles eines Irrlichts Spiel“	Seite 104

„...und seine Leier steht ihm nimmer still“	Seite 108
1.3.2. Wärmetod, Kataklysmen und ewige Wiederkehr	Seite 111
Der stehende Pfeil - <i>regressus in infinitum</i>	Seite 118
Andersens <i>Die Schneekönigin</i> - Vernunft Herrschaft als profanierte Ewigkeit	Seite 120
Vom Wesen der Langeweile - <i>Der Zauberberg</i> als Regime der Reversibilität	Seite 128

## 2. Brechts *Durchkältung* der Metapher

2.1. <i>Durchkältung</i> der Metapher?	
2.1.1. Verfremdung	Seite 141
2.1.2. Affirmation, Einverständnis, Überbietung	Seite 153
2.2. <i>Signification</i> und der <i>Signifying Monkey</i>	
2.2.1. <i>Signification</i>	Seite 172
2.2.2. Der <i>Signifying Monkey</i>	Seite 177
2.2.3. Wiederholung und Differenz	Seite 179
2.3. „Kalt und allgemein wie die Wirklichkeit selber“	
2.3.1. Das <i>Lesebuch für Städtebewohner</i>	Seite 183
2.3.2. Das Subjekt des <i>Lesebuchs</i>	Seite 187
2.4. Träume von kalten Räumen	
2.4.1. Die These von Brechts Nihilismus	Seite 196
2.4.2. Das kalte Herz als Mördergrube	Seite 199
2.4.3. Volatilität durch De-Subjektivierung?	Seite 203
2.5. Die Hitze des Dekors und die Kälte des häuslichen Herdes	
2.5.1. Der „Etui - Mensch“	Seite 216
2.5.2. Anonymität und <i>Unterkomplexität</i>	Seite 217
2.5.3. Wiederholung einer kalten Phantasie	Seite 221
2.5.4. „Geburtlichkeit“ und Exil	Seite 225
2.5.5. „Kälte- und Wärmestrom“ - die Korrektur	Seite 230

### **3. Zur Kälte-Metaphorik bei Alexander Kluge**

3.1. Die Schlachtbeschreibung	Seite 241
3.2. Organisation und Natur	Seite 243
3.3. Der abarische Punkt - Eschatologie bei Kluge	Seite 253
3.4. Die künstlichen Paradiese - technokratische Utopien	Seite 260
3.4.1. Der Spezialist als Hyperboreer:	Seite 260
3.4.2. Rauchwasser: der polare Dezisionist	Seite 261
3.4.3. Treppschuh: der Glazialkosmogoniker	Seite 264
3.4.4. Bothes Möglichkeitssinn	Seite 267
3.5. Das Prinzip Hautnähe - zu <i>Lebensläufe</i>	Seite 272
3.6. Entmenschlichung auf eigene Faust	Seite 279
3.7. Brecht und Kluge – Resümee	Seite 289
<b>Literaturverzeichnis</b>	Seite 293



## **Vorwort**

Auf das Thema der Kälte-Metaphorik wurde ich aufmerksam durch Studien im Rahmen eines Hauptseminars über Person und Werk Ernst Jüngers, gehalten an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, zu Beginn der Neunziger Jahre von Herrn Dr. Olaf Haas.

In der Literaturliste dieses Seminars fand sich der erste einer Reihe von Aufsätzen Helmut Lethens über das Lob der Kälte als Motiv historischer Avantgarden, denen ich wesentliche Anregungen verdanke.

Diese Arbeit entstand über eine lange Zeit und am heimischen Schreibtisch. Es konnte daher nicht in jedem Fall auf die historisch-kritische Ausgabe des jeweils behandelten Autors zurückgegriffen werden.

Mein herzlicher Dank gilt Herrn Professor Dr. Wilhelm Gössmann für seine langjährige und geduldige Betreuung, Herrn Christoph Hollender, M.A. für seine Unterstützung, Herrn Professor Dr. Helmut Lethen für seine freundliche Bereitschaft, sich im Winter 1998 meine noch unfertigen und epigonalen Ausführungen zum Thema anzuhören sowie allen anderen involvierten Personen für die Beratung und kritische Begleitung dieser Arbeit.



## Einleitung

Auch die Epochen, deren Zeitgeist sich desillusioniert gibt, können nicht auf Utopien verzichten. Und an den pessimistischen und Negativ-Utopien delectiert sich das ernüchterte zeitgenössische Publikum besonders: entweder fürchtet man, die Welt werde untergehen bzw. nicht untergehen. Andere können die Apokalypse gar nicht erwarten und gefallen sich - indem sie laut ihr Einverständnis mit dem diagnostizierten Niedergang bekunden - in einer Haltung, in der sich Lustangst mit dem Stolz auf den eigenen Zynismus mischt.

Auch eine Heilsgeschichte mit umgekehrtem Vorzeichen, eine Unheilsgeschichte, folgt heilsgeschichtlicher Logik. Den Philosophen der Aufklärung war die Nachwelt das, was den Gläubigen das Jenseits war. Diese Zukunftsfrömmigkeit schwand im 19. Jahrhundert. Die intellektuellen Moden der Moderne sind fasziniert vom Unheil. Diese Faszination resultiert aus dem Trotz der Intellektuellen. Mit ihm quittierten sie, dass ihre Liebe zum Idealismus und zur Geschichte nicht erwidert wurde, die Wirklichkeit statt dessen ihren eigenen Regeln folgte.

Um Erfahrungen oder Haltungen poetisch zu formulieren, bedarf man der Metaphern. Nun erschließen Metaphern aber nicht *per se* neue Bereiche poetischer Erkenntnis. Statt dessen appellieren sie an „Vertrautheitshorizonte“ (Hans Blumenberg); sie wiederholen nur, was schon jeder weiß.

Die Kälte-Metapher steht in dem Ruf, besonders erkenntnistiftend zu sein. Schon Aristoteles setzt Kälte und Wahrnehmungsschärfe gleich: das Hirn sei schließlich, im Gegensatz zum Herz als dem Zentrum der organischen Wärme, das kälteste Organ. Wer in Kälte-Metaphern spricht, tut das daher oft mit dem Anspruch, der Gegenwart eine Diagnose zu stellen. Das erklärt die anhaltende Konjunktur der Kälte-Metaphorik: Politische Zustände oder Vorgänge werden gern in Klima-Metaphern dargestellt; stagnierende Gesellschaften werden zu erstarrten Gesellschaften, in denen Bürokratie, Trägheit, Langsamkeit, Zentralismus, Rituale und Versorgungsansprüche herrschen, die zu einer Art Winterschlaf führen.

Man sprach von den „Gefriermaschinen“ des Realsozialismus und den „Durchlauferhitzern“ der Marktwirtschaft, von Unterkühlungsexperimenten und Wärmetherapien, von Kälteschock und Nischen-Temperatur, von der Kälte-Entropie geschlossener und der Medien-Überhitzung offener Gesellschaften.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Lethen, Helmut: „Klimawechsel. Kältesysteme in der politischen Rhetorik“, in: Täubrich, Hans-Christian/Tschoeke, Jutta (Hg.): Unter Null. Kunsteis, Kälte und Kultur, München 1991, S.281.

Wenn es darum geht, der Moderne diagnostisch die Leviten zu lesen - die Kälte-Metaphorik muss dafür herhalten. Ihre Diagnostiker verfallen jedoch - wie auch immer sie das Syndrom beurteilen mögen, das sie in Kälte-Metaphern zu fassen suchen - einem unmerklichen „Systemzwang“<sup>2</sup> der Bilder: er ersetzt den der Begriffe, dem man eigentlich enttrinnen wollte. Ein solcher Systemzwang ist das Kalt/Warm-Schema, das gewöhnlich um zwei polare Achsen herum angeordnet wird. In diesem Schema ist das Kalte keineswegs nur das Nicht-Warme; es ist nicht das Abfallende, Schwache, Nichtige, die Negation seines Gegenteils. Es ist nicht rein privativ. Statt Mangel ist es eine Macht eigenen Rechts. (Das gleiche gilt für sein Gegenteil.) Ihr Verhältnis ist polar: bei äußerstem Gegensatz bleiben sie unauflösbar aufeinander bezogen. Zwar kann ein derartiges binäres Schema gekippt werden: die ihr eingeschriebenen Bedeutungen, Meinungen und Gesinnungen können umgewertet werden, denn ihre Lexik ist offen. Da diese aber stets im Widerspruch aufeinander bezogen sind, bleibt die Konstellation des polaren Schemas bestehen. Die symbolische Ordnung bestätigt so die soziale Ordnung, die sie eigentlich kritisieren und diffamieren wollte. Die Zwickmühle des Begriffsdenkens mahlt den Schnee von gestern.

Die Kälte-Metapher erschließt keine neuen Einsichten, sie gewährt nicht „neue Blicke durch alte Löcher“ (Lichtenberg). Um verstanden zu werden, müssen die miteinander in Bezug gesetzten Kontexte dem Publikum bekannt sein, das Vokabular muss in seinen verschiedenen Bedeutungen verstanden werden können. Allerdings braucht ein Politiker, der mit der Rede von sozialer Kälte auf Stimmenfang geht, nicht die physikalische Definition von *Kälte* zu kennen. Für seine Zwecke reicht das Hantieren mit populären Assoziationen von gefühlter Kälte; Der Philosoph Baudrillard bedarf keiner Kenntnisse in Kältetechnik, um über die „Tiefkühlgefrierung“ des Ostblocks<sup>3</sup> zu räsonnieren. Der Austausch der Kontexte durch eine metaphorische Übertragung, der manchmal bis zu einer Katachrese führen kann, blockiert die Möglichkeit zu neuen Erkenntnissen. Der Glaube an die erkenntnistiftende Potenz der Metapher ist ein Missverständnis vor Publikum. „Wie stellt man Paradoxe her? Man überlasse sich der Eigendynamik eines Bildsystems, das binär organisiert ist, und vertausche die Diskursebenen - und schon hat man ein unentrinnbares Paradox.“<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Lethen, Klimawechsel, a.a.O.

<sup>3</sup> Baudrillard, Jean: „Die Kehrtwende der Geschichte“, in: Standard, 28./29, 4. 1990. Zitiert nach Lethen, Klimawechsel, S.284.

Der inflationäre Gebrauch der Kälte-Metaphorik in der Moderne bringt viele Gemeinplätze hervor. Die Klagen gelten der Kälte der Entfremdung - Zivilisation wird als Entfernung vom warmen Ursprung verstanden - und der Kälte der rationalen Konstruktionen. Sie kann aber auch - wie in Wilhelm Müllers *Winterreise* - Distanz, Abwesenheit, Stillstand oder Nachträglichkeit illustrieren. Die Kälte-Metapher war nicht immer derartig komplex und vieldeutig. Ihre Ambiguität ist eine Errungenschaft erst der romantischen Epoche.

In der Antike und dem Mittelalter galt die Kälte als fest definierte Größe in einem binären, also paarigen Schema. Kälte und Wärme waren danach, ebenso wie Feuchtigkeit und Trockenheit, essentielle Kategorien. Nach Auffassung dieses *Humoralpathologie* genannten Systems sind die Dinge der Welt wesentlich dadurch definiert, in welchem Verhältnis die Qualitäten zueinander stehen, die die Materie und die Elemente ausmachen. Die Meinauer Naturlehre des 14. Jahrhunderts etwa definiert die Erde als „von ir natüre durre unde kalt, das wasser ist kalt unde fiuchte, die luft warm und fiuchte, das feuer durre unde warme“.<sup>5</sup> Da diese vier Qualitäten den Mikrokosmos ebenso durchziehen wie den Makrokosmos, sind diese Eigenschaften auch den Sternen zugeordnet, und damit zugleich den Menschen, die unter diesem Stern geboren sind. Das menschliche Temperament ist demnach determiniert durch das Sternzeichen: der Saturn etwa gilt als kalt, trocken und dunkel, und dies gilt ebenso für den Melancholiker, der unter diesem Stern geboren ist. Auch der menschliche Charakter ergibt sich aus dieser Konstellation: Im *melancholicus* etwa überwiegt die trockene Kälte, und das „bedeut ein kargen menschen und ein kleinmütigen“ - so das Straßburger Planetenbuch von 1575.<sup>6</sup> Grundlegend für diese Elementarlehre und ihre humoralpathologischen Folgerungen ist die „Vorstellung eines fundamentalen Gegensatzes von kontraktiven und expansiven Naturkräften“.<sup>7</sup> Die Kälte wirkt kontraktiv, also zusammenziehend und schrumpfend. Mit den entsprechenden seelischen Eigenschaften ist der Melancholiker versehen: er gilt unter anderem als selbstsüchtig, gefühl- und leidenschaftslos, träge, grausam, habgierig und sündhaft.

Das Barock war ein Zeitalter der Agonie. In seinem Selbstverständnis, eine von Gott abgefallene, sündige und endzeitliche Epoche zu sein, prägte es eine Zerknirschungsrhetorik

---

<sup>4</sup> Baudrillard, a.a.O., S.284.

<sup>5</sup> Zitiert nach: Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, bearbeitet von Rudolf Hildebrand, Leipzig 1873, Bd. 5.1., S.78.

<sup>6</sup> Zitiert nach Grimm, a.a.O., S.79.

aus, in welcher den Regungen der melancholischen und erkalteten Seele zentrale Bedeutung zukam. Bei Andreas Gryphius wird der Winter, bzw. die kalte Jahreszeit zur Chiffre für ein todesverfallenes Dasein, das heillos, unfruchtbar, leblos, brach und erstarrt ist; seine Eigenschaften sind negative, nämlich „fehlendes Licht und mangelnde Wärme“.<sup>8</sup> Dieser Mangel ergibt sich aus dem Verlust der göttlichen Gnade. Die Erkaltung der Welt ist die „Folge des Sündenfalls“.<sup>9</sup> Mit ihr gehen Melancholie, die „Sünde der Tristitia“ und „Aecedia“<sup>10</sup> einher. Die humoralpathologische Lesart von Kälte dient der Illustration des christlichen Sündenbegriffs. Die Melancholie wird zum Inbegriff des Sündig-Seins. Die aus dem Gnadenstand gestürzte Welt ist kalt und unfruchtbar wie ein Stein, und sie hat zugleich dessen Härte und Schwere. Dies ist, was später der Naturphilosoph Schelling - unter Rückgriff auf den barocken Mystiker Jakob Böhme - als das Reale bezeichnen wird: die Tendenz zur Kontraktion und Verschlussenheit. Die kontrakte Kälte der Melancholie, ihre Trägheit und Unbeweglichkeit bezeugen ihre Unfähigkeit zur Transzendenz, die allein eine Erlösung bringen kann.

Im achtzehnten Jahrhundert mit seiner vom Barock ganz unterschiedenen Lebenswelt verlagerten sich die Interessen der gebildeten und metaphernbedürftigen Öffentlichkeit langsam von religiösen Themen hin zu solchen, die um Probleme der bürgerlichen Emanzipation kreisten. Die Kälte-Metapher blieb. Wegen ihrer Betonung der kritischen Vernunft wurde die Aufklärung von ihren Gegnern unter den Verdacht der Gefühlskälte gestellt. Das große Thema der Aufklärung, nach dem das Vernunftsubjekt in seine Entfremdung von der Natur einwilligt, um seine Freiheit zu erlangen, parierten Empfindsamkeit und Sturm und Drang mit einer folgenschweren, weil traditionsstiftenden Klage über die Kälte der Entfremdung. Dieser sei der Mensch ausgesetzt, sobald er sich von seinen natürlichen Ursprüngen entfernt. Für die pietistische Empfindsamkeit war es das warme, im Erweckungserlebnis liebend sich erweiternde Herz, das Erkenntnisse stiftete, und nicht irgendwelche abstrakt-kritischen Anstrengungen. Und der Sturm und Drang zog dem mühsamen und prosaischen Geschäft der Kritik den genialischen Überschwang, mitunter sogar die Entfesselung der Leidenschaften vor.

---

<sup>7</sup> Frank, Manfred: „Steinherz und Geldseele. Ein Symbol im Kontext“, in: Frank, Manfred (Hg.): Das kalte Herz. Texte der Romantik, Frankfurt am Main und Leipzig 1996, S.257-400, S.263.

<sup>8</sup> Obermüller, Klara: Studien zur Melancholie in der deutschen Lyrik des Barock, Bonn 1974, S.81.

<sup>9</sup> Obermüller, a.a.O.

<sup>10</sup> Obermüller, a.a.O., S.82.

Mit der Romantik wurde die Tradition zweideutig: Die Kälte wurde zu einem Faszinosum. Diese Ambiguität ist symptomatisch für die anbrechende Moderne. Die Bipolarität des Metaphernsystems Kalt/Warm blieb bestehen. Seine Gegensätze blieben unauflösbar aufeinander bezogen, weil nur die thermische Differenz sie arbeitsfähig erhielt, aber die Pole wurden nun ambivalenter besetzt als zuvor.

Die Romantik war es auch, die die bis dato umfassendste Bestandsaufnahme zum Thema Kälte ablieferte. Fast 16 Spalten widmeten Jacob und Wilhelm Grimm in Band 5.1. ihres Deutschen Wörterbuchs dem Phänomen des Kalten und der Kälte. Danach bildet *Kalt* sowohl den Gegensatz zu *warm* als auch zu *heiß*, so wie *kühl* den Gegensatz zu *lau* darstellt. Das Attribut *Kalt* gilt primär sinnlichen Phänomenen, d. h. dem Wetter sowie Objekten, die erkaltend wirken: kalter Luft, Gegenständen, die Kälte speichern, kaltem Wasser und der Erde; außerdem bezeichnet es den Gegensatz zu Feuer, Hitze oder Wärme. Anthropologisch bezieht *kalt*, als Zeichen des Todes und des Grabes, den thermischen Gegenpol zur Lebenswärme. Es bezeichnet Angstzustände, Schrecken („kalter Graus“), Gemütsaufregung („heiß und kalt“), Gefühlsleere und Gefühlskälte.

Im Kontext seelischer Befindlichkeiten und Vorgänge steht es außerdem metaphorisch für bestimmte Gemütszustände: Kaltsinnigkeit, Mangel an Empfindung, Leidenschaft und Wärme, Selbstbezogenheit, Teilnahmslosigkeit, Unerregbarkeit, Unempfindlichkeit, Unbeweglichkeit, Gleichgültigkeit, Verstellung, Berechnung, Fanatismus („kalte Leidenschaft“), auch Keuschheit und Vernunft.

Die Romantik entdeckt zudem auch die Polregionen und das Hochgebirge als Themen literarischer Phantasien. Die frühe Neuzeit hegte gegen die allzu vermessene Erforschung unbekannter Landstriche theologische Bedenken. (Solche Bedenken konnten allerdings durch die Rentabilität dieser Regionen beschwichtigt werden.) Dem 18. Jahrhundert waren die Eiswüsten als Gräuel erschienen, weil die Natur sich in ihnen nicht geordnet, sondern in gefährlicher Wildheit zeigte. Hier herrschte nicht prästabilisierte Harmonie; die Schöpfung drohte vielmehr ins Chaos abzugleiten.

Der romantischen Epoche hingegen erschienen die Landschaften, die von der Kälte geschaffen und beherrscht werden, als verführerische Reservate, die die Imagination beflügelten und nach Bedarf zu Seelenlandschaften umgestaltet werden konnten. Dem antimodernen Affekt der Romantik kam vielleicht auch entgegen, dass die Unzugänglichkeit dieser Regionen ihre Ausbeutung erschwerte. Diese Faszination bewirkte aber leider, dass die weißen Flecke nun erst recht das Zielgebiet entdeckender Neugier wurden. Im ersten Viertel des 19.

Jahrhunderts nimmt das Interesse an der Erforschung der Polargebiete sprunghaft zu. Und die Berichte der zurückgekehrten Entdeckungsreisenden beflügelten wiederum aufs Neue die literarische Phantasie. Die Romantik stellt dem tradierten Topos der Herzenerkaltung die Metapher von der Kälte der menschlichen Vereinsamung zur Seite. Die Hybris des Forschers, die vermessene *curiositas* des Entdeckers werden als Tabubruch dargestellt. Die Strafen dafür sind Entfremdung und Unbehaglichkeit: der Wanderer ist, wie Wagners *Fliegender Holländer*, zu ewiger „Winter-Wanderschaft verflucht,/ Dem Rauche gleich,/ Der stets nach kältern Himmeln sucht“, wie es in *Vereinsamt*, einem frühen Gedicht Friedrich Nietzsches heißt.<sup>11</sup> Hier zeigt sich auch die Zweideutigkeit der Kälte-Metapher: denn der späte Nietzsche wird das Leben in der Kälte zu einer Voraussetzung für sein Philosophieren erklären.

Im Vormärz gerät die Kälte-Metapher ins Getümmel der Tagespolitik. Sie verflacht zu einem Gemeinplatz der politischen Rhetorik. Ihre Ambiguität gerät zur Beliebigkeit, weil die Inhalte austauschbar werden: Die republikanisch-bürgerliche Propaganda spricht von den feudalistischen Eispalästen der Despotie, die das Tauwetter eines demokratischen Völkerfrühlings hinwegschmelzen werde; auf der anderen Seite stimmt eine konservativ agierende politische Romantik das große Entfremdungslamento an.<sup>12</sup> Und der Marx des *Kommunistischen Manifests* beerbt beide, wenn er vom „Eiswasser der Entfremdung“ spricht, in das der moderne Bourgeois alle Verhältnisse tauche, indem er sie zu reinen Waren- und Tauschverhältnissen mache. Marxens Theorie der Entfremdung bringt etwas Neues, da sie postuliert, Kälte sei weniger ein Zustand der Erstarrung als vielmehr Resultat eines plötzlichen Kälteeinbruchs. Kälte indiziere Fortschritt, da sie zugleich „dialektisch wendbar“<sup>13</sup> sei. Der richtige Gebrauch der Entfremdung sei das Entscheidende.

Der poetische Realismus endlich stutzt den metaphorischen Wildwuchs. Zwar kommen auch die realistischen Poetiken nicht ohne Symbole aus, aber sie sind nicht bipolar angeordnet. Da sich der Realismus die Aufgabe gestellt hat, die mittleren und gemäßigten Zonen des bürgerlichen Alltags zu schildern und zu verklären, bietet er wenig Platz für hysterische Symbolüberfrachtungen wie die des binären Kalt/Warm-Schemas. Kälte verbleibt im Kontext von Naturschilderungen. Das schließt allerdings das katastrophische Element nicht aus, denn nicht einmal die Idylle ist harmlos: auch in Schneekugeln gibt es bisweilen Katastrophen, wie Stifters Erzählung *Bergkristall* oder sein Bericht *Aus dem bairischen Wald* zeigen.

---

<sup>11</sup> Nietzsche, Friedrich, „Vereinsamt“, in: Hoof, Hans Joachim (Hg.): Deutsche Lyrik von Walther von der Vogelweide bis Gottfried Benn, Waltrop und Leipzig 1999, S.497.

<sup>12</sup> Vgl. Jäger, Hans-Wolf: Politische Rhetorik im Jakobinismus und im Vormärz, Stuttgart 1971, S.12-16.

<sup>13</sup> Lethen, Helmut: „Lob der Kälte. Ein Motiv der historischen Avantgarden“, in: Kamper/D./van Reijen, W. (Hg.): Die unvollendete Vernunft. Moderne versus Postmoderne, Frankfurt am Main 1987, S.300.

Alexander Kluge hat bemerkt, Fontane habe am Vernunftthe-Arrangement in *Effi Briest* die Kälte der bürgerlichen Familie darstellen wollen.<sup>14</sup> Das zeigt jedoch nur Kluges Vertrautheit mit der Tradition der Kälte-Metapher, denn Fontane bedient sich in *Effi Briest* keiner manifesten Kälte-Metaphorik. Die Assoziation Kluges stammt eher aus dem Arsenal der *Kritischen Theorie*, nach der die Kälte das „Prinzip bürgerlicher Subjektivität“ darstelle.<sup>15</sup>

Bei Annette von Droste-Hülshoff jedoch finden sich Kälte-Bilder, die nicht als Elemente mimetischer Naturbeschreibung funktionieren, sondern metaphorisch eingesetzt werden. In dem Gedichtzyklus *Das geistliche Jahr*, einer Art lyrischem Rechenschaftsbericht über das Leiden am eigenen Glaubenszweifel, wird die *contritio cordis*-Metaphorik des Barock noch einmal wiederbelebt. Die Herzensverhärtung des stoischen Melancholikers und das ebenso stoische Erdulden des Zustands der Gottesferne sollen durch die Zerknirschung des Herzens aufgehoben werden.

Wie es die romantische Naturspekulation Anfang des 19. Jahrhunderts getan hatte, versorgten die prosperierenden Naturwissenschaften ein Säkulum später die verschiedenen Strömungen der literarischen Moderne mit Kältebildern. Die zeitgenössischen Pessimismen zeigten sich von der Thermodynamik fasziniert. Viele verstanden sie als eine Art apokrypher Geschichtstheorie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. - Und wer der Nervenkunst der *Décadence* und ihrer Ambivalenzen ebenso überdrüssig war wie des expressionistischen Pathos', der entdeckte, wie Brecht, die Soziologie: als eine Ingenieurwissenschaft der menschlichen Seele trachtete sie danach, die Reste unerlöster Innerlichkeit aus dem Menschen zu entfernen, um ihn - als funktionelles *zoon politicon* - zu einem Subjekt in der Kälte zu machen.

Kältebilder können verschiedenen Kontexten eingezeichnet werden: solchen der apokalyptischen Dichtung, der politischen Rhetorik, Gefühlsdiskursen, Landschaftsbeschreibungen, in der Moderne zudem den populären Naturwissenschaften, der soziologischen Analyse und der Philosophie. Diese Kontexte sind nicht immer gleich populär, denn epistemologische Errungenschaften führen nicht nur zu Paradigmenwechseln innerhalb einer Disziplin, sie entscheiden auch über die Relevanz und Popularität der jeweiligen „großen Erzählung“ (Foucault) einer Epoche. Manfred Frank beispielsweise hat gezeigt, wie

---

<sup>14</sup> Vgl. Kluge, Alexander: Theodor Fontane, Heinrich von Kleist und Anna Wilde. Zur Grammatik der Zeit, Berlin 1987.

<sup>15</sup> Adorno, Theodor W.: Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1969, S.107f.

in einer Epoche der anwachsenden Kapitalwirtschaft die Figur des Tauschs und die Metapher vom Kalten Herzen an Relevanz gewinnen. Und die von den nationalen geographischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts veranstalteten Polarexpeditionen brachten nicht nur neue Forschungsergebnisse über die Nord- und Südpolregionen; diese Erkenntnisse wirkten zugleich derart anregend auf das kollektive Vorstellungsvermögen, dass sich fortan ein großer Teil der apokalyptischen Literatur der Epoche aus diesem Fundus bediente, immer die Angstlust des Publikums nährend, das Kolonisierte werde zurückschlagen<sup>16</sup> und als neue Eiszeit auf die Zentren der zivilisierten Welt vorrücken.

Die Bilder mäandern sozusagen zwischen den Topoi. Die populärsten Kältebilder überdauern jeden Paradigmenwechsel. Sie tauchen oft - wie die zwei Spitzen eines Eisbergs - an entlegener Stelle oder in neuen Zusammenhängen auf. Dabei kontaminieren sie ihre Bedeutung im neuen Kontext durch die mitgeführte Gedächtnisfracht. In einer alexandrinischen Kultur genügt oft die Nennung eines Wortes, um - beim wissenden Publikum - zugleich dessen Überlieferung zu evozieren. Die gesamte Tradition einer Metapher oder eines Symbols ist dann präsent. Aber ein allzu routinierter Gebrauch zeitigt meistens sehr verschwommene Resultate. Man bedient sich einfach aus einem reichen Fundus und spekuliert auf Assoziationswilligkeit und -vermögen des Lesers. Die zeitgenössische Kulturkritik stellt die Kälte-Metaphorik gerne in den Dienst ihres Lamentos über die Entfremdung in der Moderne und über die daraus resultierende allseitige Kälte der „zwischenmenschlichen Beziehungen“. Diese Vereinnahmung ist ebenso dem Faszinosum der Kälte-Symbolik geschuldet wie dem diagnostischen Wert, der ihr zugeschrieben wird. Wer unter dem Anspruch antritt, der Moderne die Leviten zu lesen, hantiert mit der Kälte-Metapher oft wie mit einem besonders scharfen Instrument der Sondierung und Zergliederung.<sup>17</sup>

Einer solchen Unübersichtlichkeit ist nicht mit einer einfachen Katalogisierung beizukommen. Wie man es statt dessen auch machen könnte, haben in den letzten Jahrzehnten Manfred Frank und Helmut Lethen gezeigt. Besonders den Versuchen Lethens, jene Tendenzen der klassischen Moderne zu untersuchen, welche die Kälte-Metapher aus der Umklammerung einer vulgären Entfremdungs-Rhetorik zu lösen und eine Exegese *ad malam et bonam partem* zu versuchen, verdankt der Verfasser wichtige Einsichten.

---

<sup>16</sup> Vgl. Marx, Friedhelm (Hg.): Wege ins Eis. Nord- und Südpolfahrten. Literarische Entdeckungen, Frankfurt am Main und Leipzig 1995.

Ich möchte eine andere Methode vorschlagen. Effizienter als eine Sortierung der Kälte-Bilder nach literaturhistorischen („modern“ vs. „klassisch“), historischen („fortschrittlich“ vs. „reaktionär“) oder politischen („links“ vs. „rechts“) Kriterien scheint mir die Untersuchung des Zusammenhangs zu sein, der zwischen Kälte-Bildern und der Zeit, genauer: ihren zwei Modi, besteht. Damit bleiben wir im Bann eines paarigen Schemas. Das *tertium non datur*, dem unsere Metaphorik seine Durchschlagskraft verdankt, der Grundsatz vom ausgeschlossenen Dritten, ist eine ästhetisch sehr wirkungsvolle und ästhetisch folgenschwere Doktrin, auch wenn die Wirklichkeit nicht per Kippschalter funktioniert.

Als sehr anregend für die Untersuchung haben sich Ansätze der zeitgenössischen Grundlagentheorie erwiesen, nach denen die Zeit sich einer Art Doppelstruktur bewege. Demnach verläuft der Strang der „Geschichtszeit“ linear und irreversibel wie ein Pfeil, der Strang der „Verkehrszeit“ hingegen zyklisch und reversibel, wie ein Rad. Eine „intakte Zeit“ weist beide Elemente auf. Die Errungenschaften und Beschleunigungen der Moderne haben, so die These, zu einem Bruch dieses Zeitgetriebes geführt. Die Zeit verrinnt in ziellosem Fortschritt oder sie gerinnt im Stillstand. Überträgt man dieses binäre Konzept auf den in gleicher Weise symmetrisch gelagerten Fall der Kälte-Metaphorik, dann können ihre vielen Stimmen entmischt, die verschiedenen Motive um zwei Pole angeordnet werden, als Vorgang eines plötzlichen Kälteeinbruchs (Kataklysmas) oder als Zustand der Erstarrung (thermisches Equilibrium).

Das erste Kapitel dieser Arbeit befasst sich mit dem Zusammenhang zwischen Kältebildern und Zeitwahrnehmung und damit, wie der Bruch des Zeitgetriebes (der die Moderne kennzeichnet) zu einer Entmischung der Kälte-Motive beiträgt. Es soll dargestellt werden, wie die Philosophen und Dichter, nachdem Mitte des 19. Jahrhunderts der Weltgeist aufs Altenteil ging, ihre enttäuschte Liebe zu Idealismus und Geschichtsoptimismus abreagieren, indem sie immer wieder Unheilsszenarios entwerfen, in denen die Geschichtszeit geradewegs in den Kältetod führt. Aus dem Groll gegen den gängigen Vulgär-Idealismus der Epoche wird die antike Vorstellung von der „ewigen Wiederkehr“ neu entdeckt, die nichts anderes ist als ein Bild der Verkehrszeit. - Aus der Perspektive der christlichen Heilsgeschichte wiederum muss diese Verkehrszeit als ein Simulakrum säkularisierter Ewigkeit erscheinen. Dieses verheißt

---

<sup>17</sup> Vgl. Padruitt, Hanspeter: Der epochale Winter. Zeitgemäße Betrachtungen, Zürich 1990. Negt, Oskar:

zwar ewige Seligkeit, ersetzt jedoch alte, herzwärmende Heilsgewissheiten durch eine Erstarrung, die alle Symptome der Depression und der Krankheit zum Tode zeigt.

Dem offenen Konzept dieser Arbeit ist der Umstand geschuldet, dass die weiteren Kapitel mit dem Thema des ersten Kapitels, Zeitwahrnehmung und Kältemetaphorik, nur in einem losen Zusammenhang stehen. Brecht und Kluge sind prominente Vertreter einer Tradition, die sich an der Auflösung des ehernen Zusammenhangs zwischen Kälte-Metaphorik und Entfremdungs-Rhetorik abgearbeitet hat.

Die losgelassene Geschichtszeit erbaut sich Zentren, die nach den Regeln der Entfremdung organisiert sind. Auf ihrem großstädtischen Terrain herrschen Maximen, die eine Entfernung von den lebensgeschichtlichen Ursprüngen fordern. Der Brecht der zwanziger Jahre zeigt, dass es für das in dieser Kälte lebende Subjekt keinen Sinn hat, die eigene Entfremdung zu beklagen. Um sich zu einem Subjekt zu bilden, das in der Kälte überleben kann, empfiehlt Brecht eine besondere Kinesiologie. Mit ihr überträgt er die Maximen der Verfremdung vom Drama auf die Lyrik. Die Lyrik ist die adäquate Ausdrucksform des vereinzelt und entfremdeten Großstädtlers. Im *Lesebuch für Städtebewohner* entwirft Brecht eine Lyrik des Gestischen, in der, anders als in seinem Epischen Theater, nicht das Zeigen, sondern das Verbergen zur wesentlichen Haltung wird. Das Epische Theater wollte die Täuschung einer Identität von Rolle und Schauspieler aufdecken. Ihre Methode dafür war das *Zeigen*: Der Schauspieler rückt von der Rolle ab, entfremdet sich von ihr und ist so in der Lage, aus der Pose des Objektiven das Verhalten des Dargestellten vorzuzeigen. Der monologische Charakter des Gedichts verlangt eine andere Strategie der Verfremdung. Brechts gestische Lyrik postuliert, dass die Instanz einer unhintergehbaren Innerlichkeit, auf die sich das entfremdete, angefochtene oder leidende Subjekt zurückziehen kann (und die es mit Lyrik pflegt und therapiert), nur eine Fiktion sei. Um in den Zentren der Entfremdung zu bestehen, bedürfe es einer Haltung der Affirmation und Überbietung. Man müsse „so kalt und allgemein“ sprechen wie die Wirklichkeit selbst. Distanz sei nicht gegenüber den Verhältnissen geboten, sondern gegenüber den Bauchrednern und Ausstellern einer fiktiven und daher gefährlichen Intimität. Das Subjekt des *Lesebuchs* hüllt sich in rhetorische Ironie, um nicht womöglich für „kritische Aussagen“ Beifall von der falschen Seite zu bekommen. Lieber riskiert es, missverstanden zu werden.

Alexander Kluges Werk erscheint als eine Art Satyrspiel zu den großen Kälte-Erzählungen der Tradition. Kluge gebietet über eine ehrfurchteinflößende Kenntnis der verschiedenen Kontexte, in denen die Kälte-Metapher ihren Ort hat, *und* über ihre jeweilige Bedeutung innerhalb dieser Kontexte.

In *Lebensläufe*, seinem Debüt aus dem Jahr 1962 - „Geschichten, die über die Bruchstellen von 1945 hinweg verlaufen“ (Klappentext) - exemplifiziert Kluge die bereits erwähnte These, nach der die Kälte geradezu ein konstituierendes Prinzip des modernen bürgerlichen Subjekts darstelle. Das Subjekt Kants und Schillers hatte in die Selbstentfremdung eingewilligt, um seine Freiheit von der Natur und dem eigenen Körper zu erlangen. Bei Kluge ist dieses Subjekt zu etwas mutiert, das wacker „Entmenschlichung auf eigene Faust“ betreibt, weil es ansonsten unterzugehen fürchtet - und durch derart wilde Selbstbehauptung erst die Umstände schafft, die es gefährden.

Diesen Ansatz verfolgt Kluge weiter in *Schlachtbeschreibung* (1964). Hier zeigt er in einer Art Semi-Dokumentation, wie das anthropologische *Prinzip Hautnähe*, manifestiert in dem Bedürfnis, „in der Kälte beieinander zu bleiben“, geradewegs in den winterlichen Kessel von Stalingrad führt. Kluge stellt zudem, ganz in neu-sachlicher Tradition - die Schlacht um Stalingrad dar als ein Resultat moderner Organisations- und Produktionsabläufe, in denen selbst der russische Winter noch eine Funktion zu erfüllen hat.

Das monumentale Werk *Geschichte und Eigensinn* (1981), gemeinsam mit Oskar Negt verfasst, bietet eine fröhliche Wissenschaft aus apokryphen Eiszeittheorien, kritischer Theorie, schwarzer Anthropologie, Psychoanalyse, Wissenschaftssatire und *science fiction*. Hegel definiert Eigensinn als Freiheit in der Knechtschaft. Der Eigensinn affirmiert den *status quo*, weil er sich ihm Selbstverwirklichung auf eigene Rechnung und Gefahr erhofft. Kluges Protagonisten sind stolz auf ihren Wirklichkeitssinn und zugleich durchdrungen von der Vorstellung, Glück könne sich als Nebenprodukt von Arbeit organisieren lassen. Als Eigensinn erscheint der Wille des modernen Subjektes, seine Fähigkeiten *in toto* zur Verwertbarkeit zu bringen. In bester Absicht entwickelt es Überschüsse, die zu Neurosen, Zwangsvorstellungen und anderen Aufheizungen führen.

Kluges Helden einer verwalteten Welt, seine Verfassungsschützer, Werkschutzangestellten, Militärs, Juristen, Techniker, Feuerlöschkommandanten, Faschingsprinzen, Naturwissenschaftler, System- und Schwachstellenforscher drängt es danach, bisher ungenutzte Valenzen ihrer Persönlichkeit in ihre Arbeit „einzubringen“. Das Schöpferische

drängt in die Arbeitsprozesse und führt dort zu Überfunktion, Verbohrtheit, Eigensinn. Die Tüchtigkeit erscheint als psychische Überhitzung. Und auch das Private soll nach Kriterien der Wirtschaftlichkeit und Funktionalität organisiert werden: Denn Kluges Welt kennt keine Reservate, keine Inseln, die frei wären von der Gewalt der Ökonomie, und die Liebe schon gar nicht: sie ist entweder Kooperation, Ware oder (Lohn-) Arbeit.

*Geschichte und Eigensinn* gipfelt in einem eschatologischen Modell, nach dem solche Protestenergie an einem „abarischen Punkt“ die Maximen des Realitätsprinzips und der entfremdeten Arbeit aufzuheben vermag. Dieser kurze Moment der Freiheit hat jedoch den Untergang im Gefolge, denn der abarische Punkt ist zugleich eine Art thermischer Nullpunkt. - Und damit hätte sich der Kreis geschlossen. Die praktische Vernunft, die versucht, die Kälte-Metaphorik aus dem Bann der tragischen Untergangsphantasien zu lösen, ist dazu verdammt, sich zu wiederholen, diesmal als Farce.

## 1.1. Kältebilder und Zeitwahrnehmung

„Die Kältetendenz rührt vom Eindringen der Physik in die moralische Idee.“

Osip Mandelstam, 1930

Manfred Frank und andere haben dargestellt, wie erstmals die Romantik zu dem Motiv der unendlichen Fahrt das der Kälte gefügt hatte<sup>1</sup> und wie aus dieser Verbindung ein neues, wirkmächtiges Motiv entstanden war, das der Polarreise. Von S.T. Coleridges *Rhyme of the ancient Mariner* (1798), Wilhelm Müllers *Winterreise* (1823), über E.A. Poes *Die Abenteuer Gordon Pym* (1838), Richard Wagners *Der fliegende Holländer* (1841), Jules Vernes *Die Eissphinx* (1897) und Georg Heyms *Die Südpolfahrer* (1911) bis zu Christoph Ransmayrs *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* (1984) erstreckt sich - von den unzähligen Expeditionsberichten und literarisch ambitionierten Abenteuerromanen ganz abgesehen - die literarische Tradition des Polarreise-Motivs, das zu meist als poetische Diagnose und Kritik einer Epoche gelesen wird, die im Eiswasser ihrer eigenen Berechnungen zu erfrieren droht.

Das Motiv der Reise in das ewige Eis soll, so die gängige Lesart, eine metaphorische Beschreibung jener Bedingungen leisten, die, von der Moderne verhängt, in schöner Regelmäßigkeit unter dem Begriff der Entfremdung zusammengefasst werden. In solch zeitdiagnostischem Kontext erscheint die Polarreise als „Bruch mit einer Vergangenheit, in der es die Möglichkeit des ‘Heils’ gab, und als Aufbruch ins offene Meer des Heillosen, der menschlichen Autonomie.“<sup>2</sup> Der *Bruch*, von dem Frank hier spricht, meint den Bruch mit jenem „Minimalkonsensus über die letzten Zwecke des Gemeinwesens“<sup>3</sup>, der immerhin noch Werte jenseits der Sphäre des Tausches - „metaphysische Lebenswerte“<sup>4</sup>, wenn man so will - zugestand; der *Aufbruch* ins Offene führt die Polfahrer in Isolierung, Entfremdung, Einsamkeit, Niedergeschlagenheit und damit in einen „Zustand

---

<sup>1</sup> Frank, Manfred: „Das Scheitern am ‘Heil’: die Reise ins ewige Eis“, in: Frank, Manfred: *Die unendliche Fahrt. Ein Motiv und sein Text*, Frankfurt am Main 1979.

Frank, Manfred: „Aufbruch ins Ziellose.“ In: Frank, Manfred: *Kaltes Herz, Unendliche Fahrt, Neue Mythologie*. Frankfurt am Main 1989. S.50-92.

Marx, Friedhelm: „Reisen ans Ende der Welt.“ In: Marx, Friedhelm (Hg.): *Wege ins Eis*, S.298-321.

<sup>2</sup> Frank, *Unendliche Fahrt*, S.122.

<sup>3</sup> Frank, *Unendliche Fahrt*, S.123.

<sup>4</sup> Thomas Mann beschreibt Theodor Storms Politik als ein „Hegen metaphysischer Lebenswerte“, in: Mann, Thomas: *Bekenntnisse eines Unpolitischen*, Frankfurt am Main 1983. S.116.

äußerster Sündhaftigkeit“<sup>5</sup>. Unerlöste Flüchtigkeit ist, so exemplifiziert Frank an Coleridges *Ancient Mariner*, letztlich der Preis der Mündigkeit.

Der solcherart Flüchtige landet in einem „Zwischenreich zwischen dem Ewigen und dem Irdischen“<sup>6</sup>. Weil ein solches Zwischenreich aber jeder Topographie enthoben ist, kann es nicht länger darum gehen, das ursprünglich angepeilte Ziel zu erreichen. Der Verdammte ist stattdessen in einen „Tod-bei-Lebzeiten“<sup>7</sup>, in einen Modus der Reversibilität geraten. In einem solchen Zustand ist das biologische Ziel immer schon erreicht, und es ist das Los des Fahrenden, bis in alle Ewigkeit seine ziellose Fahrt auf die immergleiche Weise fortzusetzen.

In den Ausführungen zu Wilhelm Müllers *Winterreise* wird gezeigt werden, dass der unselige Wanderer einen Ort des Ursprungs nicht etwa verlässt, sondern nur unablässig um einen solchen kreist; der erste Vers des Zyklus (!) könnte ebenso gut sein letzter sein. Die allfällige Kälte stellt sich nicht im Verlauf einer Reise ins Offene ein, sondern ergibt sich aus dem sinnlosen Kreisen um einen abhanden gekommenen Mittelpunkt.

In den Schriften über die Metaphorik der Kälte wurde der Modus der Reversibilität als „Kälteproduzent“ bisher vernachlässigt. In der Regel wird das Motiv der Kälte mit dem irreversiblen Lauf eines „Projekts der Moderne“ gekoppelt. Aus seiner Irreversibilität kann dann, je nach Geschmack und Gesinnung, das Lob der Kälte ebenso gut destilliert werden wie das Lamento über die Entfremdung, sei es „Selbst-“ oder „Weltentfremdung“. Die Avantgarden, die das Lob der Kälte skandieren, hoffen auf die Gelegenheit, sich selbst zum Subjekt des historischen und gerichteten Prozesses zu machen oder sie spekulieren auf mehr „Deutungsmacht“, als ihnen bisher zukam. Von konservativer Seite wird derselbe Prozess als Untergang der Welt beklagt. A priori schon haben sich beide Schulen wortlos darüber verständigt, dass es der zielgerichtete Lauf der Geschichte sei, der Kälte generiert. Die Entfernung vom Ursprungs-Ort ist zugleich ein nicht umkehrbarer Abkühlungsprozess. Mit der Distanz vom Ursprung potenzieren sich die Geschwindigkeit der Reise und die Kälte. Stillschweigend setzt man allerseits eine irreversible Folgerichtigkeit der Eskalation voraus. Darum wird die Geschichte der Moderne dargestellt als Reise ins Eis.

---

<sup>5</sup> Frank, *Unendliche Fahrt*, S.121.

<sup>6</sup> Frank, *Unendliche Fahrt*, S.125.

<sup>7</sup> Frank, *Unendliche Fahrt*, a.a.O.

Die der Romantik ebenso genuine Empfindung des (Kälte-)Todes-bei-Lebzeiten, das Klagen über die „bleierne Zeit“, der Don-Juanismus, der Kultus um die Melancholie, die *Verzweiflung*; das Lamentieren des Expressionismus über *ennui* und Langeweile: verdanken sie sich nicht eher der Wahrnehmung, die sich einstellt, wenn jede Bewegung immer wieder auf den Ort ihres Ursprungs zurückgebogen wird, weil ein historisches *Telos* abhanden gekommen scheint? - Aus der *Geschichte* werden wieder die *Geschichten*, der Pfeil biegt sich zum Rad. Die Zeitwahrnehmung des Menschen gliedert sich in zwei Modi, den der Reversibilität und den der Irreversibilität, aber noch ist nicht ausgemacht, welcher Modus die größere Kälte zeitigt; das sollen die folgenden Kapitel zeigen.

### **Die Zwieschlächtigkeit der Zeit**

Der Naturalist Wilhelm Bölsche (1861-1939), der in populärwissenschaftlichen Büchern seinem Publikum naturwissenschaftliche Probleme aus monistischer Perspektive näher zu bringen versucht hat, schreibt 1906:

So muß ein Jahrhundert, in dem gerade die Technik unerhört sich erweiterte, geradezu endlos erscheinen, weil es unausgesetzt Zeit gewinnt, immer mehr in immer kürzerer Zeitspanne erledigt, - weil es gleichsam sich selber fort und fort in immer winzigere Stationen auflöst, deren jede doch die Arbeitswucht zeigt, die unvergleichlich viel größeren Zeiteilen nur als Summe zukam.<sup>8</sup>

Weil mittels technischer Möglichkeiten alle Vorgänge beschleunigt werden, wird das Geschehen so kleinteilig wahrgenommen, dass ein Säkulum seinem Zeitgenossen wie ein Äon erscheinen muss. Die menschliche Fähigkeit, Werkzeug zu schaffen und einzusetzen, überbietet das Tempo der Evolution, deren endlose Zeitalter im Rückblick - nicht auf einen Tag (denn das Licht der Welt knipst erst mit seinem Blick der Mensch an) - zu einer „Nachtwache“<sup>9</sup> zusammenschrumpfen. Die Beschleunigung wird paradoxerweise als Verlangsamung wahrgenommen. Mitunter scheint der Prozess technischer Entwicklung, die gerichtete Bewegung, der Fortschritt, ganz stillzustehen - wie der *Pfeil des Zenon*.

---

<sup>8</sup> Bölsche, Wilhelm: Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur, Leipzig 1901. S. 6f. - Bölsche, der sich auch später immer wieder mit den seinerzeit modischen Untergangphilosophien auseinandergesetzt hat (Eiszeit und Klimawechsel, 1919), hat seinem Buch das Motto vorangestellt: „Ich wachte auf, ein Sturm ging kalt,/ Da war ich wie die Welt so alt“.

<sup>9</sup> Bölsche, a.a.O., S.8.

Zenon der Eleate (um 490-430 vor Chr.) stützte seines Lehrers und Adoptivvaters Parmenides' Lehre von der Unwandelbarkeit alles Seienden. Parmenides (um 500 v. Chr.) leugnete jede zeitliche Bewegung; alles Werdende erschien ihm unwirklich: aus Nichts, so seine Doktrin, komme nichts. Parmenides verfügt: „Das Sein ist.“ Dieses Sein sei unteilbar und unbeweglich, das Seiende hingegen nur Schein und alle Aspekte seines Werdens und Vergehens daher irrelevant. Zenon suchte durch seine Aporie vom stehenden Pfeil oder jene, anschaulichere, von Achilles und der Schildkröte die Scheinhaftigkeit mechanischer Bewegung zu beweisen.

Achilles und die Schildkröte wollen über hundert Meter um die Wette laufen. Achilles, seines Sieges sicher, gibt der Schildkröte eine Vorgabe von zehn Metern. Der Wettlauf beginnt. Nach ein paar Sprüngen hat Achilles den Punkt erreicht, an dem die Schildkröte startete. Die Schildkröte ist nur noch einen Meter vor Achilles. Im nächsten Augenblick wird Achilles diesen Punkt erreicht und die Schildkröte eingeholt haben? Aber in diesem kurzen Augenblick ist die Schildkröte wieder ein kleines Stück weitergekommen, so daß Achilles wieder nur ein kleines Stückchen hinter ihr ist und sofort. Er wird sie nie ganz einholen, sozusagen erst im Unendlichen.<sup>10</sup>

Die Eleaten übernahmen Vorstellungen des Philosophen Anaximander (geb. 610 v. Chr.), der postuliert hatte, alle Dinge fänden eben dort ihr Ende, wo sie auch ihren Anfang nähmen. Anaximander hatte die Natur als polares System gedeutet: sie oszilliere stets zwischen den Gegensätzen von trocken/feucht und kalt/warm; sie schwinde zwischen Gegensatz, Ausgleich und erneutem Gegensatz. Solche Zyklizität erscheint den Eleaten, unter dem Gesichtspunkt des Absoluten, als Unbeweglichkeit. Damit begründete die Schule von Elea zugleich die Tradition philosophischen Weltverlusts.

Parmenides votierte also für eine „Dauer des Absoluten“<sup>11</sup> und bezog damit die Gegenposition zu dem bekannten Ausspruch des Heraklit, nach dem „alles fließe“ und alle Vorgänge unumkehrbar seien.

Aristoteles teilt Heraklits Primat eines ewigen Werdens. Nach Aristoteles folgt jedes Ding seiner eigenen Entelechie, dem ihm innewohnenden Gestaltungsprinzip. Im Durchlauf dieses Prozesses absolviert es bestimmte Stadien, die Metamorphosen. Ein Stadium, das dem Ausgangszustand näher steht, gilt Aristoteles als das Frühe, eine Phase, die dem Ende näher ist, als das Spätere. Aristoteles setzt Raum und Zeit in ein Verhältnis zueinander. Regression, also die Abkehr vom Ziel der Entelechie in einen frühe-

---

<sup>10</sup> Cramer, Friedrich: Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie, Frankfurt am Main und Leipzig 1993, S.19.

<sup>11</sup> Cramer, Zeitbaum, a.a.O.

ren, dem Ursprung näheren Zustand ist nicht möglich.<sup>12</sup> Aristoteles führt also explizit jenes Prinzip der irreversiblen Zeit ein, von dem Heraklit zuvor nur dunkel geraunt hatte.

Lässt man beide Theorien gelten, die zyklische wie die lineare, dann folgt daraus, dass die Zeit über eine Doppelstruktur verfügen muss. Sie kann in zwei unterschiedlichen, jedoch miteinander verschränkten Modi erscheinen, im Modus der Irreversibilität *und* dem der Reversibilität. Für diese Struktur der Zwieschlächtigkeit findet Friedrich Cramer das Bild eines „Zeitbaums“ aus Zeitlosigkeit (reversibler Zeit) und Zeit (irreversibler Zeit), in dem das gesamte Weltgeschehen aufgehängt sei.<sup>13</sup> Wolfgang Kaempfer spricht von einem fragilen „Zeitgetriebe“ aus Verkehrszeit und Geschichtszeit,<sup>14</sup> in dem sich die menschliche Zeitwahrnehmung vollziehe. Die Geschichtszeit ist irreversibel wie das Wachstum und der Zerfall von Systemen, Geburt und Tod, Licht oder thermische Vorgänge wie Abkühlung und Erwärmung. Die Verkehrszeit hingegen ist eine Zeit der zyklischen Wiederkehr, der Erhaltung von Systemen, der astronomischen Regelmäßigkeiten, der Jahreszeiten, des Stoffwechsels, der elektromagnetischen Impulse; sie ist reversibel.<sup>15</sup>

Setzt man für den Modus der Geschichtszeit das Symbol eines Pfeils und für den der Verkehrszeit ein Rad (als den auf seinen Anfang zurückgebogenen Pfeil), so ergibt sich als Symbol für das Zeitgetriebe die Figur einer Spirale. - Auch die Terminologie christlicher Heilsgeschichte spricht von Zeit (*chronos*, irreversible Geschichtszeit) und Ewigkeit (*aion*, reversible Verkehrszeit), aber hier sind die beiden Zeitmodi nicht von einander durchwachsen: die von Aristoteles beeinflusste Scholastik deutet Geschichte als irreversible Bewegung des Menschen zu Gott hin, beginnend mit dem Kreuzigungstod Christi und endend mit dem Tag des jüngsten Gerichts. Augustinus hielt die Idee von zyklischer Zeit und Wiederkehr für so abgeschmackt und ungeheuerlich, dass er ihr im 12. Buch seines *Civitas Dei* mehrere Kapitel widmete. Und noch Kant deutete die Ewigkeit nicht als „ins Unendliche fortgehende Zeit“, sondern als deren Ende: Ewigkeit ist numinose Dauer, ein nicht intelligibles Fortwesen der Menschen im Göttlichen.<sup>16</sup>

---

<sup>12</sup> Vgl. Cramer, *Zeitbaum*, S.26.

<sup>13</sup> Cramer, *Zeitbaum*, S.23.

<sup>14</sup> Kaempfer, Wolfgang: *Zeit des Menschen. Das Doppelspiel der Zeit im Spektrum der menschlichen Erfahrung*. Frankfurt am Main und Leipzig 1994, S.24 ff.

<sup>15</sup> Vgl. Kaempfer, *Zeit*, S.9f.

<sup>16</sup> Kant, Immanuel: *Das Ende aller Dinge* (1794). In: *Werke*, Band IV, *Schriften von 1790-1796*, hsg. von A. Buchenau, E. Cassirer, B. Kellermann, Hildesheim 1973 (Reprint), S. 411-424, S.411.

In der heroischen Phase der klassischen Naturwissenschaften geriet die Vorstellung, Zeit folge einer Doppelstruktur, in Vergessenheit.<sup>17</sup> Mit der Neuzeit begann das Regime der Uhren. Zeit setzte nun nicht mehr, wie bei Aristoteles, Vorher und Nachher in ein Verhältnis, denn die klassische Physik kennt keine Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft; sie ist auch nicht mehr, wie die Scholastik, auf ein göttliches Wirken bezogen. Zeit wird „zu einer abstrakten universellen Ordnung, die völlig unabhängig davon ist, was in der Zeit geschieht“.<sup>18</sup> Zeit wird von einer Qualität zu einer Quantität. Newtons Formulierung von Gott als einem „Uhrmacher“, der das Pendel kosmischer Bewegungen nur anstoße, worauf sich die Welt allein weiter fortschaffe, postuliert einen Kosmos, der den Gesetzmäßigkeiten der Verkehrszeit folgt: „Die Newtonsche Physik hat das Bild der stabilen reversiblen Welt, einer Welt als aufziehbare Uhr, eine Uhr, die man sogar im Prinzip rückwärts laufen lassen kann.“<sup>19</sup> Diesem Dogma einer Weltmaschine, dessen ideale Bewegungen sich nicht verbrauchen, wollte sich jedoch das Chaos des Alltags und der Geschichte nicht immer fügen. Und so hing (und hängt) das Gelingen der Expansion bürgerlicher Unternehmungen wesentlich davon ab, wie weit die „Eigenzeiten“ ihrer verschiedenen Interessensphären in Übereinstimmung miteinander gebracht und mithin der allgemeinen Verkehrszeit unterworfen werden konnten. Die modernen Gesellschaften haben in ihren Kursbüchern, Flug- und Fahrplänen, ihren Jahresberichten und Steuererklärungen, in der Vorhersehbarkeit ihrer Spektakel den Modus der Reversibilität perfektioniert.<sup>20</sup> Einer der Zentralbegriffe der Moderne, *der Fortschritt*, gehört denn auch nur auf den ersten Blick dem Modus der Geschichtszeit an. Schon der pompe Singular irritiert. Wann wurde aus den Fortschritten der Fortschritt? Blaise Pascal verwendet bereits das Singularetantum. Und G. K. Chesterton erklärt: „Der Fortschritt als solcher kennt keinen Fortschritt.“<sup>21</sup> Stets wird der aktuelle Modus, die jeweils neueste Errungenschaft zum idealen Endzustand erklärt. Im nächsten Moment wird die simulierte Dauer ebenso nachdrücklich verworfen. Fortschritt ist „leere“ und losgelassene Verkehrszeit“:<sup>22</sup>

---

<sup>17</sup> Das erklärt, warum unser *common sense*, der, Relativitätstheorie hin, Quantenmechanik her, immer noch stark von den Postulaten der klassischen Physik geprägt ist, bei der Vorstellung, die Zeit sei zwischlächlich, stutzt und stille steht.

<sup>18</sup> Cramer, *Zeitbaum*, S.38.

<sup>19</sup> Cramer; Friedrich: *Chaos und Ordnung*, Stuttgart 1994, S.247. Zitiert nach: Cramer, *Zeitbaum*, S.40.

<sup>20</sup> Vgl. Kaempfer, *Der Triumph der Verkehrszeit*, in: *Zeit des Menschen*, S.231-246.

<sup>21</sup> Chesterton, Gilbert Keith: *Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen*, Frankfurt am Main 2000, S. 78.

<sup>22</sup> Kaempfer, Wolfgang: *Die Zeit und die Uhren*, Frankfurt am Main und Leipzig 1991, S.138.

Als eine Art Verschiebebahnhof für Ankünfte und Abfahrten, die sich beliebig festlegen lassen - oder die dem Modus jener „inneren Erfahrung“ folgen, die Heidegger theoretisch und die Pound poetisch entfaltet hatte -, bezöge die Zeit ihre raison d'être eher aus den Zeiten, die sie durchfahren, als aus ihrer Eigenheit und Eigenart. Ihr existenzialer Modus, um mit Heidegger zu sprechen, wäre dem der Mode angenähert, die ja der Idee nach stets im Augenblick besteht, im Augenblick der Ankunft oder Abfahrt selbst. Es ist der Augenblick, in den die Vergangenheit stürzt, um als Zukunft wiederaufzuerstehen. Mode ist ewig „das neue“ und ewig „nichts Neues“. Sie ist doppelt-positive Sensation des neuen unter der Form des Alten und des Alten unter der Form des Neuen. Mode - als beständige *Vergegenwärtigung* - hätte so die Stelle des Mythos eingenommen, sie wäre seine Parodie. Auf ihrem „dialektischen Umschlagplatz“ regiert ein „langer fleghafter Kommiss“, wie Benjamin gesagt hat, und der ruft zum „Ausverkauf“. Dieser Kommiss ist der Tod. Mode ist nicht, wie sie so gern suggeriert, das Jetzt einer Geburt -die „création“ - sondern dessen Parodie, und das heißt: der Tod. Ob sie will oder nicht: „das Neue“ ist stets nur ein geschminkter Leichnam.<sup>23</sup>

Die Mode ( wiederum ein Singularetantum!) erscheint als die serielle Implosion von Vorgängen zu bloßen Aktualitäten, die immer wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren, ein *nunc stans*. Joachim Schumacher hat dieses Phänomen mit dem Trägheitsgesetz in Zusammenhang gebracht:<sup>24</sup> „Es entsteht so eine gespenstische Irrealität von Punkten, die nicht wirken, sondern die bewirkt werden und die durch eine Punktreihe leerer Durchgangspunkte, die durch die Durchgangspunkte erfüllt werden, hindurchgehen.“<sup>25</sup> Und, so kommentiert der Marxist Schumacher grimmig, diese Vorstellung sei „nichts als eine Projizierung des praktischen bürgerlichen Warenumgangs und seiner Bedürfnisse in die Sphäre der Physik.“<sup>26</sup>

Doch jedem Regime wohnen Widerstände inne. Die klassischen Naturwissenschaften hatten das heraufkommende historische Subjekt der Neuzeit, das Bürgertum, mit den theoretischen Errungenschaften ausgestattet, derer es bedurfte, um seinen Machtanspruch zu legitimieren und zu erhalten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, im tiefsten Säkulum des Fortschritts, sollte es die Physik selbst sein, die ihrem als aktualisierte Metaphysik geheiligten, mechanistischen Weltbild ein Gegenmodell lieferte. „Dieser Kosmos schien ein gänzlich auskenntlicher Uhrmacherladen. Und doch spukte in ihm ein seltsam unerkanntes Gespenst.“<sup>27</sup>

---

<sup>23</sup> Kaempfer, Wolfgang: „Zeitstau oder Das Ende ohne Ende“, in: Kamper, D./Wulf, Ch. (Hg.): Die Sterbende Zeit. Zwanzig Diagnosen, Darmstadt und Neuwied 1987, S.221-234, S.226.

Vgl. auch Kaempfer, Zeit und Uhren, S.165-177.

<sup>24</sup> „Ein von allen Einflüssen seiner Umgebung isoliert gedachter, ruhender oder bewegter Körper beharrt in Ruhe oder in gleichförmiger Bewegung.“ - Edward Conze, Der Satz vom Widerspruch. Zitiert nach: Schumacher, Joachim: Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums, Frankfurt am Main 1978. S.110.

<sup>25</sup> Schumacher, a.a.O., S.110f.

<sup>26</sup> Schumacher, a.a.O., S.111.

## Dampfmaschinenparadigma und Kältetod

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts ersetzen die Erkenntnisse der physikalischen Wärmelehre nach und nach die Dogmen der klassischen Physik. Die Wissenschaftler, durchaus nicht nur Physiker, sondern auch Mathematiker, Geologen, Chemiker und Ärzte, arbeiteten sich nun an Fragen ab wie: Wie schnell erwärmt sich ein Körper? Warum kühlt er sich ab? Wie viel Wärme nimmt er auf? Wie überträgt man Energieformen? - Das Resultat der jahrzehntelangen wissenschaftlichen Diskussion war eine neue physikalische Theorie, die *Thermodynamik*.

Die Einsichten dieser Theorie lassen sich so zusammenfassen:

Der Erste Hauptsatz besagt, daß der Betrag der gesamten Materie und Energie des Universums konstant ist und daß ihm weder etwas hinzugefügt noch genommen werden kann. Nur die Erscheinungsform kann sich ändern, nicht aber die Essenz. Der zweite Hauptsatz stellt fest, daß Materie und Energie nur in eine Richtung verändert werden können, nämlich von einer nutzbaren Form in eine nicht nutzbare, von einer verfügbaren in eine nichtverfügbare, von einer geordneten in eine ungeordnete. Die Grundaussage des Zweiten Hauptsatzes ist, daß alles im Universum eine Struktur besaß und sich unwiderruflich auf ein Chaos zubewegt.<sup>28</sup>

1824 entdeckte der französische Mathematiker Sadi Carnot im Verlauf seiner Untersuchungen über die Maximierung von Arbeitsleistungen bei Dampfmaschinen, dass diese nur aufgrund ihrer „binären“, polaren Struktur arbeiten, d.h. weil ein Teil ihres Systems sehr kalt, der andere sehr heiß ist. Um Energie in Arbeit umwandeln zu können, so folgte Sadi Carnot, müsse ein Gefälle in der Energiekonzentration herrschen, also eine Temperaturdifferenz. Die in den Ozeanen enthaltene riesige Wärmemenge<sup>29</sup> beispielsweise bleibt für menschliche Zwecke unverfügbar, weil das Temperaturgefälle hier vergleichsweise niedrig ist. Eine Verwandlung von Wärme in Arbeit, die durch dieses Gefälle möglich wird, führt zwar nicht zu einem Verlust von Energie, sondern nur - dem ersten Hauptsatz der Thermodynamik entsprechend - zu deren Umwandlung. Bei weiterhin konstanter Quantität der Energie ändert sich aber gleichwohl deren Qualität: sie wird in einen Zustand der Zerstreuung (Dissipation) überführt, der sie einer weiteren Nutzung entzieht: sie wird zu Abwärme. Einfacher ausgedrückt: bei einem Verbrennungsprozess geht zwar keine Energie verloren, aber da dieser Prozess sich nicht wie-

---

<sup>27</sup> Schumacher, a.a.O., S.108.

<sup>28</sup> Rifkin, Jeremy: Entropie: ein neues Weltbild, Hamburg 1982. S.15f.

<sup>29</sup> Die klassische Wärmetheorie verstand Wärme als eine Substanz, „eine Art unwägbare Flüssigkeit“, das sogenannte *Caloricum*. Vgl.: Brush, Stephen G.: Die Temperatur der Geschichte. Wissenschaftliche und kulturelle Phasen im 19. Jahrhundert, Braunschweig, Wiesbaden 1987, S.9f.

derholen lässt, gibt es einen Verlust an verfügbarer Energie. Carnots Entdeckung wurde ab den fünfziger Jahren von William Thomson (dem späteren Lord Kelvin), Hermann von Helmholtz und Rudolf Clausius theoretisch weiterentwickelt: Kelvin versuchte 1852 die Theorie von der Dissipation auf die Geologie zu übertragen; Helmholtz prognostizierte zwei Jahre später den finalen Zustand des Universums als den einer thermischen Ausdifferenziertheit, in dem alle natürlichen Prozesse erstarren würden; Clausius schließlich, diese Theorie noch zuspitzend, führt 1865 den Begriff der „Entropie“ (griechisch für Übertragung) in die wissenschaftliche Diskussion ein.<sup>30</sup>

Clausius verallgemeinerte Sadi Carnots Erkenntnisse, indem er postulierte, jedes System neige dazu, innere Gegensätze auszugleichen: der kältere Teil habe die Tendenz, sich zu erwärmen, der wärmere Teil die Tendenz, sich abzukühlen. Dieser irreversible Prozess endet in einem Zustand, in dem keine Wärme mehr von der warmen zur kalten Seite fließen kann, weil die Temperatur überall gleich ist. Clausius nennt diesen Zustand Entropie. Der Satz von der Entropie ließe sich so formulieren: „Arbeit wird dann verrichtet, wenn Energie von einem höheren Konzentrationsniveau auf ein niedriges fällt, wenn also die Temperatur sinkt.“<sup>31</sup> Das heißt: Wärme fließt natürlicherweise, wie Wasser, bergab und kann nicht ohne weiteren Aufwand (und also weitere Verluste an Energie) umgekehrt werden. Clausius schreibt 1867:

Man hört häufig sagen, in der Welt sei Alles Kreislauf. Während an Einem Orte und zu Einer Zeit Veränderungen in Einem Sinne stattfinden, gehen an anderen Orten und zu anderen Zeiten auch Veränderungen im entgegengesetzten Sinne vor sich, so daß dieselben Zustände immer wiederkehren, und im Grossen und Ganzen der Zustand der Welt unverändert bleibe. Die Welt könne daher ewig in gleicher Weise fortbestehen...

Der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie widerspricht dieser Ansicht auf das Bestimmteste...Man muß also schließen, dass bei allen Naturerscheinungen der Gesamtwert der Entropie immer nur zunehmen und nie abnehmen kann...die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu.

Je mehr die Welt sich diesem Grenzstande, wo die Entropie ein Maximum ist, nähert, desto mehr nehmen die Veranlassungen zu weiteren Veränderungen ab, und wenn dieser Zustand endlich ganz erreicht wäre, so würden auch keine weiteren Veränderungen mehr vorkommen, und die Welt würde sich in einem toten Beharrungszustande befinden.<sup>32</sup>

Die Entropie liefert also nicht nur ein Maß für den Energieverlust, sondern auch für die Nichtumkehrbarkeit des zeitlichen Prozesses. Für das, was an dessen Ende droht, hat schon die Offenbarung des Johannes beeindruckende Bilder gefunden: „Und jede Insel

---

<sup>30</sup> Vgl. Brush, a.a.O. S.33f.

<sup>31</sup> Rifkin, a.a.O. S.45.

<sup>32</sup> Clausius, Rudolf: Ueber den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie. Ein Vortrag, gehalten in einer allgemeinen Sitzung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Frankfurt a. M. am 23. September 1867, Braunschweig 1867. Zitiert nach Brush, S.70.

verschwand, und keine Berge waren mehr zu finden.“<sup>33</sup> - Der universale Verwilderungsprozess mündet in einen Zustand thermischer Ausdifferenziertheit, in dem alle Gegensätze erloschen sind; jedes Gefälle ist völlig und unwiderruflich eingeebnet und die Zeit endet. - Entropie bedeutet zudem eine Bewegung vom geordneten zum ungeordneten Zustand. Minimale Entropie herrschte demnach, wenn ein Maximum an freier Energie, hoher Konzentration und größter Ordnung zu konstatieren sei; ein Zustand maximaler Entropie sei erreicht, wenn sämtliche Energie unverfügbar, weil zerstreut sei: dieser Zustand maximaler Wahrscheinlichkeit und höchster Unordnung,<sup>34</sup> in dem keine Prozesse mehr ablaufen können, ist der Wärme - oder Kältetod des Systems.

An Einwänden gegen den Pessimismus des Entropie-Satzes hat es nicht gemangelt.<sup>35</sup> Das Postulat, die Entropie habe die Tendenz, zuzunehmen (und zwar, wie ein späterer Forscher, Adams, hinzufügen sollte, in Fallgeschwindigkeit), machte es jedoch entsprechend gestimmten Laien leicht, einen Ton von Eskalation herauszuhören, gerade als ob das Universum sich schon so gut wie völlig verausgabt habe und sein Kältetod bereits unmittelbar bevorstünde.

Der erste Hauptsatz der Thermodynamik, der die Voraussetzung für die düsteren Weiterungen des zweiten liefert, beschreibt noch nicht den Modus heillosen Irreversibilität. Mit ihm wurde konstatiert, der Betrag der gesamten Materie und Energie im Universum bleibe konstant. Clausius paraphrasiert dieses Gesetz in seiner Schrift von 1867 erst als ominöses *Ondit* - „Man hört häufig sagen, in der Welt sei Alles Kreislauf..., so daß dieselben Zustände immer wiederkehren, und im Grossen und Ganzen der Zustand der Welt unverändert bleibe“ - um dann seine Formulierung des zweiten Hauptsatzes in den äußersten Widerspruch dazu zu stellen. Der erste Hauptsatz formuliert nichts anderes als die zutiefst romantische Wahrheit, dass nichts verloren gehen könne.

Angeregt von der Philosophie Spinozas und den Entdeckungen zeitgenössischer Naturwissenschaftler, die Rechenschaft ablegten über Phänomene wie den Zusammenhang von Magnetismus und Elektrizität (Mesmerismus, Galvanismus, siderische Seelenkun-

---

<sup>33</sup> Offenbarung des Johannes, 16, 20, in: Das Neue Testament, Freiburg im Breisgau 1992. S.653.

<sup>34</sup> Vgl. Cramer, Zeitbaum, S.47.

<sup>35</sup> Der Physiker Ludwig Boltzmann (1844-1906) empfand die Idee schlicht als „abgeschmackt“. Er wollte der klassischen Physik eine Lanze brechen. Mit seinem „H-Theorem“ (1872) versuchte er, dem zweiten Hauptsatz die Schärfe zu nehmen, indem er „sicher“ durch „wahrscheinlich“ ersetzte; damit hätte er es der Statistik überantwortet. Boltzmann bezweifelte das Prinzip der Irreversibilität und versuchte die Entropie etwa eines Gases durch molekulare Kollisionen zu erklären, also auf klassisch-mechanische Weise. (Vgl. Rifkin, a.a.O. S.54f.) James Clerk Maxwell ging ähnlich statistisch vor. Er setzte 1883 die Ausnahme von der Regel voraus, dass Wärme *nicht immer* vom Warmen zum Kalten fließe; verantwortlich dafür sei ein -

de), postulierte die romantische Naturphilosophie, Natur sei nichts anderes als ein grober, (freilich von Polaritäten wie Licht und Schwere, Magnetismus und Elektrizität im Anorganischen, Männlich und Weiblich im Organischen durchzogener) Organismus, durchwoben von einer „Kraft“, die ein unablässiges Werden antreibe.

„Die Lehre von der wesensmäßigen Einheit aller Kräfte in der Natur führt in direkter Folge zum Gesetz von der Erhaltung der Energie, in welchem an die Stelle des Terminus „Kraft“ als Bezeichnung für die quantitative Größe, die bei der Umformung einer Kraftart in eine andere numerisch konstant bleibt, der Terminus „Energie“ tritt.“<sup>36</sup>

Die Theorie der Thermodynamik ist also selbst ein polares Gefüge aus den Modi Reversibilität/Erhaltung und Irreversibilität/Entropie. Wenn man nun, mit Kaempfer, das Prinzip der Reversibilität/Erhaltung als Kreis (Clausius spricht von „Kreislauf“), das der Irreversibilität/des Schwunds als Pfeil darstellt,<sup>37</sup> dann ergibt sich, denkt man beide Prinzipien zusammen, die Figur einer spiralschen Windung, die Helix, von der schon Goethe behauptet hatte, sie beweise ein morphologisches Entwicklungsgesetz, nämlich das der Spiraltendenz.

### **Bruch des Zeitgetriebes?**

Auf die Geschichte der Kälte-Metaphorik bezogen, könnte die Hypothese von der Zweisechichtigkeit der Zeit scheinbare Paradoxe und Bildbrüche erklären.

Auch im 18. Jahrhundert überlagerten sich zwei Motive, die einander auszuschließen scheinen. Die Klage des Bürgertums über die Kälte des Ancien Regime schnitt sich mit der Klage über das „eiskalte Wasser“, mit der moderner Geldverkehr und Industrialisierung die feudalen Strukturen überspülte. Betraf die erste Klage das Außenwerk des Reglements und der Überwachung, so die zweite das Innenwerk der erzwungenen Trennung von symbiotischen, das heißt als wärmer gedachten Zuständen.<sup>38</sup>

Wer seine Klage in Schreckens-Bilder wie das vom „Eispalast der Despotie“<sup>39</sup> kleidete, hatte die ewig wiederholte Mechanik einer feudalen Gesellschaft vor Augen; das feudale

---

vorgestellter - „Dämon“, der den Wärmefluss in beide Richtungen regle. Allerdings musste Maxwell das Hypothetische seines Gedankenspiels zugestehen (Vgl. Brush, a.a.O., S.76).

<sup>36</sup> Brush, a.a.O., S.23.

<sup>37</sup> Vgl. Kaempfer, Zeit und Uhren, S. 120, und Kaempfer, Zeit des Menschen, S.20.

<sup>38</sup> Lethen, Klimawechsel, S.290.

<sup>39</sup> Jäger, Hans-Wolf: Politische Metaphorik im Jakobinismus und im Vormärz, Stuttgart 1971. S.12-16. Zitiert nach Lethen, Klimawechsel, S.282.

Protokoll bildete ein statisches Kältesystem aus, in dem, wie in einem Kristallgitter, alle Element auf dem ihnen zugewiesenen oder eingenommenen Platz verharren oder ihn doch immer wieder aufs Neue einnehmen. Die Rede vom „Eiswasser der Berechnung“ hingegen gehört in den geschichtspessimistischen Zusammenhang des allbekannten Entfremdungs-Lamentos; Marx und Engels verwendeten diese Formulierung im Kommunistischen Manifest von 1848. - Nun entmischen sich die Positionen: im Lauf des 19. Jahrhunderts klären sie sich zu einem binären System von durch keinerlei Skeptizismus getrüben, entfesselten Geschichtsoptimismus auf der einen, ein mit bösem Blick bewaffneter Pessimismus aus der Schule des Zenon auf der anderen Seite. Beide bleiben jedoch in ihren Polemiken und in der Wahl ihrer Argumente und Metaphern aufeinander bezogen.

Das Zitat Wilhelm Bölsches hatte gezeigt, dass die Beschleunigung des Zivilisationsprozesses nicht notwendigerweise als Beschleunigung der Geschichtszeit verstanden wurde.

Offenkundig standen sich zwei konträre Zeiterfahrungen bzw. -rezeptionen gegenüber. Wenn wir uns jedoch entschließen, sie gleichwohl als Indiz für eine wie immer verzerrte Realitätswahrnehmung zu lesen, so müßte sich die Annahme machen lassen, daß das naturwüchsige „Zeitgetriebe“, in dem „normalerweise“ die reversible mit der irreversiblen Bewegungsrichtung synchronisiert ist, auseinanderzubrechen drohte. Die Zeit der Erhaltung/Selbsterhaltung, die Umsatz-, die Verkehrszeit hatte sich entfesselt auf Kosten einer Zeit, die zur Veränderung anhält. Die „Geschichtszeit“ der Menschen schien in der Tat zu stocken, und so begann sich das korrespondierende Dispositiv, die Verkehrszeit, allmählich von ihr „abzukoppeln“.<sup>40</sup>

Der Fortschritt, allen Erwartungen, Hoffnungen und Zukunftsplanungen immer schon vorausseilend und sich dabei in sich selber stillend,

schien nur noch seiner eigenen Zeit - seiner „Eigenzeit“ - zu folgen, die Geschwindigkeit ununterbrochen steigend. Allenfalls konnte man ihm den kulturkritischen - theoretischen Widerstand entgegenzusetzen, der aus der kontroversen Erfahrung zu entspringen schien, aus der Erfahrung des Ennui, des Überdrusses und des Stillstands.<sup>41</sup>

Die Furcht vor einem Stillstand der Geschichtszeit („Erstarrung“) verführte die „Fortschrittler“ dazu, die Beschleunigung noch in ihrer höchsten Potenzierung zu wollen. Wenn der Zustand der „Raserei“<sup>42</sup> erreicht ist, klaffen die Vektoren auseinander und es kommt zu einem Bruch der „Zeit-Helix“, einer Entmischung der Modi. Wie schon gesagt wurde, geht nämlich der von der Vergangenheit (= stagnierende Geschichtszeit)

---

<sup>40</sup> Kaempfer, Zeit und Uhren, S.25.

<sup>41</sup> Kaempfer, Zeit des Menschen, S.29f.

abgelöste Fortschritt (= rasende Geschichtszeit) letztlich, eben durch das Maß der Beschleunigung, wiederum in einen Zustand des leeren Rotierens und der Stagnation (= Verkehrszeit) über. Statt eine „Befreiungsgeschwindigkeit“ zu erreichen, wie es sich noch die Aufklärer von ihren Fortschritten erhofft hatten, bewegt sich die Zeit nun in einer Schleife.

Kaempfer nennt als historische Beispiele für ein solches Kursieren das Konzept der „permanenten Revolution“:<sup>43</sup>

Die „völlige Wiedergeburt des gesamten innern Staatslebens“ (permanent?) herbeizuführen, könnte auch beim besten Willen nicht mehr gelingen. Sie ist ein Phantasma. Sie ist das rhetorische Substitut einer Phantasiefähigkeit, die in der Revolution das *Drehmoment* erkennt, um das es ihr zu tun ist in Richtung einer „ewigen“, nämlich nur noch *zirkulierenden* Zeit: Bewegung/Revolution als als *permanente*, die auf eventuelle „Ziele“ abzulenken nicht einmal mehr gelingen *darf*. Das Konzept hat bekanntlich Schule gemacht und läßt sich bis in die späte (und vergebliche) „Kulturrevolution“ des alternden Mao Tse Tung verfolgen.<sup>44</sup>

Der Mangel an „Frontgenauigkeit“ in der polemischen Praxis ergibt sich aus der Tatsache, dass die beiden Schulen, obzwar getrennt, stets in herzlicher Feindschaft aufeinander bezogen blieben. Der forcierte Fortschrittsenthusiasmus war eine Reaktion auf den historischen Stillstand, den das *Ancien Regime* verhängt hatte; die *Eispaläste der Despotie* sollten im *Völkerfrühling* ihre Schrecken verlieren und abtauen. Und nachdem der Fortschritt sich selbst durch Übertreibung in einen Modus der Verkehrszeit überführt hat, tritt eine neue Avantgarde auf den Plan, die, unabhängig von ihren Positionen rechts oder links der Barrikaden, zeitgenössische Mobilitätsfantasien hegt. Denn auch manche Konservative reagierten auf „Fortschritt als leeren Selbstzweck“, der immer schneller immer mehr Vorkommnisse durchrast, mit einem Votum für die Geschichtszeit - und fanden sich, zumindest was den Gestus des Dringlichen anbelangt, in der Nachbarschaft einer *Linken* wieder, die den für schal erachteten, weil nur noch um Selbsterhal-

---

<sup>42</sup> Kaempfer, *Zeit des Menschen*, S.31.

<sup>43</sup> „Revolution“ bedeutet neben *Umsturz* auch den *Umlauf* eines Himmelskörpers um ein Hauptgestirn.

<sup>44</sup> Kaempfer, *Zeit des Menschen*, S.151 - Kaempfer bezieht sich an dieser Stelle auf den Revolutionsbegriff um die Mitte des 19. Jahrhunderts: „Das Prinzip der Bewegung setzt eine vorhergegangene Revolution als Thatsache voraus, fordert aber, daß die dadurch bewirkte Umbildung...nicht blos bei jener Thatsache stehen bleibe...Jenes Prinzip der Bewegung will vielmehr die thatsächliche Revolution verewigen, und sie gleichsam in Permanenz erklären, damit durch fortgesetzte Bewegung aller, durch die Revolution bis aufs höchste angeregten und gesteigerten, Kräfte die völlige „Wiedergeburt“ des gesamten innern Staatslebens herbeigeführt werde.“ - Pölit, K.H.L.: „Die politischen Grundsätze der ‚Bewegung‘ und der ‚Stabilität‘, nach ihrem Verhältnis zu den drei politischen Systemen der Revolution, der Reaction und der Reformen“, in: *Jahrbuch der Geschichte und Staatskunst* 1831, H.1, S.534f. Zitiert nach Kaempfer, *Zeit und Uhren*, S.150f. Das „tr“ in Zeile 4 steht für „reversible Zeit“. Vgl. Cramer, *Zeitbaum*, S.23.

tung bedachten Geschichtsoptimismus des Bürgertums mit der Regression auf vorbürgerliche Typen („Barbar“) zu düpierten und provozieren suchte.<sup>45</sup>

## **Dampfmaschinen und Uhren**

In den sechziger Jahren führte der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss eine Reihe von Rundfunk-Gesprächen mit dem Journalisten Georges Charbonnier, die sich um den Vergleich zwischen sogenannten primitiven und modernen, man könnte auch sagen: zwischen prähistorischen und geschichtlichen Gesellschaften<sup>46</sup> drehten. Befragt nach dem Unterschied zwischen beiden Formen, erklärte Lévi-Strauss, es gebe demokratische Gesellschaften und solche, die auf Ausbeutung beruhten; dabei betont er jedoch, diese Begriffe nicht in einem ausdrücklich politischen, etwa dogmatisch-marxistischen Sinn verstanden wissen zu wollen. Lévi-Strauss konstatiert die Koexistenz zweier auf solche Art unterschiedlicher Gesellschaften und setzt sie im Folgenden in eine Analogie zu mechanischen und thermodynamischen Maschinen: mechanische Gesellschaften tendierten dazu, den geschichtlichen Wandel einzufrieren und in einem Stadium zu verharren, oder doch stets zu diesem Stadium zurückzukehren. Gleich Uhren, so Lévi-Strauss, funktionieren sie reversibel; tendenziell werden die gleichen Abläufe wiederholt, und die Rituale und Mythen wirken dabei wie Mechanismen. Ein solches System, in dem der *Fortschritt* keine nennenswerte Größe darstelle, erscheine den zivilisierten Gesellschaften logischerweise als geschichtslos. Gesellschaften, die tendenziell eher einem Modus der Reversibilität folgen, erzeugen wenig Unordnung, „sehr wenig von dem, was der Physiker ‘Entropie’ nennt“ (34). Diese Gesellschaften bezeichnet Lévi-Strauss als „kalte Gesellschaften“ (34), weil sie Systeme darstellen, deren „Temperatur sich sozusagen auf dem absoluten Nullpunkt befindet - ‘Temperatur’ natürlich nicht im physikalischen Sinne, sondern im Sinne der ‘historischen’ Temperatur.“ (38)

Die thermodynamisch arbeitenden, „heißen“ Gesellschaften hingegen sind angewiesen auf ein „potentielles Gefälle“ (38), um funktionieren zu können, d. h. sie bedürfen un-

---

<sup>45</sup> Vgl. Lethen, Helmut: „Zwei Barabaren. Über einige Denkmotive von Ernst Jünger und Bertolt Brecht in der Weimarer Republik“, in: Anstöße. Aus der Arbeit der evangelischen Akademie Hofgeismar, 1984, S.17-27.

<sup>46</sup> Lévi-Strauss, Claude: „Die Dampfmaschinen und die Uhren“, in: Lévi-Strauss, Claude: „Primitive“ und „Zivilisierte“. Nach Gesprächen aufgezeichnet von Georges Charbonnier, Zürich 1972.

terschiedlicher Formen sozialer Hierarchie wie Sklaverei, Leibeigenschaft, Klassengesellschaft, um jene Dynamik zu gewinnen, die ihre Funktion aufrechterhält. Die „heißen“ Gesellschaften sind geschichtliche Gesellschaften, weil sie nur im Durchlauf durch eine - irreversible! - Abfolge immer neuer Formationen von Widersprüchen funktionieren können. Sie arbeiten mithin nach dem Prinzip von Dampfmaschinen und sind, wie diese, abhängig von einer polaren Struktur.

- Auch Lévi-Strauss' Theorie selbst ist wie eine thermodynamische Maschine konstruiert. *Ihr* inhärentes Gefälle ergibt sich aus der thermischen Polarität von „kalt“ und „heiß“, die Element einer Verschränkung mit einer weiteren Gegenüberstellung ist, nämlich der von technischen und ethnologischen Kontexten. Die symmetrisch- binäre Anordnung seiner Elemente erzeugt eine -mythenträchtige - Analogie. Zwischen deren sich gegenseitig bedingenden Reichen herrschen bilaterale Beziehungen - und als Envoyé eilt ein Maxwellscher Dämon im kleinen Grenzverkehr hin und her!<sup>47</sup> -

Die primitiven Gesellschaften unterscheiden sich von den zivilisierten darin, dass sie solche Spaltungen ebenso wie jene „zu vermeiden suchen, die den Aufschwung der abendländischen Zivilisation verursacht oder doch begünstigt“ haben. „Die Gesellschaft ist bestrebt, fortzubestehen wie eine Uhr, deren Räder alle harmonisch am selben Werk teilhaben und nicht wie eine von jenen Maschinen, die einen latenten Antagonismus von Wärmeentwicklung und Abkühlung in sich bergen.“<sup>48</sup> Zu diesem Zweck ist es notwendig, Marginalisierung zu vermeiden und Einstimmigkeit herzustellen - nicht als Übereinstimmung aller, wohl aber als Bereitschaft, den Mehrheitswillen zu akzeptieren und die Verbindlichkeit seiner Beschlüsse anzuerkennen. - Historische Gesellschaften weisen eine höhere Temperatur auf, weil die inhärenten Temperaturunterschiede, „die auf gesellschaftlicher Differenzierung beruhen“, (39) Reibung erzeugen. Gerade dieser Reibung, welche die „kalten“ Gesellschaften zu vermeiden suchen, bedürfen die „heißen“ Gesellschaften, um funktionieren zu können.

Auf lange Sicht erweist sich jedoch, dass die Unterschiede eher tendenzieller als exklusiver Art sind: schließlich wachse in jeder Dampfmaschine die Tendenz zur Immobilität in dem Maße, in dem die Kältequelle sich erwärmt und die Wärmequelle sich abkühlt. Dieser Tendenz arbeite jedoch die Zurichtung immer neuer Antagonismen entgegen.

---

<sup>47</sup> Das entspräche der These Max Blacks', nach der die Metapher ein „Vehikel“ (unsere Dampfmaschine) mit einem System „assoziierter Gemeinplätze“ (H.Lethen) verbindet. Vgl. Black, Max: „Mehr über die Metapher“, in: Haverkamp, Anselm (Hg.): Theorie der Metapher, Darmstadt 1983, S.379-413, zitiert nach Lethen, Klimawechsel, S.286.

<sup>48</sup> Lévi-Strauss, a.a.O., S.35f.

Es könnte der Eindruck entstehen, Lévi-Strauss' Analogie sei von einer ähnlichen Angst vor „Einebnung“/Nivellierung/Demokratie grundiert wie jene Systeme und Theorien von weniger umsichtigen Kollegen wie Oswald Spengler oder Max Nordau, die ebenfalls mit solchen Kampfbegriffen hantierten. Aber Lévi-Strauss entgeht der Falle unangemessener Eindeutigkeit. Statt die Analogie von „heißen“ und „kalten“ Gesellschaften weiter auszuschlachten und womöglich über Gebühr zu beanspruchen, weist er auf eine weitere inhärente Polarität beider Gesellschaftsformen hin, nämlich die zwischen „Gesellschaft“ und „Kultur“:

In Wirklichkeit hat jede Gesellschaft beide Aspekte. Eine Gesellschaft ist gleichzeitig eine Maschine und die Arbeit, die diese Maschine leistet. Als Dampfmaschine betrachtet, bewirkt sie Entropie. Doch wenn wir sie als Motor betrachten, bewirkt sie Ordnung. Diese Aspekte - Ordnung und Unordnung - entsprechen in unserer Ausdrucksweise zwei Arten, eine Zivilisation zu betrachten: einerseits als Kultur, andererseits als Gesellschaft. Die Kultur umfaßt innerhalb einer gegebenen Form der Zivilisation die Gesamtheit der Beziehungen des Menschen zur Welt; unter Gesellschaft verstehen wir insbesondere die Beziehungen der Menschen untereinander. (...)

In diesem Fall können wir sagen, daß jeder soziale Bereich - wenn wir eine Gesellschaft so nennen dürfen - als Gesellschaft Entropie oder Unordnung bewirkt, als Kultur aber Ordnung. Diese Entgegensetzung von Ordnung und Unordnung bringt, wie mir scheint, den Unterschied zwischen den sogenannten primitiven und den zivilisierten Gesellschaften zum Ausdruck. Die Primitiven produzieren durch ihre Kultur wenig Ordnung. Wir nennen sie heute „unterentwickelte“ Völker. Sie produzieren durch ihre Kultur aber auch sehr wenig Entropie...Dagegen produzieren die Zivilisierten in ihrer Kultur viel Ordnung, wie die Mechanisierung und die großen Werke der Zivilisation zeigen. Sie produzieren in ihrer Gesellschaft aber auch viel Entropie: soziale Konflikte und politische Kämpfe. (39 f.)

Lévi-Strauss' Modell ist auch angewandt worden, um verschiedene Formen historischer Gesellschaften einander gegenüberzustellen. Das „Gesetz der Einstimmigkeit“, (40) die Furcht vor dem Einbruch der Geschichtszeit, die mechanischen Rituale, das uhrengleiche Funktionieren - es ist nicht überraschend, wenn manche diese Züge an gesellschaftlichen Verhältnissen im Osten zur Zeit des *Kalten Krieges* zu entdecken glaubten (von dem man im Westen immer schon wusste - und das nicht nur aus meteorologischen Gründen - dass es sich dabei um einen *Block* handeln muss). So konstatiert etwa der französische Theoretiker Baudrillard, die Länder des Warschauer Paktes hätten nach dem Modell einer „Kühltruhe“ funktioniert.<sup>49</sup> Dazu Helmut Lethen:

Steht ein solches Gesellschaftsgebilde aufgrund der zentralen Rolle des Plans im Zeichen der instrumentellen Vernunft, so verkörpert es *nach außen* die Schrecken des Eises, was indessen nichts über die Innentemperatur aussagt. Die in solchen Systemen Wohnenden überleben in einer Art Winter-

---

<sup>49</sup> Baudrillard, Jean: „Die Kehrtwende der Geschichte“, in: *Standard*, 28./29.4.1990. Zitiert nach Lethen, *Klimawechsel*, S. 282.

schlaf. Einem politischen Kühlsystem wird das Schicksal der Kälte-Entropie vorhergesagt: 'Im Bestreben, die Welt unbeweglich zu machen, macht es sich selbst unbeweglich.'<sup>50</sup>

Demnach fällt der Planwirtschaft die Rolle eines Kälteaggregats zu, weil sie, eher an Arbeitsnormen und Produktionsplänen als an Bedürfnissen orientiert, in der (westlichen!) politischen Metaphorik als unmenschlich und kalt dargestellt werden muss. Die Hibernation erspart den Einwohnern eines derart kalten Systems jegliches Kälteempfinden - um den Preis ihrer Wachheit. Sie sind zu regressiven und unterkomplexen Objekten geworden, die nicht länger autonom handeln:<sup>51</sup> sie sind bloßes Gefriergut. - Ein solches Bild sagt vielleicht mehr aus über die Herablassung westlicher Intellektueller und ihre Neigung, jedem politischen Ereignis mit starken Bildern beizuspringen, als über die tatsächlichen Lebensumstände in „östlichen“ Verhältnissen.<sup>52</sup>

Die Tradition der Aufklärung nährte stets eine Aversion gegen Naturmetaphern; sie standen unter dem Verdacht, die Verhältnisse jeglicher Disponibilität oder Veränderung zu entrücken, indem sie sie als gegeben und unabänderlich hinstellten. Die Ideologiekritik dieser Provenienz beschränkte sich meist darauf, ihre Reflexe und Aversionen zu mobilisieren, statt die zweideutige Macht solcher Metaphern zu nutzen,<sup>53</sup> wie Brecht es tut, wenn er z. B. von „Schneegestöbern“ spricht, „die da Hüte tragen“: ein Coup, mit dem Zweideutige dieser Metapher selbst metaphorisch dargestellt wird. - Doch von solchen Beispielen abgesehen, hat diese Tradition die Metapher wie ein Stück Natur behandelt; sonst wäre ihr vielleicht aufgefallen, dass gerade der Versuch, Zustände der Unbeweglichkeit als *Erstarrung* in winterliche Metaphern zu kleiden, immer schon den Keim seiner Selbstaufhebung in sich trägt. Shelley trägt dem Rechnung, wenn es in seiner *Ode to the Westwind* heißt: „If Winter comes, can Spring be far behind?“

Lethen hat darauf hingewiesen, dass die Winter-Metapher den Zustand, den sie schildert, sozusagen „von Natur aus“ dem Wechsel der Jahreszeiten unterwirft (ein Umstand,

---

<sup>50</sup> Lethen, Klimawechsel, a.a.O.

<sup>51</sup> Von Lévi-Strauss ausgehend, hat der Schweizer Psychologe Mario Erdheim darauf hingewiesen, auch westliche Gesellschaften verfügten über derartige Kälteräume: „In industriellen Gesellschaften übernimmt das Militär die Funktion eines solchen Kühlsystems, und es überrascht daher nicht, daß es ... selten Revolutionen unterstützte, aber immer wieder für „Ruhe und Ordnung“ sorgte. ... Die Armee ist für den Frieden da; sie ist die Kühlkammer, die den in Bewegung geratenen zivilen Alltag wieder festfrieren soll.“ Erdheim, Mario: „‘Heiße’ Gesellschaften und ‘kaltes’ Militär“, in: Kursbuch 67, Berlin 1982, S.60, S.67.

<sup>52</sup> Baudrillard stieß auf entsprechenden Widerspruch; im *Standard* vom 1.12.1990 findet sich eine Replik mit dem Titel „Eisschrank oder Fegefeuer“ von Jaques Rupnik. Vgl. Lethen, Klimawechsel, S.284.

In ihrem Roman Moskauer Eis, der die Familiengeschichte einer ostdeutschen Dynastie von Kältetechnikern zum Gegenstand hat, liefert Anette Gröschner ein ironisches Spiel mit solchen Fremdzuschreibungen „westlicher“ Provenienz.

<sup>53</sup> Vgl. Enzensberger, Hans Magnus: „Randbemerkungen zum Weltuntergang“, in: Enzensberger, Hans Magnus: Der fliegende Robert. Gedichte, Szenen, Essays, Frankfurt am Main 1989, S.281-293.

den die politische Rhetorik und Dichtung des Vormärz weidlich ausgeschlachtet hat), und zugleich dem Zeitmodus der Reversibilität. Frost und Tauwetter folgen aufeinander, lösen einander ab mit der Vorhersehbarkeit von Jahreszeiten. Eine Kühltruhe hingegen, die das in ihr bewahrte „Gefriergut“ der Zyklizität entzieht, kann man nur noch abschalten.<sup>54</sup> Wird diese Baudrillardische „Kühltruhe“ nun über Nacht abgetaut, ergibt sich die Notwendigkeit, die Zustände des kaltes Systems, wie sie innerhalb der Kühltruhe geherrscht hatten, mit den Verhältnissen des heißen Systems zu synchronisieren. Diese Synchronisierung ereignet sich mit dem Transit vom mechanischen in den thermodynamischen Zeitmodus. Dieser Übergang wird als Beschleunigung erfahren:

Die Mauer war ja auch so ein Regulativ zwischen zwei Geschwindigkeiten. Verlangsamung im Osten, man versucht die Geschichte anzuhalten und alles einzufrieren, und diese totale Beschleunigung im Westen, die Schweiz eingeschlossen, auch wenn man da an der Oberfläche nichts merkt. Und plötzlich ist dieses Regulativ weg, und es entsteht ein Wirbel, der zunächst ein Schwindelgefühl erzeugt bei den Leuten.<sup>55</sup>

Das Tauwetter begünstigt statt der Eisblumen die floralen; statt der Symmetrie des Mechanischen und Reversiblen den Prozess historischer Irreversibilität. Die Ereignisse seit 1989 sind von Vielen auch deshalb als Wiederkehr der Geschichte verstanden worden, weil alte Konflikte, von autoritären Zentralinstanzen jahrelang eingefroren, nun aufs Neue virulent würden:

Wenn der Eisschrank einmal auf Abtauen gestellt ist, machen die Völker genau dort weiter, wo sie vor fünfundvierzig Jahren aufgehört haben. All die schönen sozialistischen Tugenden und Errungenschaften, die ihnen bei minus dreißig Grad eingetrichtert wurden, werden von ihnen abfallen wie alter Schnee. Die historisch gewachsenen nationalen Eigenarten, die guten wie die schlimmen, werden beim ersten Frühling frisch wie am Tage des Einfrierens zum Leben erwachen und das Tun und Lassen der Völker bestimmen.<sup>56</sup>

- So referiert Peter Schneider, keineswegs zustimmend, die These dieser „Kühlschrankfraktion“. Einmal aufgetaut, gewinnt die Geschichtszeit an historischer Temperatur und marschiert mit ähnlich großen Schritten über Gräber vorwärts wie in Johann Peter Hebel's *Unverhofftes Wiedersehen*.

---

<sup>54</sup> Vgl. Lethen, Klimawechsel, S.284.

<sup>55</sup> Amman, René: „Eine Tragödie der Dummheit. Interview mit Heiner Müller“, in: Freitag, 16.12.1990, S.3. Zitiert nach Lethen, Klimawechsel, S.285.

<sup>56</sup> Schneider, Peter: Extreme Mittellage. Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl, Reinbek 1990, S.126. Zitiert nach Lethen, Klimawechsel, S.288.

Die Innentemperatur eines kalten Systems ist nicht identisch mit seiner Außentemperatur. Andernfalls wäre die ubiquitäre Klage über „soziale Kälte“, die regelmäßig erhoben wird, nicht zu erklären. Ein Winterschlaf gewähre zugleich die Entlastungen einer Nischen-Kultur:

Funktionen der Realitätskontrolle sind der übergeordneten Befehlsmaschine überantwortet. Wichtige Regulatoren des bürgerlichen Subjekts sind in diesem Apparat funktionslos geworden: die durch das einzelne Individuum verbürgte Zeitdisziplin, die moralische Innenregulation durch ein Gewissen, das Vermögen zu persönlicher Schuld etc.<sup>57</sup>

## 1.2. Geschichtszeit und Kältetod

### Ursprungsphantasma

„tretet weg vom herde,/ es ist worden spät“ - Stefan George

Irreversibel aufgefasste Phänomene, die in Kältebildern formuliert werden, wie Katastrophen, Untergang im Kataklysm, Kältetod durch Auslöschung erfüllen alle Vorstellungen, die sich die klassische Ästhetik vom „dynamisch Erhabenen“ machte. Dem „mathematisch Erhabenen“ wiederum entsprechen solche reversiblen Phänomene wie Stillstand oder Tod durch Erstarrung. Joachim Metzner hat darauf hingewiesen, dass die Apokalyptik ursprünglich die Einbruchssymbolik bevorzugte. Die Invasionsmacht wird personalisiert, als Hunnen, Vandalen und apokalyptische Reiter.<sup>58</sup> Und in der zeitgenössischen politischen Rhetorik erfüllt die demagogische „Asylantenflut“-Metapher die gleiche Funktion.

Nach solchen Vorstellungen ereignet sich das Altern der Erde *in* der Geschichtszeit. Kants *Frage, ob die Welt veralte, physikalisch erwogen* von 1754 stellt der an geschichtsphilosophischen Leitbildern orientierten Einbruchsangst eine Untergangsspekulation zur Seite, die naturwissenschaftlich argumentiert. - Zwar endet der Alterungsvorgang nach Kant in einem Zustand finaler, entropischer Stagnation, eine Vorstellung, die sich immerhin auf die Offenbarung des Johannes beruft, laut der nach göttlicher Verfügung „hinfort keine Zeit mehr sein soll.“ (Apk 10,6) Der Weg zu diesem Nullpunkt und

---

<sup>57</sup> Lethen, Helmut: „Geschichten zur ‘kristallinen Zeit’“, in: Die sterbende Zeit, S.89.

<sup>58</sup> Vgl. Metzner, Joachim: Persönlichkeitszerstörung und Weltuntergang. Das Verhältnis von Wahnbildung und literarischer Imagination, Tübingen 1976, S.248.

Kältepol verläuft jedoch irreversibel. - In einer späteren Schrift, *Das Ende aller Dinge*, hat Kant die Modi von Irreversibilität und Reversibilität zu Zeit und Ewigkeit entmischt. Solche irreversiblen Kältetod-Konzepte, seien sie nun geschichtsphilosophisch oder naturwissenschaftlich abgesichert, folgen der Vorstellung von einem idealen Ursprungs-Ort, von dem die Geschichte sich in dem Maße fortbewegt habe, in dem der Mensch sich von sich selbst, seiner Lebenswelt oder seinen Hervorbringungen entfremdet habe. Diese Bewegung wird als Tendenz zur Abkühlung verstanden, mit Begleiterscheinungen wie Degeneration und Dekadenz.

### **Kälte-Apokalypsen in Barock und Aufklärung (und darüber hinaus)**

Den Zeitgenossen des Barock war die Gnadenferne der Schöpfung Gewissheit. Ihre Welt war einem Zustand allgemeiner Sündhaftigkeit verfallen.

Aus dem Wissen, von dem Stand der Gnade abgefallen zu sein, erwachsen, je nach Charakter und Temperament, Klagen über die Abwesenheit des Göttlichen (insbesondere bei Andreas Gryphius) ebenso wie ein Vertrauen in das eigene Probehandeln (Baltasar Gracián).<sup>59</sup> Sind Diesseits und Jenseits geschieden, bietet die leere Immanenz auch die Möglichkeiten, die einer Ordnung, die auf Gottesgnadentum beruht, fremd sind. Die Arbeit beginnt immer erst auf entzaubertem Terrain. Der Frost verbreitet Schrecken und Hoffnung.

Generell überwog jedoch im Barock das Bewusstsein, inmitten von Eskalation und Katastrophen zu leben, und die Erfahrung schien das zu bestätigen:

Der religiöse Mensch des Barock hält an der Welt so fest, weil er mit ihr sich einem Katarakt entgegenreiben fühlt. Es gibt keine barocke Eschatologie; und eben darum einen Mechanismus, der alles Erdgeborene häuft und exalziert, bevor es sich dem Ende überliefert. Das Jenseits wird entleert von alledem, worin auch nur der leiseste Atem von Welt webt und eine Fülle von Dingen, welche jeder Gestaltung sich zu entziehen, gewinnt das Barock ihm ab und fördert sie auf seinem Höhepunkt in drastischer Gewalt zu Tag, um einen letzten Himmel zu räumen und als Vakuum in den Stand zu setzen, mit katastrophaler Gewalt dereinst die Erde in sich zu vernichten...

Wo das Mittelalter die Hinfälligkeit des Weltgeschehens und die Vergänglichkeit der Kreatur als Stationen des Heilswegs zur Schau stellt, vergräbt das deutsche Trauerspiel sich ganz in der Trostlosigkeit

---

<sup>59</sup> „Man wende die menschlichen Mittel an, als ob es keine göttlichen, und die göttlichen, als ob es keine menschlichen gäbe. Große Meisterregel, die keines Kommentars bedarf.“ - Gracián, Baltasar, *Handorakel und Kunst der Weltklugheit*, Stuttgart 1992, S.106, § 251.

der irdischen Verfassung. Kennt es eine Erlösung, so liegt sie mehr in der Tiefe dieses Verhängnisses selbst als im Vollzuge eines göttlichen Heilsplans.<sup>60</sup>

Und nicht einmal die Klage über diesen Zustand schien von Sündhaftigkeit frei zu sein, entsprang sie doch einer Trauer, die selbst als Sünde galt.<sup>61</sup> Der Melancholiker, der die Klage über die Kälte und das Alter der Welt im Munde führt, ist ebenso kalt wie *Frau Welt*, das Objekt seiner vergeblichen, aber höchst sündigen Begierde.<sup>62</sup> - Der Sündenfall ist ebenso wenig rückgängig zu machen wie die Verdunklung und die Kälte, die in seinem Gefolge in die Welt gekommen sind. Trauer, und sei es selbst jene über die eigene „Konkupiszenz“, wird als sündhaft empfunden, weil in der noch wirkmächtigen Tradition der antiken Humoralpathologie die Komplexion des Melancholikers (des „Schwarzgalligen“!) durch das dunkle und kalte Element gekennzeichnet wird.<sup>63</sup> Die Trauer potenziert die Gnadenferne und damit zugleich die Abkühlung. Auch das biologische Altern des Einzelnen versteht das Barock als eine irreversible Bewegung, die von einem Verlust göttlichen Heils zeugt:

Das Altern ist ein Vorgang, der durch ein Nachlassen der Kräfte, ein Erstarren der Bewegungen, ein Erkalten des gesamten Organismus gekennzeichnet ist. Aufgrund dieser Parallelität der Symptome hat auch das Alter seinen Platz im Umkreis der Melancholie-Metaphorik: Nicht nur ist der alternde Mensch der Anfechtung der Trübsal und Trauer in besonderem Maße ausgesetzt, sondern es kann der Vorgang des Altern selbst geradezu als Sinnbild des Hineingeratens in die Krankheit bzw. die Sünde der *Tristitia* betrachtet werden (...)

In unmittelbarem Zusammenhang mit den Eigenschaften der Kälte und der Dunkelheit steht bei Gryphius als ein Drittes der Begriff des Austrocknens, der Dürre. (...) Was schon für Dunkelheit und Kälte gegolten hatte, trifft auch für die Trockenheit zu: Als allgemein anerkannte Eigenschaft der schwarzen Galle und des Planeten Saturn wird sie in die Definition des christlichen Sündenbegriffs hinübergenommen und findet da als Metapher bei der Umschreibung eines geistig-seelischen Zustandes ihre Anwendung(...)

Finsternis, Kälte und Dürre bezeichnen Zustände des Verlusts, des Lichts im einen, der Wärme und Feuchtigkeit in den beiden andern Fällen.<sup>64</sup>

Der Lauf der Welt ist unumkehrbar und bietet keinen Ausweg. Er wird flankiert von den apokalyptischen Reitern der wachsenden Dunkelheit, der Kälte und der Sterilität, die ebenso nach dem Gesetz der Potenz zunehmen wie das Verhängnis sich beschleunigt.

Die Neigung zu solch schwarzen Geschichtsphilosophien scheint ein Zug „realistischer“ Kulturen zu sein: Das Barock im siebzehnten, die Thermodynamik im neunzehnten- von

---

<sup>60</sup> Benjamin, Walter: Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt am Main 1972, S.56, S.75.

<sup>61</sup> Vgl. Obermüller, Studien, S.78-80.

<sup>62</sup> „Bisher hab ich die alte kalte Welt/ Bisher hab ich die Eitelkeit gelibet:/ Bisher hatt mich der harte sturm betrübet./ Mich der ich falschem gutte nachgestellt./ Kom reiner Geist/entzünde meine kält.(...)“ - Andreas Gryphius, zitiert nach Obermüller, a.a.O., S.83.

<sup>63</sup> Vgl. Obermüller, a.a.O., S.81f.

<sup>64</sup> Obermüller, a.a.O., S.82f.

Brush als Physik des Realismus bezeichnet<sup>65</sup> -, die Neue Sachlichkeit im zwanzigsten Jahrhundert pflegten eine „negative Theologie“.<sup>66</sup> Den Aufschwüngen mit ihrem Faible für das Spekulative, Transzendente und Unendliche (Renaissance, Romantik) sowie der Überzeugung, der Mensch sei letztlich gut (Expressionismus) folgten Kulturen mit bewahrenden Zügen: sie entwerfen, als ihr Gegenbild, perhorreszierte Bilder des Niedergangs; ursprünglich als Menetekel gedacht, geraten diese Bilder nur zu oft zum Faszinosum. Dem Barock ist die Kälte eine Tendenz der Erkaltung, die die fortschreitende Gnadenferne der Epoche sinnfällig illustrieren soll; für die Thermodynamik ist der Kältetod der Endzustand des Universums, den sie sich voll Lustangst ausmalt. Weil die Thermodynamik die theoretische Reversibilität der klassischen Mechanik widerlegt, ist sie gut mit tragischem Lebensgefühl in Einklang zu bringen; die Intellektuellen illustrieren *ihre* Götterdämmerung mit Bildern aus dem Fundus der Thermodynamik. Oswald Spengler betrachtet den Gedanken der Entropie als Fortwesen einer barocken Tradition der Irreversibilität. Ihm ist die Theorie der Entropie wesentlich Triumph über den Mechanismus, den er als ein Meisterstück westlicher Intelligenz beargwöhnt.<sup>67</sup> (Hier wird die skurrile Idee einer nicht-westlichen, „antiwestlichen“ Physik präludiert; es folgt die *Glazialkosmogonie* als Hauptstück einer „Germanischen Physik“.) Der Irreversibilität werden hier, weil sie als Element zu einem tragischen Weltbild, als Notwendigkeit hohen Stils gedeutet wird, auch Züge der Todessehnsucht eingezeichnet. - Viele Protagonisten der Neuen Sachlichkeit schließlich betrachten die Kälte als Integral von „Verhaltenslehren“, die der Entfremdung mit Mimesis zu parieren suchen.

Ganz entgegen ihrer Absicht perpetuierte die Aufklärung diese Tendenz aus dem Barock noch. Sie lieferte physikalische Daten, die Vorstellungen einer Erkaltung und eines dynamischen Niedergangs, wie das Barock sie gepflegt hatte, eher nährten als entkräfteten - eine Tendenz, die die Romantik noch um weitere Ambivalenzen erweitern sollte. Andererseits rückt die Aufklärung dem barocken Wissen von der Verfallenheit aller Kreatur und Schöpfung nun mit ihrem analytischen Besteck zu Leibe.

Der Niederländer Franz Hemsterhuis (1721-1790) formuliert in seinem *Alexis ou de l'âge d'or* (erschienen 1792) die These, einst sei die Stellung der Sonne so gewesen, dass alle Erdzonen in frühlingshaften Temperaturen geschwelgt hätten; erst eine Ver-

---

<sup>65</sup> Brush, a.a.O., S. 7f.

<sup>66</sup> Lethen, Helmut, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt am Main 1994, S.72.

<sup>67</sup> Vgl. Brush, a.a.O., S. 148.

schiebung der Erdachse habe die aktuellen Verhältnisse herbeigeführt.<sup>68</sup> Eine axiale Rückkehr in die Paradieslage hatte F. Ch. Oetinger für die Zeit zwischen 1740 und 1836 ausgemacht. Laplace nahm ebenfalls eine Art globaler axialer Pendelbewegung an (*Exposition du système du monde*, 1796), teilte aber nicht Oetingers Ansicht über eine Wiederkehr ursprünglicher, paradiesischer Zustände. Shelley sowie Hölderlin verarbeiteten diese Theorien unabhängig voneinander zu Mythen eines wiederkehrenden *goldenen Zeitalters*. - Shelley setzt in *Queen Mab* (1831) eine eiszeitliche Vergangenheit als gewiss voraus, deren besondere Bedingungen den Menschen so dauerhaft geprägt hätten, dass er „auch nach dem Zurückweichen der Kräfte zu den Polen noch als Nordpolbewohner“ (54) erscheine! Apokalyptische Vorstellungen werden „in die Prognose vergeistigten Übermenschentums und die Einführung des Pols“ verkehrt, „der die apokalyptische Katastrophe von einst beweisen soll und gleichzeitig mit seiner Pendelbewegung als verursachendes Prinzip auch der besseren Zukunft angesehen wird.“ (55)

Der Utopist Fourier spekuliert (in *Théorie des quatres Mouvements*, 1806), wie später Alfred Döblin in *Berge Meere und Giganten*, über einen Entwicklungsschub im Gefolge einer zu erwartenden Polschmelze. Mit ihm werde auch eine „Tendenz zur Animalisierung“ (56) einhergehen. Fourier verarbeitete Thesen F.W. Herschels, nach denen die Milchstraße in fortschreitender Auflösung begriffen sei und die Erde infolge ihrer wachsenden Entfernung von der Sonne vereisen werde. Die Pariser *Academie* konnte sich sogar schmeicheln, den Zeitpunkt des Planetentodes genau errechnet zu haben: in 432 Jahren würde es soweit sein. Fourier nun führte diese Anregung dahingehend fort, dass der Auflösung, der Dissipation, eine neuerliche Kontraktion des Weltalls folgen werde, das Universum also in Intervallen von unermesslich langer Frequenz pulsiere. In *Le monde amoureux* (1817-1821) entwickelte Fourier eine These vom Mondeinfang, wie sie später auch Hörbiger im Kontext seiner *Glazialkosmogonie* formulierte; danach gewinnt die konzentrische Gravitation der Erde ihr neue zentripetale Trabanten hinzu. Diese Trabanten würden sich in Ringform über dem Pol lagern; damit sei ein Urzustand, wie er vor der zentrifugalen Mondflucht geherrscht habe, wieder hergestellt. Eine solche urzeitliche Katastrophe der Mondflucht sei es gewesen, die laut Fourier zu einer Sintflut geführt habe. Deren Wassermassen seien schließlich an den Polen zu Eis erstarrt, da die Mondflucht der Polsonnen zu einer drastischen Abkühlung geführt habe. Hemsterhuis und der junge Novalis (später auch Hörbiger) behaupteten das Gegenteil: die Sintflut sei

---

<sup>68</sup> Zu den folgenden Ausführungen vgl. Metzner, Joachim: Urweltfabel und Eisblumenmetaphysik, in:

durch Annäherung eines Mondes entstanden. Überschwemmung und Vereisung als tellurische Folgen eines Mondeinfangs: Welteislehre als Baustein eines neopythagoräischen, geozentrischen Weltbildes:

Wie in einem Miniaturuniversum ist die Erde eingehüllt von strahlenden, kraftspendenden Himmelserscheinungen, deren Fülle sich durch die Entstehung eines Südpolrings noch vergrößert. Sie gleicht schließlich einem großen Lampion in der Mitte eines prächtig möblierten Salon. (57)

Fourier entwirft ein Gegenbild zu den pessimistischen Phantasien einer „von kalten Planeten umkreisten Sonne“, (57) das nicht nur Sinnstiftungs-Therapie an einem (modischen) *Weltschmerz* leistete, der von der selbstgewählten Pose eines *Vis-a-vis-de-rien* auf Dauer überfordert war. Da das Ganze auf eine „Entmachtung der Sonne“ hinauslief, stellte es auch eine Art kosmisch ausgeweiteter Revolutions-Utopie dar: „Halten wir fest, daß dieses kosmische Durcheinander das Bild einer heimlichen Revolution bietet, an deren Ende eine terrestrische Egozentrik und damit die Wiedererrichtung eines von dogmatischen Interessen her entworfenen Weltbildes steht.“ (58)

Novalis' Weltentstehungs-Theorie trägt mythische Züge. In seiner Kosmogonie symbolisiert der Nordpol eine Welt in ewigem Winter. Die *Arcturus*-Mythe in Novalis' Roman *Heinrich von Ofterdingen* (1802) ist grundiert von der Vorstellung eines *borealen Arkadien*. Die Eis- und Schneebäume in Arcturs Garten werden zerfließen, wenn die neue Epoche des Weltenfrühlings anbricht.<sup>69</sup> Diese Polrosen haben zwar keine Realität (es gibt sie nicht, wie Rimbaud später sagen wird), aber sie *sind* als Symbol im Bewusstsein vorhanden, als eidetischer Ort in seiner Struktur. Die Trennung von Begriff und Gegenstand in der Abstraktion inauguriert die Autonomie der Vorstellungskraft. Mit Gottfried Benn wird die klassische Moderne einen Dichter stellen, der diese Trennung („Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne, könnte meinen, daß es hier geschehe.“<sup>70</sup>) als Gründungsakt eines hyperboräischen Kunst-Staates interpretierte. - Theodor Däublers *Versepos Nordlicht* variiert das Bild der polaren Blumen: die Endzeit werde in einer Form „pflanzliche(r) Vergeistigung“ über die Welt kommen, die im Pol als einem „Ort des reinen Geistes“<sup>71</sup> zusammenschieße; das Nordlicht sei deren Künster. Däubler reagiert damit auf den Kulturpessimismus aus vitalistischer Perspektive, der das Abendland

---

Metzner, a.a.O., S.51 - 67.

<sup>69</sup> Novalis, Schriften I, S.291. Zitiert nach Metzner, a.a.O., S.60.

<sup>70</sup> Benn, Gottfried: Werke in vier Bänden, hrsg. von D. Wellershoff, Stuttgart 1987, Bd.2, S.13.

<sup>71</sup> Metzner, a.a.O., S.63f.

bereits in Schnupfen und Kälte untergehen sah.<sup>72</sup> Anders als die Lebensphilosophen sah Däubler keinen Gegensatz zwischen Geist und Leben. Der Pol ist nicht der Ort eines Regiments der reinen Vernunft, die, wie in Andersens *Schneekönigin*, zwar unangefochten, aber letztlich weltlich ist, weil sie sich als unfähig zur Transzendenz erweist. Die Polreise, bzw. die Bewegung auf den Pol hin dient vielmehr der Läuterung *und* der Meisterung des Lebens: „Dem Pol im Geist entgegen, wird Leben gedichtet.“<sup>73</sup> Und die Glasarchitektur, die in manchen Expressionistenkreisen diskutiert wurde (Paul Scheerbar, 1914), sollte das Regime des Eises samt seiner kathartischen Wirkung wenigstens vorausseilend zu simulieren suchen, eine Hoffnung, die die Glasarchitekten mit den Bauhaus-Propagandisten teilte.

### **Ein kantisches Ende aller Dinge**

Kant hat sich der seinerzeit umlaufenden apokalyptischen Gemeinplätze in zwei berühmten Schriften angenommen, dem vorkritischen Aufsatz „Die Frage, ob die Erde veralte, physikalisch erwogen“ (1754) und „Das Ende aller Dinge“ (1794).

Das Alter eines Dinges, so setzt Kants Schrift aus dem Jahr 1754 ein, sei ein relativer Begriff: es bemesse sich nicht nach der Zahl der bereits absolvierten Jahre, sondern nach seiner geschätzten Gesamtdauer und besonders danach, ob der gegenwärtige Punkt auf dem Zeitstrahl dem Anfang oder dem Ende näher ist. Diese scheinbar nüchterne Definition ist nicht ohne beunruhigende Obertöne: Sie definiert ihren Gegenstand vom Ende her und führt so vorerst die apokalyptischen Konnotationen, die zu entkräften sie angestrebt ist, weiter mit.

Die Kürze des Lebens setzt den Menschen außerstande, über Dauer und letzte Dinge Erkenntnisse aus eigener Erfahrung zu sammeln:

Am meisten fehlet der Mensch, wenn er in dem Großen der Werke Gottes zum Maßstabe des Alters die Reihe der menschlichen Geschlechter anwenden will, welche in dieser Zeit verflossen sind. Es ist zu besorgen, daß es mit seiner Art zu urteilen bewandt sei, wie mit der Rosen ihrer bei FONTENELLE, welche von dem Alter ihres Gärtners mutmaßeten. Unser Gärtner, sagten sie, ist ein sehr alter

---

<sup>72</sup> Vgl. etwa Lessing, Theodor: *Der Untergang der Erde am Geist. Europa und Asien*, Hannover 1924.

<sup>73</sup> Däubler, Theodor: *Die zwei Gärten*, in: *Dichtungen und Schriften*, S.711. Zitiert nach Metzner, a.a.O., S. 64.

Mann, seit Rosen Gedenken ist er derselbe, der er immer gewesen, in der Tat er stirbt nicht, er verändert sich nicht einmal.<sup>74</sup>

Glaube man den „Klagen bejahrter Leute“ (200), so altere die Welt zusehends, geradezu in potenziertem Fallgeschwindigkeit: Klima, Naturkräfte, Menschen - alles verfallend und erschöpfe sich; sogar alte Tugenden würden ersetzt durch neue Laster. Kant schreibt diese Irrtümer der menschlichen Eigenliebe zu:

Die ehrliche (sic!) Greise, welche so eitel sind, sich zu überreden, der Himmel habe die Sorgfalt vor sie gehabt, sie in den blühendsten Zeiten an das Licht zu stellen, können sich nicht überreden, daß es nach ihrem Tode noch ebenso gut in der Welt hergehen solle, als es zugeht, ehe sie geboren wurden. Sie möchten sich gerne einbilden, die Natur veralte zugleich mit ihnen, damit es sie nicht reuen dürfe, eine Welt zu verlassen, die schon selber ihrem Untergange nahe ist. (200)

Der Untergang der Welt ist stets der einer bestimmten „Lebenswelt“. Noch der törichteste Gegenstand hat, als Element dieser Lebenswelt die demütigende Eigenschaft, den Menschen hartnäckig zu überdauern. Kants „ehrliche Greise“ versuchen verständlicherweise, sich gegen die *prometheische Scham* zu wappnen, die aus dieser Tatsache resultiert; andere Erkenntnisse aber, als bestenfalls solche über das eigene Älterwerden lassen sich nach Kant aus derartigen Operationen nicht gewinnen.

Weder Empirie noch Offenbarung geben also Aufschluss über Jugend oder Alter der Schöpfung. Kant konzidiert jedoch die Möglichkeit, dass die Natur über große Zeiträume hinweg veralte. Die Forschung könne aber Indizien liefern. Im Lichte der Wissenschaft erscheine das Altern der Erde als Prozess einer „Abnahme ihrer Kräfte“. (200)

Kant beschreibt das Altern als einen intrinsischen und irreversiblen Vorgang, der einem Organismus ebenso innewohne wie das Erblühen, dessen Fortsetzung er eigentlich sei. Weniger „äußere und gewaltsame Ursachen“ seien der Grund; vielmehr bringe die Entleerung, die zur „Vollkommenheit“ geführt habe, ein Wesen „seinem Untergange wiederum nah“. (202) Zeitliche und logische Folge der Vollkommenheit ist der Verfall. Dieser äußere sich darin, dass der „Kreislauf der Flüssigkeiten“ (202) *gehemmt* werde.<sup>75</sup>

Auch die Erde erwuchs aus „flüssigem Zustande“ (202) und hat sich in einem Vorgang des Erkaltes zu ihrer Form „bequem“. (203) Dieser Übergang vom flüssigen zum fes-

---

<sup>74</sup> Kant, Immanuel: Werke. Vorkritische Schriften, hrsg. von A. Buchenau, Hildesheim 1972 (Reprint). Bd.1, S.199.

<sup>75</sup> Die Hemmung des Fließenden als Symptom der Dekadenz: das ist eine wichtige Denkfigur der Lebensphilosophien des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Personifizierung findet sie im Prinzen Klaus Heinrich aus Thomas Manns *Königliche Hoheit* (Zürich 1992), der, durch physisches Handicap und Zeremoniell gehemmt, ein Leben ohne „Überzeugungswärme“ (S.221) führen muss und seinen Untertanen als „kalt“ gilt, bis er schließlich durch die Macht der Liebe erlöst wird.

ten Element sei einhergegangen mit einer langsamen Beruhigung des tellurischen Chaos. Tellurische Harmonie ist für Kant die Voraussetzung aller Fruchtbarkeit. Fertilität sei ein Beweis für geringes Alter und Ursprungsnähe. Kant versieht die tellurischen Naturgewalten mit Prädikaten, die gewöhnlich der Beschreibung kreatürlicher Verrichtungen vorbehalten sind: sie „führen ab“, „schwellen an“, sind „trächtig“ oder „strömen über“. (205) Die fortschreitende Metamorphose dieses Proteuswesens muss, soll der Niedergang tatsächlich die Folge der Vollkommenheit sein, früher oder später zum „Verfall der Natur dieser Kugel“ (206) führen.

Wie soll nun aber dieser Niedergang sich vollziehen? - Kant referiert vier der Untergangsszenarien, an denen sich die zeitgenössische Naturwissenschaft entzündete: Ein Tod der Erde durch langsame Entsalzung des Erdreiches und eine damit verbundene zunehmende Unfruchtbarkeit; die Abtragung des Festlands durch Ausschwemmung mit folgender Sintflut; Verdorrung und Austrocknung; der „Weltgeist“, ein „unfühlbares, aber überall wirksames Principium“, (207) erschöpft seine Substanz durch fortgesetzte Zeugung.

Die These, das Erdreich könne Salze an das Meer verlieren, widerlegt Kant, indem er die Konsequenzen präsentiert: „Nach dieser Rechnung wäre der Ocean durch den Einfluss aller Bäche und Ströme schon zehnmal vollgeworden“; (208) da dies aber nicht der Fall sei, gebe es keinen Grund anzunehmen, es könne künftig passieren. - Kant bestätigt die Hypothese einer möglichen Abtragung der Erde durch Wasser, bestreitet aber ihr Ausmaß; nicht jeder Fluss trage gleich viel Erde ab; zudem setze das Meer, da ständig in Bewegung, einen Teil des Schlammes wieder am festen Ufer ab. (Vgl. 210) - Die „Verschwindung des flüssigen Elements und Verwandlung desselben in einen festen Zustand“ (212) erscheint Kant nicht ausgeschlossen: als Beispiele führt er den Verlust von Meerwasser durch Wechsel des Aggregatzustands an, sowie das Einsickern von Wasser in die Erdschichten; zudem sinke der Meeresspiegel, weil die Gewässer ihre Betten ausarbeiteten. Diese These ermangele aber der letzten Sicherheit. - Evident sei jedoch eine allmähliche Einebnung der Erdoberfläche durch die Bewegungen des Wassers und des Klimas; diese Abtragung betreffe gerade die weichen und fruchtbaren Erdschichten. Die „wohlgeordnete Verfassung“ von Tälern und Höhen, die eine sinnvolle Verteilung des Wassers möglich mache, werde durch Regentätigkeit planiert, ihre „bewohnbare Verfassung“ „zernichtet“. (214)

Philosophisch relevant werde das Thema „die Vollendung des Veraltens der Erde“, (214) indem es an letzte Fragen rühre; schließlich sei der Untergang nur eine Frage der Zeit. Das Verderben wird aber nur bis an den Kältepol äußerster Ursprungsferne fortschreiten können, wenn nicht zuvor ein apokalyptischer Untergang das allmähliche Altern jäh beendet;<sup>76</sup> die Erde stürbe gewaltsam statt an Altersschwäche:

Diese allmähliche Veränderung ist also so zu reden ein Teil einer fortschreitenden Verhältnis (sic!), deren letztes Glied fast unendlich weit von dem Anfange absteht und vielleicht niemals erreicht wird, weil die Offenbarung der Erde, die wir bewohnen, ein plötzliches Schicksal vorhervorkündigt, dessen Ausführung ihre Dauer mitten im Wohlstande unterbrechen und ihr nicht Zeit lassen soll, durch unmerkliche Stufen der Abänderung zu veralten und so zu reden einen natürlichen Tod zu leiden. (215)

Kant leitet so zur vierten These über, nach der es das Verdorren eines unsichtbaren, aber ubiquitären Prinzips sei, dass die Erde altern lasse: ein allgemeiner „Weltgeist“ sei es, der nach Art der Entelechie die Bildungen und Geschöpfe der Natur durch ihre Formen und Gestalten treibe und sich dabei nach und nach erschöpfe und verzehre. Eine Schwächung dieses „spiritus rector“ (216) sei bereits festzustellen; man möge nur „den Trieb der alten Völker zu großen Dingen“ vergleichen mit der „gemäßigten und kaltsinnigen Beschaffenheit unserer Zeiten“. (216) Nicht dass Kant die Gesittung seiner Epoche nicht würdigte; er konstatiert aber mit Bedauern „Merkmale einer gewissen Erkaltung desjenigen Feuers (...), welches die menschliche Natur belebte, und dessen Heftigkeit ebenso fruchtbar an Ausschweifungen als schönen Wirkungen war“ (216) - um gleich danach wieder ins Nachdenken zu geraten über die Macht solcher Umstände wie „Regierungsart“, „Unterweisung“ und „Exempel“, denen sich „Gemütsverfassung“ und „Sitten“ (216) ebenso gut verdanken. - Letztlich, so Kants *conclusio*, seien die Lehren der Geschichte doch zu zweideutig, um eine eindeutige tellurische Tendenz zur Erkaltung und Alterung zu bestätigen.

Kant hat eine Klärung des Begriffs der Alterung versucht; er hat verschiedene Thesen geprüft, sich aber für keine von ihnen entschieden; zugleich aber hat er in dieser vorkritischen Schrift die gebildete Welt mit Schreckensbildern der Nivellierung, Alterung und Erkaltung proviantiert. - Sogar Kant bleibt auf Metaphern der Raum-Kategorie angewiesen, wenn es darum geht, den irreversiblen Lauf der Zeit zu beschreiben; er nimmt eine Bewegung weg von einem Ort des Ursprungs (des Heils) hin auf ein ungewisses Ziel an, von dem feststeht, dass es neben dem Moment größten „Alters“ auch ein Kältepol sein wird.

---

<sup>76</sup> Kant denkt etwa an „Kometen“ oder an einen „Untergang im Feuer“ - S.217.

Vierzig Jahre später versucht sich Kant wiederum am Apokalyptischen. Seine Schrift „Das Ende aller Dinge“ von 1794<sup>77</sup> trägt nun auch der Doppelstruktur der Zeit und der Zwieschlächtigkeit der Kälte-Imagines Rechnung. Kant unterscheidet die Modi von Zeit und Ewigkeit. Allerdings will er Ewigkeit nicht als „ins Unendliche fortgehende Zeit“, (411) als eine Perpetuierung der Zeit in ihrem irreversiblen Modus verstanden wissen, sondern vielmehr als deren Ende. Die beiden Modi verlaufen nach Kant nicht zwei-strängig *nebeneinander*, sondern folgen *aufeinander*. Alle irreversiblen Bewegung fließen im „Abgrund“ der Ewigkeit, „aus welchem für den, der darin versinkt, keine Wiederkehr möglich ist“, (411) zusammen. Die Ewigkeit ist für Kant numinose Dauer, ein nicht-intelligibles Fortwesen des Menschen im Göttlichen. Da das menschliche Bewußtsein nur über einen negativen Begriff der Ewigkeit verfügt, bleibt sie ihm ein Faszinosum: „Man kann nicht aufhören, sein zurückgeschrecktes Auge immer wiederum darauf zu wenden.“ (411) Da es die Imagination befeuert, ist das derart Obskure „furchtbarerhaben“. (411)

Kant macht sich daran, das Ende aller Dinge zu klassifizieren, obwohl er zugesteht, dass eine solche Klassifizierung nur den Kategorien der Vernunft folge, daher spekulativ und eigentlich ungeeignet sei, das Nicht-Intelligible zu erfassen. Nach Kant falle das Ende aller Dinge zusammen mit dem jüngsten Tag; dieser markiere den Durchgangspunkt, an dem Zeit in Ewigkeit übergehe. Kant unterscheidet das *natürliche*, das *mystische* und das *verkehrte* Ende aller Dinge:

Das natürliche Ende aller Dinge folgt der Ordnung, die göttliche Weisheit zur Verfolgung moralischer Zwecke verhängt hat. Strittig ist nur, ob die auf das Ende der Zeit folgende Ewigkeit eine Fortdauer aller Menschen vorsieht (wie es die von Kant so bezeichneten „Unitarier“ wännen), oder ob die Verworfenen, von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen, einer ebenso ewigen Verdammnis anheimfallen (wie es die „Dualisten“ annehmen). Der Dualismus wirft für Kant die Frage auf, „warum auch nur ein einziger geschaffen, wenn er nur dasein sollte, um ewig verworfen zu werden? welches doch ärger ist als gar nicht sein“. (413) Der Unitarismus wiederum unterfordere die Menschen moralisch doch sehr. Der Dualismus biete den Vorzug, der praktischen Vernunft dienlicher zu sein, weil er sie im Bemühen um Erlangung des Heils dem „Endzweck ihres Daseins“ näherbringt: „In praktischer Absicht wird also das anzunehmende System das

dualistische sein müssen (...).“ (116) Kant betont allerdings nochmals, es handle sich nur um ein Gedankenspiel, da letztlich beide Dogmen die menschliche Vernunft überforderten.

Das mystische Ende aller Dinge ist übernatürlich, folgt also nicht aus einer natürlichen, planmäßigen Ordnung; es *ereignet* sich als Eingriff von oben. - „Daß hinfort keine Zeit sein soll“, wie es die Apokalypse dekretiert (Apokalypse 10,5 und 6): dieses Ende der Zeitlichkeit interpretiert Kant als ein Aufhören jeder Veränderung, Stillstand, jedoch ohne Dauer oder Ewigkeit. Ihm ist das Ende der Zeit der „Schritt aus der Sinnenwelt in die intelligible“. (418) Die *res extensa* werden durch *res cogitans* ersetzt, ein Vorgang, für den menschliche Begriffe fehlten. Zudem kritisiert Kant das Konzept der zeitlichen Aufeinanderfolge von Sinnenwelt und intelligibler Welt als einen Widerspruch. Zeit ist ein Maß, eine Kategorie des menschlichen Verstandes; daher ist die Ewigkeit, als Zustand der *Zeitlosigkeit*, nur negativ zu begreifen, als ein Zustand, der - anders als die Zeit - eben kein Ende hat. Dauer und Ewigkeit bieten der praktischen Vernunft keinen Gegenstand, weshalb „gänzliche Gedankenlosigkeit“ droht. (418) Damit die Vernunft nicht in eine Endlosschleife gerät, muss sie so tun, als ob „(...) bei allen ins Unendliche gehenden Veränderungen vom Guten zum Besseren, unser moralischer Zustand, der Gesinnung nach (...), gar keinem Zeitwechsel unterworfen wäre“. (419) Das mystische Ende aller Dinge ist unbegreiflich, aber doch nicht unmöglich. Gerade dies aber ist für Kant „eine die Einbildungskraft empörende Vorstellung“. (419) Nach dem Ende der Zeit wird „nämlich die ganze Natur starr und gleichsam versteinert“; (419) damit verharren aber auch „der letzte Gedanken, das letzte Gefühl“ (419) auf ewig unerlöst im Subjekt. Dieser Zustand kommt jedoch seiner „Vernichtung“ gleich, vermag es sich doch als denkendes Subjekt nur *in* der Zeit zu erfahren, in der Reflexion. Der Zustand der Ewigkeit ist ein Zustand ewiger Wiederholung, sei's der Hallelujas, sei's der Höllepein. Die Erfahrung zeitlicher Aufeinanderfolge von Ereignissen, ihre Reflexion und Ruminaton, ist zugleich mit der Erstarrung der Welt ausgeschaltet.

Allerdings kann nach Kant auch der zeitliche Zustand ewigen Wechsels das denkende und reflektierende Subjekt nicht zufrieden stellen. Da es nicht nur Meinungen hat, die vergehen, sondern auch eine übersinnliche, unveränderliche Gesinnung, die sich „in einem Prozess unendlichen Fortschreitens zum Endzweck“ betätigt, läuft neben dem Guten auch „eine unendliche Reihe von Übeln“(420) mit.

---

<sup>77</sup> Kant, Immanuel: Werke. Schriften von 1790-196, hrsg. von A. Buchenau, E. Cassirer u. B.Kellermann,

Die daraus resultierende Ungeduld zeitigt den Wunsch, den Endzweck anwesend zu sehen, und bringt die Vernunft zur Mystik, - „(...) denn die Vernunft, weil sie sich nicht leicht mit ihrem immanenten, d.i. praktischen Gebrauch begnügt, sondern gern im Transzendenten etwas wagt, hat auch ihre Geheimnisse“ (420) - und zur Schwärmerei. Kant nennt „sinesische Philosophen“, (420) Pantheismus und Spinozismus als Lehren, nach denen Seelen als Ausfluss göttlichen Ursprungs gelten dürfen, die im Zurückfließen der ewigen Ruhe teilhaftig werden. Dieses Ende aller Dinge in Seligkeit aber sei „ein Begriff, mit dem ihnen (den Menschen, M.W.) zugleich der Verstand ausgeht und alles Denken selbst ein Ende hat.“ (420)

Menschliche Weisheit zeigen heißt, der göttlichen Weisheit (= „praktische Vernunft in der Angemessenheit ihrer dem Endzweck aller Dinge, dem höchsten Gut, völlig entsprechenden Maßregeln“ (420)) nicht zuwiderzuhandeln. Jene Verkehrtheit, die schließlich „das verkehrte Ende aller Dinge“ herbeiführt, äußert sich als eine Art selbstgewählter Unseligkeit. Verursacht wird sie durch die Verstocktheit, mit der die Menschen sich weigern, „ihren eigenen wohlverstandenen Willen“ (423) zur Kenntnis zu nehmen. Das Christentum, so Kant, lege dem Menschen diesen eigenen Willen als freiwillig eingesehene kategorische Maxime ans Herz. Der Weigerung, dem Gebot Folge zu leisten, begegne das Christentum nicht mit Drohungen, wohl aber mit „liebreiche(r), aus dem Wohlwollen des Gesetzgebers entspringende(r) Warnung“. (423) Wir können auch anders! Das Christentum biete nicht „Belohnungen für die Triebfedern der Handlungen“. (424) Der liberale Zug „moralische(r) Liebenswürdigkeit“, der das Christentum auszeichne, zeige sich in der Aufklärung „in einem desto hellern Lichte“. (424) Das verkehrte Ende aller Dinge träte ein, wenn sich das Christentum, um die Torheit zu zwingen, „mit gebieterischer Autorität“ (424) bewaffnen würde. Dies rief für kurze Zeit den Antichristen auf den Plan: „Alsdann aber, weil das Christentum allgemeine Weltreligion zu sein zwar bestimmt, aber es zu werden von dem Schicksal nicht begünstigt sein würde, (würde) das (verkehrte) Ende aller Dinge in moralischer Rücksicht eintreten“. (424)

## Philipp Mainländer und der kalte Leichnam Gottes

Kaum hatte Rudolf Clausius den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik formuliert, da wurde er auch schon ins Kosmologische extrapoliert. Von Clausius' Sätzen ausgehend, entwickelt Helmholtz eine Theorie vom Wärmetod des Universums. Diese besagt, das Universum werde einen Zustand maximaler Ausdifferenziertheit erreichen, in dem jegliche verfügbare Energie verbraucht ist; ungeordnete Zustände sind ubiquitär, jede Aktivität kommt zum Erliegen. Das Universum tritt in einen Zustand ewiger Ruhe ein. Um Helmholtz' Spekulationen zusammenzufassen (und vielleicht auch, um das letzte Wort zu haben), bezeichnete Clausius endlich diesen Prozess als Entropie.

Da die Temperatur in diesem finalen Endstadium am absoluten thermischen Nullpunkt liegen dürfte, kann man mit Fug auch vom Kälte- statt vom Wärmetod des Universums sprechen; noch die romantische Naturphilosophie den Terminus Kälte ausgiebig benutzt (wie man aus Novalis' Notizbüchern ersehen kann) Erst die Physik des Realismus<sup>78</sup> hat sich auf Wärme als physikalischen Begriff verständigt.

Der Zeit kommt in diesem irreversiblen Prozess die Aufgabe einer „Funktion des Entropiewachstums“<sup>79</sup> zu. Die klassische Physik hatte es versäumt, eine Definition von Zeit zu geben; sie war davon ausgegangen, jede Bewegungsänderung von Materie sei reversibel. Die Thermodynamik hingegen wies der Zeit die Funktion zu, die Bewegung von Konzentration zu Dissipation und von Ordnung zu Unordnung zu reflektieren.

Obwohl die Thermodynamik phantastisches Material für Untergangspanoramen aller Art liefert, beginnen die Intellektuellen erst um die Jahrhundertwende Notiz von ihr zu nehmen.<sup>80</sup> - Aber etwa zur gleichen Zeit, zu der die Gelehrten um die angemessene Formulierung ihrer physikalischen Gesetze ringen, verfasst ein philosophischer Außen-seiter ein zweibändiges Werk, dass, mit den Mitteln der Philosophie, eine ähnlich trostlose Aussicht eröffnet, sie allerdings um einige zeitgemäß affektive Valeurs bereicherte.

---

<sup>78</sup> Zur Parallelität kultureller und wissenschaftlicher Phasen vgl. Brush, a.a.O., S.7f.: Zur Geschichte der Physik merkt Brush an: „Die Romantik wurde von einer Strömung abgelöst, die ich den Realismus nennen möchte. Dieser vereinigt in sich den Atomismus, Materialismus, Mechanismus, Naturalismus und bestimmte Züge des Positivismus. Er ist in vielfacher Hinsicht der Gegensatz zur Romantik; da er jedoch von dieser beeinflusst wurde, stellt er nicht einfach eine Rückwendung zur Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts dar. Er erreichte um 1870 herum seinen Höhepunkt und ging dann zurück; Reaktionen in unterschiedliche Richtungen folgten auf ihn.“

<sup>79</sup> Rifkin, a.a.O., S.61.

<sup>80</sup> Vgl. Brush, a.a.O., S.70ff.

Philipp Mainländer, der Verfasser einer zweibändigen *Philosophie der Erlösung* (1876/1886), wird 1841 in Offenbach als Philipp Batz in gutbürgerliche Verhältnisse hineingeboren. Jedoch „das Klima im Fabrikantenhaushalt Batz muß atemberaubend gewesen sein“, so Ulrich Horstmann, „denn drei der sechs Kinder begingen späterhin Selbstmord“.<sup>81</sup> Nach einer kaufmännischen Ausbildung verbringt Batz mehrere Jahre in Italien. Im Februar 1860 hat der 19jährige in einer neapolitanischen Buchhandlung sein Schopenhauer-Erlebnis. Er beginnt, seit 1863 wieder in Deutschland und inzwischen in einer Bank tätig, ein langjähriges autodidaktisches Philosophiestudium, das nur unterbrochen wird von wiederholten Versuchen, zu den Fahnen zu eilen. Sein philosophisches Hauptwerk (er verfasst außerdem ein Drama *Die letzten Hohenstaufen* und eine Novelle mit dem Titel *Rupertine del Fino*) bricht nach langen Vorstudien in zwei Schüben aus ihm hervor, in den Sommermonaten des Jahres 1874, und, nach abgeleistetem Militärdienst, im Winter 1875. Nach Abschluss seiner Arbeit kommt es Ende Februar 1876 zum psychischen Zusammenbruch. In der Nacht auf den ersten April begeht Mainländer Selbstmord.

Mit seiner *Philosophie der Erlösung* extrapoliert Mainländer Schopenhauers Pessimismus ins Kosmische. Der Lauf der Universalgeschichte erscheint bei Mainländer als eine einzige Bewegung vom Sein zum Nichtsein. Er dekretiert: „Gott ist gestorben und sein Tod war das Leben der Welt.“ Alles was ist, existierte vor der Welt in Gott. - Auf dieser einfachen, aber originellen Prämisse türmt Mainländer nun ein wahres Gebirgsmassiv von System, das 1300 Druckseiten umfasst.<sup>82</sup> Mit dem Tod Gottes als Urknall und kosmogonischer Mythe hat sich Mainländer so jeder weiteren metaphysischen Mühen entledigt und konzentriert sich im weiteren Verlauf seiner rein „immanenten Philosophie“ ganz auf die Welt als Ausfluss des Göttlichen, der daraus folgt: „Aber diese einfache Einheit ist gewesen; sie ist nicht mehr. Sie hat sich, ihr Wesen verändernd, voll und ganz zu einer Welt der Vielheit zersplittert“. (38) Mainländer konstatiert den Tod Gottes rund zehn Jahre vor Nietzsche (der als Folge eine deutliche Abkühlung zu verspüren glaubte).<sup>83</sup> Anders als bei diesem hat der Mensch in Mainländers System nicht nur kei-

<sup>81</sup> Horstmann, Ulrich: „Der verwesende Gott. Philipp Mainländers Metaphysik der Entropie“, in: Mainländer, Philipp: *Philosophie der Erlösung*, hrsg. von U. Horstmann, Frankfurt am Main 1989, S.10.

<sup>82</sup> Ulrich Horstmann hat es auf sich genommen, in dessen Karstgebieten und Geröllhalden zu „botanisieren“, die Funde in einem Auszug vorzulegen und mit einem Vorwort zu versehen. Alle Zitate Mainländers stammen aus dieser Ausgabe. Das aktuelle Zitat: Mainländer, a.a.O., S.38.

<sup>83</sup> „Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. 'Wohin ist Gott?' rief er, 'ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet - ihr und ich! Wir sind alle seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wo-

nen Anteil an diesem Tod; er ist vielmehr, als Teil der Schöpfung, dessen Folge. Der Tod Gottes ist erst der Anfang. Und um diesen zu machen, bedient sich Mainländer einer Logik von geradezu scholastischer Raffinesse.

Er beginnt mit der Frage: kann eine allmächtige Einheit wie die Gottes zerfallen? Nach Mainländer zeigt sich die Freiheit Gottes nur in der Wahl, zu bleiben wie bisher: eine einfache Einheit, oder nicht zu sein. Denn als Gott anders zu sein, bedeutete schon, das Wesen göttlicher Einheit aufzugeben zugunsten einer Vielheit, die unter dem Niveau eines monotheistisch gedachten Gottes wäre. Dass dies der „Wille“ Gottes sein könne, leugnet Mainländer: „Wille“ sei, strenggenommen, ebenso wie „Geist“, ein immanentes Prinzip, das nicht auf vorweltliche Zustände übertragen werden dürfe. Er fährt jedoch fort:

Dagegen dürfen wir dieselben zu regulativen Prinzipien für „die bloße Beurteilung“ der Tat machen, d.h. wir dürfen uns die Entstehung der Welt dadurch zu erklären versuchen, daß wir sie auffassen, als ob sie ein motivierter Willensakt gewesen sei.

Der Unterschied springt sofort in die Augen.

Im letzteren Falle urteilen wir nur problematisch, nach Analogie mit den Taten in dieser Welt, ohne über das Wesen Gottes irgendein apodiktisches Urteil, in toller Anmaßung, abzugeben. Im ersteren Falle dagegen wird ohne weiteres behauptet, das Wesen Gottes sei, wie das des Menschen, eine untrennbare Verbindung von Willen und Geist gewesen. Ob man dies sagt, oder sich verschleiert ausdrückt und den Willen Gottes potentia-Geist, ruhenden, untätigen Geist nennt - immer schlägt man den Resultaten redlicher Forschung ins Gesicht: denn mit dem Willen ist die Bewegung gesetzt und der Geist ist ausgeschiedener Wille mit einer besonderen Bewegung. Ein ruhender Wille ist eine contradictio in adjecto und trägt das Brandmal des logischen Widerspruchs. (42 f.)

Mainländer kann nun, streng „immanent“, per anthropomorphe Analogie verfahren, ohne über „das Wesen Gottes“ ein Urteil fällen zu müssen. - Die einzige Tat, die Gott zu begehen blieb, war nach Mainländer, ins Nichtsein einzugehen. Aber trotz seiner Allmacht hatte Gott dennoch nicht die Macht, „gleich nicht zu sein“, (45) denn daran hinderte ihn sein göttliches Wesen:

Die Theologen aller Zeiten haben unbedenklich Gott das Prädikat der Allmacht gegeben, d.h. sie legten ihm die Macht bei, alles, was er wollte, ausführen zu können. Keiner jedoch dachte hierbei an die Möglichkeit, daß Gott auch wollen könne, selbst zu Nichts zu werden. (...) Erwägt man sie aber ernstlich, so sieht man, daß in diesem einzigen Falle Gottes Allmacht, eben durch sich selbst, beschränkt, daß sie keine Allmacht sich selbst gegenüber war.

---

hin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? (...) Hören wir nicht den Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? - auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!“ - Nietzsche, Friedrich: Die Fröhliche Wissenschaft, Drittes Buch, § 125, in: Nietzsche, Friedrich: Werke in zwei Bänden, hrsg von K. Schlechta, München 1954, Bd.2, S.127.

Die eine Tat Gottes, der Zerfall in die Vielfalt, stellt sich hiernach dar: als die Ausführung der logischen Tat, des Entschlusses nicht zu sein, oder mit anderen Worten: die Welt ist das Mittel zum Zwecke des Nichtseins, und zwar ist die Welt das einzig mögliche Mittel zum Zwecke. Gott erkannte, daß er nur durch das Werden einer realen Welt der Vielheit, nur über das immanente Gebiet, die Welt, aus dem Übersein in das Nichtsein treten könne. (45 f.)

Die Allmacht vermochte es nicht, sich selbst abzuschaffen, weil sie dann aufgehört hätte, Allmacht zu sein, und das wiederum entspräche nicht dem Wesen Gottes; der Zerfall der göttlichen Einheit, ihre Dissipation in weltliche Vielheit, war die Tat der Selbstaufhebung in dem Maße, das Gott möglich war. Demnach erscheint die Welt nicht nur als der kalte Leichnam Gottes, sie ist auch das Mittel zu seiner Selbstabschaffung. Gottes Wesen ist ein „retardierende(s) Moment“, (135) das durch die Schöpfung der Welt sukzessive aufgehoben werden soll.

Der Entfernung aus dem Ursprung kraft Dissipation - Mainländer nennt es „Weltbewegung“ (50) - entspricht eine Tendenz zum Zerfall und zur weiteren Zersplitterung. Die Einzelwesen, die so entstehen, tragen wiederum den Trieb zum Nichtsein in sich. Ein uralter Gedanke, den schon die Gnostiker wälzten: vom Ursprung abgefallen, ist die Schöpfung in toto verworfen, die Natur erscheint als „verkleidete Verwesung“ (Tieck).<sup>84</sup> Was zerfällt, gerät in Widerstreit: „Es kann gar nicht Reibung genug in der Welt sein.“ (50) Obwohl Mainländer dem Typus des Humoristen ein Kapitel seiner Philosophie widmet: Der grimmige Humor seines Meisters steht dem Schopenhauer-Apostel nicht zu Gebote: jener rät in dem berühmten Stachelschwein-Gleichnis zu einer mittleren Lösung, „um durch die gegenseitige Wärme sich vor dem Erfrieren zu schützen“,<sup>85</sup> soziale Zumutungen aber zu vermeiden, soweit sie aus allzu großer Nähe erwachsen. Mainländer aber fordert Ausschweifung und Eskalation durch Reibung. Denn Reibung erzeugt Wärme, und Wärme ist verausgabte Energie. - Wenn das Nichtsein das Ziel der Welt ist, dann erscheint solche Verausgabung als probates Mittel zum Zweck. Auch wendet Mainländer wendet mitunter kurrente naturwissenschaftliche Theorien in seinem Sinn um: so führe der Kampf um die Selbsterhaltung nicht, wie von Darwin ausgeführt, zum Überleben der Stärksten, sondern zu einer universellen Schwächung der Kraft. Jede menschliche Anstrengung, sei sie erfolgreich oder nicht, schwächt *sub specie aeternitatis* die „Kraftsumme des Weltalls“ (55) und arbeitet der Entropie in die weißen Hände.

---

<sup>84</sup> Zitiert nach Horstmann, a.a.O., S.26.

<sup>85</sup> Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke in 5 Bänden, Stuttgart u. Frankfurt am Main 1965, Bd.5, S.765.

Der Begriff der *Kraft*, den Mainländer immer wieder verwendet, verweist auf den Einfluss der romantischen Naturphilosophie, die sich von Giordano Bruno und Spinoza hatte inspirieren lassen. Die Materie, so Schelling 1797 in seinen *Ideen einer Philosophie der Natur*,<sup>86</sup> habe „Kräfte, die durch keine Theilung vernichtet werden“. Angeregt durch Schellings Spekulationen, entdeckte der dänische Chemiker und Physiker Oersted nach langjährigen Forschungen einen Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus.

Die Lehre von der wesensmäßigen Einheit aller Kräfte in der Natur führte in direkter Folge zum Gesetz von der Erhaltung der Energie, in welchem an die Stelle des Terminus „Kraft“ als Bezeichnung für die quantitative Größe, die bei der Umformung einer Kraftart in eine andere numerisch konstant bleibt, der Terminus „Energie“ auftritt. (Der Spezialfall der wechselseitigen Umwandlung von Wärme und mechanischer Energie ist auch als erster Hauptsatz der Thermodynamik bekannt).<sup>87</sup>

Seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts war es zu einem wissenschaftlichen Gemeinplatz geworden, alle Kräfte der Natur (Elektrizität, Magnetismus, Wärme, Gravitation, mechanische Arbeit) als verschiedene Formen einer einzigen, das Universum durchwebenden Kraft aufzufassen.<sup>88</sup> Beanspruchte Mainländers Terminus von der „Kraftsumme des Weltalls“ physikalische Geltung, so wäre er um die Mitte des 19. Jahrhunderts wohl verworfen worden, da die Zuständigen sich derweil auf den Begriff der Energie als den präziseren geeinigt hatten,<sup>89</sup> der Begriff *Kraft* fügt sich aber der Aussage des ersten Hauptsatzes der Thermodynamik, nach dem Energie sich aus einer Form in eine andere umwandeln lässt, im Ganzen aber konstant bleibt.

Aus dem Theorem von der Erhaltung der Kraft leitet Mainländer nun *seinen* zweiten Hauptsatz ab, und der ist von nicht weniger dräuender Irreversibilität als der der Physiker: wer zur Schwächung der universalen *Kraftsumme* beiträgt, der schreitet voran auf dem thermodynamischen Königsweg, der „Bahn der Erlösung“; (55) wer sich „durch klare, kalte Erkenntnis“ (56) vom Leben abwendet und Selbstmord begeht, der schwächt die *Kraftsumme* umso wirksamer. Zugleich macht sich ein solcher Meister eigener Vernunft – „klare, kalte Erkenntnis“! – als Subjekt der Unglücksgeschichte auch um die Erlö-

---

<sup>86</sup> Zitiert nach: Boenke, Michaela: Schelling. Ausgewählt und vorgestellt von Michaela Bonke, München 1995, S.123.

<sup>87</sup> Brush, a.a.O., S.23.

<sup>88</sup> Das schließt jedoch eine binäre Struktur dieser Einheit nicht aus. Vgl. Brush, a.a.O., S.10f. u. S.22f. Bei Mainländer klingt das so: „Dieses Weltall befindet sich durchgängig in gewaltigster Tension und ist kein schlappes, läppisches, armseliges sogenanntes Unendliches.“ Mainländer, a.a.O., S.71.

<sup>89</sup> Vgl. Brush, a.a.O., S.11.

sung des Ganzen verdient, denn in seinem „Willen“ zum „absoluten Tod“ (57) folgt er einem universalen Streben, das im Nichts endet.

Mainländer konstatiert (nicht ohne Befriedigung), dieser blinde Trieb zur „Endursache Nichts“ (58) entspreche einer prästabilierten Disharmonie: jedem Lebewesen wohne der Wille zum Tode inne, und im günstigsten Falle „kooperiere“ dieser Dämon mit dem einsichtigen Geist, denn „alles in der Welt und im Individuum“ konspiriere „nach dem Nichtsein“. (59)

Die Tendenz zur Vernichtung via Dissipation sieht Mainländer überall am Werk, im Anorganischen ebenso wie im Organischen. Die Ausdehnung der Gase führe zu ihrer „Ermattung“,<sup>90</sup> ihr Aggregatswechsel hin zum Flüssigen beweise ihre Neigung zur Verausgabung; alle Flüssigkeiten bewegten sich zentripetal und zielten auf ein Nichtsein, dass sie zwar nicht erreichen könnten; jedoch die aus dem Widerstreit der Elemente resultierende Reibung führe endlich doch, über die kosmische Verausgabung, zum Ziel. - Die Gravitation beweise den Todeswillen aller festen Körper: „Könnte irgendein fester Körper ungehindert bis zum Mittelpunkte der Erde gelangen, so wäre er im Moment, wo er anlangt, vollständig und für immer tot.“ (61) Erkaltung und Kontraktion gelten Mainländer als Modi der Schwächung: damit stellt er jene Doktrin idealistischer Naturphilosophie auf den Kopf, nach welcher die kalte Kontraktivität des Anorganischen (der Gesteinswelten, wie es im romantischen Schrifttum heißt) Ausgangspunkt sei für Prozesse der Aufhellung, Erwärmung, Dekontraktion, Vergeistigung und „Empor-Läutern“ wie auch der Zersetzung und Schwächung.<sup>91</sup> Der Mensch erscheint demzufolge entweder als ein Wesen, in dem Gott anbricht, oder als einzigartiger Triumph der Schmerzempfindlichkeit.

Der Lauf ins Nichts, den die Welt durch alle Sphären absolviert, bedarf, zwecks „Reibung“, des retardierenden Moments, und diese Funktion kommt in einem als irreversibel gedachten System dem Reversiblen zu. Die von den Astronomen beobachteten universalen Kreisbewegungen verhindern die Schwächung nicht nur *nicht*; die Rotation stabilisiert vielmehr ein System, das als Ganzes dem Nichtsein entgegeneilt, und in der die Sonne „(...) als Zentralkörper der Kant-Laplace'schen Hypothese gemäß, in kontinuier-

---

<sup>90</sup> „Die Physiker sagen: sie verloren im kalten Weltraume einen Teil ihrer Wärme: welche dürftige Erklärung!“, Mainländer, a.a.O., S.60.

<sup>91</sup> Vgl. Frank, „Manfred: Steinherz und Geldseele. Ein Symbol im Kontext“, in: Frank, Manfred (Hg.): Das kalte Herz. Texte der Romantik, Frankfurt am Main 1996 (erweiterte Ausgabe), S.257-S.416, Bes. S.277ff.

licher weiterer Abkühlung und Zusammenziehung (Schwächung der Kraft) fortfuhr, sich zu verdichten.“ (61)

Schwund und Zersetzung des Wirklichen verfahren für Mainländer jedoch nicht zielgerichtet, denn jede Teleologie, so sein Einwand gegen diesen Begriff, folge nur den Kategorien des erkennenden Subjekts: Raum und Zeit, und widerspreche zudem seinem Konzept einer *immanenten* Philosophie. Vielmehr webe hier ein „Wille“, und dieser „ist blind, d.h. sein Ziel liegt in seinem Streben, ist in der Bewegung schon von selbst enthalten.“ (62) - Dieser immanente Wille erfüllt auch das Organische, das pflanzliche ebenso wie das tierische Leben: er tritt in der Pflanze als Wille zum Leben neben den zum Tode, und verhindert den sofortigen Übergang und die Verklärung der niederen organischen Formen zum Nichts. Im Unterschied zum Anorganischen wird das Leben hier „direkt gewollt“. (64) Auch dieser Wille bewirkt letztlich den Exitus: da die Pflanze „den absoluten Tod will, aber nicht haben kann, will sie das Leben direkt als Mittel zum absoluten Tode, und die Resultierende ist der relative Tod.“ (64) - Der absolute Tod wird, im Gegensatz zum relativen, jenem Lebewesen zuteil, das stirbt, ohne zuvor gezeugt zu haben. - Im Tier überwiegt der Wille zum Leben als „instinktive Todesfurcht“, (64) die wiederum Mittel zum Zweck eines todessüchtigen Ganzen ist. Mainländer installiert ein völlig fugen- und vor allem auswegloses System, das selbst gegenläufige Tendenzen noch seinen Zwecken zuschlägt: der Wille zum Leben schwächt die universale „Kraftsumme“, indem er im Individuum „Reibung“ und eine kurzfristige Aufheizung verursacht; er gebärdet sich wie Maxwells Dämon, indem er sich gegen die Laufrichtung bewegt, von der Kälte in die Wärme; auf lange Sicht arbeitet er der völligen *Deroute* des Kosmos nur umso gründlicher zu.

„Der Mensch ist zunächst Tier, und was wir von diesem sagten, das gilt auch von ihm. Als Tier steht in ihm der Wille zum Leben vor dem Willen zum Tode, und das Leben wird dämonisch gewollt und der Tod dämonisch gefürchtet.“ (66) Die Fähigkeit des Menschen zum Denken, zu reflektierender Vernunft und zur Reflexion potenziere diese Dichotomie: jene multipliziere die Triebe während diese den Menschen in den Stand setze, den „reine(n) Zweck des Daseins“ (67) zu erkennen. Kulturelle Errungenschaften dienen nicht einem wie immer gearteten Meliorismus, einer Erziehung und Läuterung des Menschengeschlechts; stattdessen sollen möglichst viele die Möglichkeit haben, sich eine Erkenntnis zu verschaffen, welche Einzelnen, den Philosophen und „Virginiern“, immer schon zugänglich war: die „Bewegung der Menschheit aus dem Sein in

das Nichtsein“ (69) als der reine Zweck des Daseins. Mainländer definiert Geschichte in außermoralischem Sinn: ihm ist sie eine „Bewegung...unserer Gattung“, (70) die man mit allen Fragwürdigkeiten zu konstatieren und hinzunehmen habe; „das Opfer“, das sie fordere, sei nur ein „Durchgangspunkt für die notwendige Entwicklung der Welt“. (71) Die große Verfügungsgeste, deren Geist dieses kühle Diktum atmet, entlehnt Mainländer Gott selbst. Dem rhetorischen Einwand, Gott könne ebenso gut auf das Paradies als glückliches Ende gezielt haben, entgegnet Mainländer: hätte Gott (statt des Nichts) das Paradies gewollt, so hätte seiner Allmacht nichts im Weg gestanden, es auch zu schaffen; allein das Nichts stellte Gott vor die unmögliche Aufgabe, seiner Allmacht zu entzogen und zwang ihn zu dem Prozess seiner Selbstabschaffung, zur Schöpfung.

Wie vor ihm Hobbes, Locke, die französischen Moralisten und Schopenhauer, so ist auch Mainländer durchdrungen von der fundamentalen Bedeutung des menschlichen Egoismus. Da dieser Egoismus Ausfluss des blinden Willens ist, ist er ebenso notwendig wie unausweichlich. Mainländers Morallehre bestreitet die Willensfreiheit und verwirft jegliche Moralität.<sup>92</sup> Ein Gesellschaftsvertrag muss daher den ubiquitären Egoismus in Schach halten.<sup>93</sup> Dem Staat kommt die Aufgabe zu, den Gesetzen dieses Gesellschaftsvertrags Nachdruck zu verleihen. - Bis zu diesem Punkt folgt Mainländers Philosophie staats-theoretischen Gemeinplätzen der „pessimistischen“ Tradition.

Die Schwächung der Kraft, die Entropie wirkt auch im Staatswesen, und sie tut dies umso nachweislicher, je komplexer, „zivilisierter“ dieses Gebilde ist.

Die Zivilisation ist nicht der Gegensatz zur Bewegung der Naturvölker; denn beide Bewegungsarten haben eine Richtung. Erstere ist nur eine beschleunigte Bewegung. Die Bewegung eines Naturvolkes ist der einer Kugel auf einer fast horizontalen Fläche, die Bewegung eines Kulturvolkes dagegen dem Sturze dieser Kugel in den Abgrund zu vergleichen. (79)

Mainländers Theorem, „Naturvölker“ und „Zivilisation“ unterschieden sich nur durch das Tempo, mit dem sie sich auf das Nichts zu bewegten, als beschleunigte und langsame Gesellschaften, entspricht Claude Lévi-Strauss' berühmter Metapher von den „heißen“ und „kalten“ Gesellschaften! - Knapp 100 Jahre später erklärt der Ethnologe Lévi-Strauss in einem Gespräch:

---

<sup>92</sup> Vgl. Mainländer, a.a.O., S.75f., S.110.

<sup>93</sup> Vgl. Mainländer, a.a.O., S.77f.

Im Grunde genommen, gleichen die Gesellschaften ein wenig den Maschinen, von denen es, wie wir wissen, zwei Typen gibt, die mechanischen und die thermodynamischen. Die ersteren verwenden die Energie, die man ihnen am Anfang zugeführt hat: Wenn sie sehr gut konstruiert wären und wenn es keine Reibung und Erhitzung gäbe, könnten sie mit der Anfangsenergie theoretisch unendlich lang arbeiten. Die Arbeitsweise der thermodynamischen Maschinen, zum Beispiel der Dampfmaschine, beruht dagegen auf einem Temperaturunterschied zwischen ihren Teilen, zwischen Dampfessel und Kondensator. Diese Maschinen leisten enorm viel, viel mehr als die anderen, aber nur, indem sie ihre Energie verbrauchen und nach und nach zerstören. Die Gesellschaften, die Gegenstand der ethnologischen Forschung sind, können, mit unserer „großen“ Gesellschaft verglichen, sozusagen als „kalte“ Gesellschaften im Gegensatz zu „heißen“ Gesellschaften bezeichnet werden, als Uhren im Unterschied zu Dampfmaschinen. Es sind Gesellschaften, die sehr wenig Unordnung erzeugen - sehr wenig von dem, was der Physiker „Entropie“ nennt. Sie haben die Tendenz, in ihrem Anfangsstadium zu verhärten, weshalb sie uns auch wie Gesellschaften ohne Geschichte und ohne Fortschritt vorkommen.<sup>94</sup>

Obwohl der Ethnologe Lévi-Strauss Mainländers apokalyptische Implikationen wohl kaum geteilt haben dürfte, so fügen sich seine Metaphern Mainländers System doch in einem Maße ein, dass man sich fragt, wieso dieser nicht selbst auf dieses Bild gekommen ist. „Reibung und Erhitzung“ beschleunigen die Bewegung auf den Kältetod zu, der vor das Nichts gestellt ist: „Zivilisation tötet“, (81) „Entartung“ trägt ebenso zum Schwund der Kraft bei wie „Individualismus“, „Überdruß“ oder „Moralität“. (81 f.)

Mainländers idealer Staat verkörpert einen menscheitsgeschichtlichen Zustand, der die Phase einer beschleunigenden, einer „heißen Gesellschaft“ bereits hinter sich gelassen hat. Er stellt einen säkularisierten, diesseitigen Zustand der Ausdifferenziertheit dar, ein Nichts zu Lebzeiten, in dem sich keine Dynamik mehr regt, weil die Antagonismen, die sie befeuert haben, nicht mehr existieren: „Das soziale Elend ist erloschen.“ (83)

Der ideale Staat erschafft sich seinen idealen, einen ihm gemäßen *letzten Menschen*:

Die Bürger unseres idealen Staates sind Menschen von sanftem Charakter und entwickelter Intelligenz. Ein, so zu sagen, fertiges Wissen, frei von Verkehrtheit und Irrtum, ist ihnen eingepägt worden, und, wie sie auch darüber nachdenken mögen, sie finden es immer bestätigt. Es gibt keine Wirkungen mehr, deren Ursachen rätselhaft wären. Die Wissenschaft hat tatsächlich den Gipfel erreicht, und jeder Bürger wird mit ihrer Milch gesättigt. Der Schönheitssinn ist mächtig in allen entfaltet...

Alle Sorgen sind von ihnen genommen, denn die Arbeit ist in unübertrefflicher Weise organisiert und jeder regiert sich selbst.

Sind sie glücklich? Sie wären es, wenn sie nicht eine entsetzliche Öde und Leere in sich empfänden. Sie sind der Not entrissen, sie sind wirklich ohne Sorgen und Leid, aber dafür hat die Langeweile sie erfaßt. Sie haben das Paradies auf Erden, aber die Luft ist erstickend schwül. (86)

Dieser Staat hat die Not beseitigt, aber er bringt seine Bürger um die Wünschbarkeit, das Streben und das Abenteuer nicht wieder rückgängig zu machender Handlungen, die allein die menschliche *cupiditas novae rerum* befriedigen könnten. Er prellt sie um Utopien (und seien es negative wie die Mainländers), ja noch um den Wunsch danach. Das Leben im idealen Staat ist erfüllt von Langeweile, die ein Modus des Reversiblen ist,

---

<sup>94</sup> Lévi-Strauss, Claude: Uhren und Dampfmaschinen, S.31-42, Zitat S.33f.

eine ewige Wiederholung des ewig Gleichen. Und obwohl diese keine „heiße Gesellschaft“ im oben beschriebenen Sinn mehr ist, so tickt doch auch hier der Wurm: Beschleunigen sich die Zyklen solcher Wiederholung, so entsteht „Reibung“, die früher oder später notwendig zu *Deroute* und Erlösung im Sinn Mainländers führt. Bis dahin aber leben die Individuen in einer von Wärme gesättigten Stickluft-Atmosphäre (wie sie wenige Dekaden nach Mainländer Georg Heym perhorreszierend beschreiben wird). Gerade weil alles dem Nichts entgegenstrebt, bekennt Mainländer sich zu Kommunismus und freier Liebe; allerdings tut er dies nicht als *agent provocateur*, um „Reibung“ hervorzulocken oder Tendenzen zu überbieten; es geht ihm vielmehr darum, den Beweis zu führen, dass jede Eudämonologie angesichts einer gänzlich verworfenen Schöpfung hinfällig ist. Den Armen soll Gelegenheit gegeben werden, sich vom Unglück auch der höheren Stände und der Nichtigkeit alles Wohllebens selbst zu überzeugen.<sup>95</sup> Erst diese Erfahrung mache die Menschheit „reif für die Erlösung“. (91) Was sie verschafft, sind nur Mittel zum Zweck:

Meine Philosophie blickt über den idealen Staat hinaus, blickt über Kommunismus und freie Liebe hinaus, und lehrt nach einer freien, leidfreien Menschheit den Tod der Menschheit. Im idealen Staate, d.h. in den Formen des Kommunismus und der freien Liebe, wird die Menschheit das „hippokratische Gesicht“ zeigen: sie ist dem Untergang geweiht und wird das „große Opfer“, wie die Inder sagen, bringen, d.h. sterben...(93)

Der Bewegung der Menschheit nach dem idealen Staate wird allerdings die andere, aus dem Sein in das Nichtsein, folgen, oder, mit anderen Worten: die Bewegung der Menschheit überhaupt ist die Bewegung aus dem Sein in das Nichtsein. (103)

Mainländer sieht eine Epoche der Einebnung heraufziehen, aber anders als die „Pessimisten“ - um diesen Klippschulbegriff noch einmal zu benutzen - seiner Zeit sieht er ihr (fast) ohne Abscheu oder Furcht entgegen. Da sein System in seiner Ausweglosigkeit einen ursprünglichen empirisch-immanenten Heilszustand ausschließt, taugt es auch nicht zur Beschönigung oder Verteidigung eines wie auch immer verfassten *status quo*, der durch die Tendenzen der „Nivellierung“ gefährdet würde. Dennoch folgt auch er dem konservativen Topos Kommunismus = Einebnung:

Was aber nicht geleugnet werden kann, das ist die reale Entwicklung der menschlichen Gattung und daß eine Zeit kommen wird, wo nicht der von uns konstruierte, aber doch ein idealer Staat errichtet wird. Die Gesellschaft wird tatsächlich in demselben nivelliert sein und jeder Bürger die Segnungen einer hohen geistigen Kultur erfahren. Die ganze Menschheit wird schmerzloser leben als jetzt, als jemals. (92)

---

<sup>95</sup> Vgl. Mainländer, a.a.O., S.90f.

Die „nivellierte“ Menschheit verliert ihr Verhältnis zum Schmerz (und zum Tragischen). Diese Einsicht teilt er mit Nietzsche, der feststellt: „Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbarn und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme.“<sup>96</sup> - Damit verliert die Menschheit einen Zugang zum Elementaren. Mainländer gesteht zu, früher habe sich dem richtigen Betrachter die Welt „viel saftiger und interessanter“ gezeigt, sei voll „ausgeprägte(r) Individualitäten“ und „markige(r) Charaktere“ (88) gewesen; heute schwinde jedes noch vorhandene Gefälle aus der Welt und das einzige, was wachse, sei die Indolenz der Menschheit: das erinnert an Lévi-Strauss' thermodynamisches Bild der Dampfmaschine, die nur funktionieren kann, solange sie ein Temperaturgefälle aufrechterhält.

„Friede mit sich selbst, reines helles Glück“ ist der „Lohn“, (103) den der ideale Staat dafür gewährt. Unter den Ausgangsvoraussetzungen prästabiler Disharmonie den besten aller möglichen Staaten einzurichten, ist das gebotene Verfahren, die Menschheit „reif“ zu machen für das Nichts.

Im „Virginiker“ ist dieses Ziel erreicht. Die Virginität, der Verzicht auf Zeugung, bzw. das Aussetzen von „Geschlechtstrieb“ und „Wollust“ (103) aus dem Wissen, dass Nichtsein dem Sein unbedingt vorzuziehen sei, arbeitet dem „absoluten Tod“ zu: „Keuschheit ist Liebe zum Tode.“ (104) Der Geschlechtsakt perpetuiert nur das Elend; der Keusche hingegen willfährt der totalen Irreversibilität - er erzielt „die volle und ganze Vernichtung des Typus...Durch Enthaltung vom geschlechtlichen Genusse hat er sich von der Wiedergeburt befreit, vor der sein Wille zurückschaudert, wie der Rohe vor dem Tode“. (105) Sein absoluter Tod besteht in seiner Sterilität. Den rhetorischen Einwand, Virginität sei wider die Natur, pariert Mainländer ein weiteres Mal mit dem Hinweis auf das Nichts als Ziel der Naturgeschichte; da er sich dabei nicht auf die Allmacht Gottes berufen kann, verweist er auf ein Allmachtsargument atheistischer und „immanenter“ Provenienz: der Keusche wie der Heilige handelten nicht im Gegensatz zu den Naturgesetzen: Dies sei unmöglich, denn das Universum werde „durchaus von der Notwendigkeit beherrscht“. (106) So wie Hegel Gott als *Weltgeist* durch die Hintertür wieder einführt, als es seine philosophische Konzeption erforderte, so greift Mainländer aus denselben Gründen zum Begriff der „Notwendigkeit“. - Der Virginiker schwäche die „Kraftsumme“ wirksamer als „die vollste Hingabe an das Leben“ (106 f.). Er und der Heilige erfüllen die gleiche Funktion wie der Teufel. Der Teufel:

---

<sup>96</sup> Nietzsche, Friedrich: Also sprach Zarathustra, Vorrede, § 5. In: Nietzsche, Bd.2, S.284.

Was will er? Er will genau dasselbe, was der Heilige will: Nichtsein. Nur ist ihm diese Ziel verhüllt und das Leben ist ihm Mittel und Zweck zugleich, während es sich vor dem klaren Auge des Philosophen lediglich als Mittel darstellt. Je heftiger das Leben gewollt wird, desto früher wird die Kraft abgetötet und das Nichtsein errungen. (121)

Mainländer behauptet, es sei dem Subjekt unmöglich, ein von ihm getrenntes und gegenübergestelltes Objekt zu erkennen. Das Subjekt befinde sich bereits mitten im „Ding an sich“, und dieses sei - hier folgt Mainländer seinem Lehrer Schopenhauer - der Wille zum Leben. Dieser verschleierte den meisten Menschen (Virginiker, Heiliger und Teufel ausgenommen) die Einsicht, dass sie den Tod zwar wünschten, aber nicht wollten. Der Wille zum Leben ist kein individueller Wille, im Gegenteil: er macht menschliche Autonomie unmöglich, da er, die Individuen miteinander verwebend, die Welt zusammenhalten muss. Um seine Eigenschaften zu beschreiben, greift Mainländer auf das romantische Konzept der *Kraft* zurück:

In der philosophischen Kunstsprache stellt sich das Problem so dar: Entweder sind die Einzelwesen selbständige Substanzen, und dann ist der influxus physicus eine Unmöglichkeit; denn wie soll auf ein durchaus selbständiges Wesen ein anderes einwirken, Veränderungen in ihm mit Zwang hervorrufen zu können? oder die Einzelwesen sind keine selbständigen Substanzen, und dann muß es eine einfache Substanz geben, welche die Einzelwesen aktuiert, von welcher gleichsam die Einzelwesen das Leben nur zu Lehen haben. (125)

Die Möglichkeit der Freiheit hatte Mainländer verworfen, dennoch wollte er das Individuum nicht als bloße Marionette verstanden wissen, dessen Erfahrungen ihm von einem höheren Wesen eingeblasen werden. Den Pantheismus hält er für eine Irrlehre, wenn sich auch in ihr „die Wahrheit zur Hälfte“ enthülle: Er mache aus dem Individuum „ein Nichts, eine armselige Marionette, ein bloßes Werkzeug in der Hand einer in der Welt verborgenen einfachen Einheit“, die jede Tat als „göttliche, in ihm gewirkte“ (133) erscheinen lasse und mithin das Individuum von jeder Verantwortung dispensiere; das Konzept der immanenten Philosophie schließt hingegen göttliches Einwirken auf eine Welt, die sie als Gottes Leichnam versteht, aus. Der Wille kann nicht anders, „so wenig als das Wasser bergauf fließen kann“. (127) Er betreibt jene irreversible Bewegung, die der zweite thermodynamische Hauptsatz formuliert, die Bewegung auf den thermischen Nullpunkt des „Nichts“ zu (es sei denn, ein Maxwellscher Dämon schreitet ein!). Der individuelle Wille ist der Notwendigkeit unterworfen, selbst da, wo er der Einsicht zu der Freiheit fähig wird, die ihm möglich ist: der Abstinenz vom Sein.

Wem dies wie Euro-Buddhismus erscheint, den belehrt Mainländer eines Besseren: der Buddhismus sei zwar „eine großartige, tiefe Lehre, wie der Pantheismus“, denn in ihr zeige sich die andere Hälfte der Wahrheit; er sei aber auch eine Religion der menschlichen „Selbstherrlichkeit“, (133) der alles, was dem Individuum widerfahre, als Resultat der jeweiligen individuellen „Daseinsweise“ deute.

Den Schlussstein von Mainländers System bildet seine Apologie des Selbstmords: Wer die Erfahrung gemacht hat, dass „der göttliche Atem nicht nur ein leiser Zephyr“ ist, der den Menschen „von einer Blüte zur anderen“ trägt, sondern auch „ein kalter eisiger Nordwind“, (137) der vom Ursprung her weht, der leistet den letzten (und schwersten) Akt der Deliberation, wenn er sich dazu durchringt, vom Sein Abstand zu nehmen. Der Selbstmörder zeigt seine Freiheit darin, dass er sich einem Gottvertrauen verweigert, das keinen Trost birgt, solange es von der Furcht grundiert ist, die der Wille zum Leben vor dem Tod verspürt. Mainländer verlangt dem Anwärter auf den Heiligenstatus ein stoisches Verhältnis zum Tod ab: „Es ist nur das Fleisch, wie die Theologen sagen, das zittert oder jubelt: die Seele ist immer vertrauensvoll. (...) Gottesfurcht ist Todesfurcht, Gottvertrauen ist Todesverachtung.“ (138) Den Suizidenten, der das Zittern des warmen Fleisches zum Schweigen zu bringen vermag, erwarten die Wonnen der Ataraxie, doch muss er am Leben bleiben, um diese Wonnen auch genießen zu können. Ihn zeichnet aus, dass er - im Gegensatz zu den „Rohen“ - statt des Lebens als Mittel zum Tode den Tod direkt will; dies erweist ihn als legitimes Gotteskind und als ein Subjekt einer entropisch verkehrten Heilsgeschichte, das „am Entschluß Gottes, nicht zu sein, (...) teilgenommen hat.“(141) - Die Welt ist der kalte Leichnam Gottes und der Lebensmüde sein eingeborener posthumer Sohn.

Dieser dient der immanenten, nicht-christlichen Erlösung aller - und damit wären wir wieder bei „Kommunismus“ und „freier Liebe“ -, indem er sich nicht enthält. Stattdessen soll er seinen Teil zur Verbesserung der hiesigen Verhältnisse beitragen, ohne sich auf bloße Wohltätigkeit zu beschränken; auch dies trägt zu Verschleiß und „Reibung“ und zu dem großen Erlahmen bei, das daraus resultieren soll:

Wohl wendet sich die immanente Philosophie mit ihrer Ethik auch an die Lebensmüden und sucht sie zurückzuziehen mit freundlichen Worten der Überredung, sie auffordernd, sich am Weltgang zu entzünden und durch reines Wirken für andere diesen beschleunigen zu helfen (...).

Der Lebensmüde, welcher sich die Frage stellt: Sein oder Nichtsein? soll die Gründe für und gegen lediglich aus dieser Welt schöpfen (aber aus der ganzen Welt: er soll auch seine verdüsterten Brüder berücksichtigen, denen er helfen kann, nicht etwa, indem er Schuhe für sie anfertigt und Kohl für sie

pflanzt, sondern indem er ihnen eine bessere Stellung erringen hilft) - jenseits der Welt ist weder ein Ort des Friedens, noch ein Ort der Qual, sondern nur das Nichts. Wer es betritt, hat weder Ruhe, noch Bewegung, er ist zustandslos wie im Schlaf, nur mit dem großen Unterschied, daß auch das, was im Schlafe zustandslos ist, nicht mehr existiert: der Wille ist vollständig vernichtet. (144 f.)

Mainländer untersagt es sich nicht, seiner immanenten Philosophie eine großartige Zukunft als der Weisheit letzter Schluss zu prophezeien. Schließlich hätten die Konkurrenzmodelle versagt: der Glaube an die „Wunder und Mysterien der Religion“ (148) sei unmöglich geworden; die Philosophie (vor Schopenhauer) habe nichts zu bieten als Sophismen und müßige Spekulationen „über Gott, Unsterblichkeit der Seele, Substanz, Akzidenzien, kurz einen Stein“. (147) - Schopenhauer wiederum verfällt dem Verdikt, dass sein System dem Anwender jeglichen Trost verweigere: seine Lehre der Erlösung vom Willen via intellektuelle Anschauung sei einer Doktrin transzendenter Prädestination verpflichtet.

Mainländer möchte die „Heilswahrheit“ (148) aus der Konkursmasse der Religionen retten. Nur solange die Philosophie einer Solchen Rechnung trage, sei sie berechtigt, ein Glaubensbekenntnis zu ersetzen. Besonders in seiner Virginitätslehre glaubt Mainländer diese Heilswahrheit aufgehoben (ein Umstand, der stracks den Spott Nietzsches heraufbeschwor: der schmäht Mainländer im fünften Buch seiner *Fröhlichen Wissenschaft* im Zuge einer Generalabrechnung mit der Schopenhauer-Schule als „Dilettanten“, „alte Jungfer“ und „süßliches Virginitäts-Apostel“).<sup>97</sup> - Allein die Virginität folge dem kosmischen Gesetz der Irreversibilität; nur sie vollziehe in letzter Konsequenz die Bewegung des Kosmos aus dem Sein in das Nichtsein“ (150) nach. - Die Virginität soll praktisch eine zur Erlösung notwendige Synchronisationsleistung erbringen, oder besser: in Aussicht stellen, die darin besteht, „dem Weltganzen zu entfallen“. (149)

Der Gedanke, der Gang der Welt folge einem anderen als dem Modus der Irreversibilität, erscheint Mainländer als ungeheuerlich. Er verwirft Zyklizitäts- und Kataklymentheorien als Verlegenheitslösungen, die aus bloßer Erklärungsnot entstanden seien. Eine Welt ewiger Wiederholungen ohne Ziel zu postulieren, erscheint Mainländer, wie dem heiligen Augustinus, als entweder frivol oder, in seiner infinitesimalen Ausweglosigkeit, völlig grausam.<sup>98</sup> Hingegen rühmt er seine Konzeption:

---

<sup>97</sup> Nietzsche, Friedrich: Die Fröhliche Wissenschaft, Fünftes Buch, § 357, in: Nietzsche, Bd. 2, S.229.

<sup>98</sup> Vgl. Mainländer, a.a.O., S.150.

Die Deduktion ist durch und durch logisch, und alles in der Natur unterschreibt das Resultat, vor dem wohl ein schwacher Geist zitternd zusammenbrechen mag, der Weise aber freudig bis ins Innerste seiner Seele erbebt. Nichts mehr wird sein, Nichts, Nichts, Nichts!-  
O dieser Blick in die absolute Leere!- (151)

## Ursprungsferne und Degeneration

1857 erscheint in Paris ein medizinisches Traktat mit dem Titel *Traité des Dégénérescences Physiques, Intellectuelles et Morales de l'Espèce Humaine, et des Causes qui produisent ces variétés malades*. Der Arzt Benedict Augustin Morel stellt in diesem Werk (zwei Jahre vor dem Erscheinen von Darwins *Origins of Species*!) die These auf, Degeneration sei eine Art gegenläufiger Evolution. Die geschichtsteleologische Tendenz, die den wirkmächtigen Theorien des 19. Jahrhunderts - Idealismus, Darwinismus und Thermodynamik - ihre Virilität verliehen hatte, wird auch hier beibehalten, allerdings bei umgekehrtem Vorzeichen. Morel definiert Degeneration als eine pathologische „Abweichung vom ursprünglichen Typus“.<sup>99</sup> Degeneration erscheint als eine dunkle Unterströmung zum gängigen Geschichtsoptimismus, und die Teleologie verkehrt sich zu Irreversibilität. Emile Zola liefert wenig später mit seinem Romanzyklus *Rougon-Macquart* (1871-1893) ein wahres Pandämonium der Dekadenz. - Friedrich Nietzsche geht noch einen Schritt weiter, indem er 1872 dekretiert, gerade die geschichtsoptimistischen Tendenzen seiner Zeit seien Phänomene, die den Niedergang bezeugten:

Wie? könnte vielleicht, allen „modernen Ideen“ und Vorurteilen zum Trotz, der Sieg des *Optimismus*, die vorherrschend gewordene *Vernünftigkeit*, der praktische und theoretische *Utilitarismus*, gleich der Demokratie selbst, mit der er gleichzeitig ist, - ein Symptom der absinkenden Kraft, des nahenden Alters, der physiologischen Ermüdung sein? Und gerade *nicht* - der Pessimismus?<sup>100</sup>

Im Gegensatz zum Pessimismus nämlich ließen all diese von Nietzsche verabscheuten modernen Ideen jene *amor fati* vermissen, welche die Kultur der Griechen ausgezeichnet hatte, und die Nietzsche später im Typus des *Polfahrers* verherrlichen sollte.

Dass die Schriftsteller, Maler und Philosophen, die zeitgenössische Tendenzen der Dekadenz beschrieben und um die Deutungshoheit des Modebegriffs *Dekadenz* gerungen hatten, selbst *degenerierte* Individuen seien - diese Zuspitzung blieb dem ungarischen

---

<sup>99</sup> Brush, a.a.O., S.122.

Arzt und Kulturkritiker Max Nordau (1849-1923) vorbehalten. Wieder einmal provian-  
tiert sich die Zeitdiagnostik aus dem Fundus der Naturwissenschaften. Nordau kon-  
struiert in einem Werk mit dem folgenreichen Titel *Entartung*<sup>101</sup> einen Zusammenhang  
zwischen biologischer Degeneration und der Kultur des *Fin de Siècle*. Sie gilt ihm als  
Symptom einer heraufziehenden „Völkerdämmerung“ - so die Überschrift des ersten  
Kapitels. Ihre Elaborate zeugten von der „Erschöpfung“ und „Greisenhaftigkeit“<sup>102</sup> einer  
ganzen Epoche: „Die Zeitstimmung ist eine seltsam wirre, aus fieberhafter Rastlosigkeit  
und stumpfer Entmuthigung, aus ahnender Furcht und verzichtendem Galgenhumor  
zusammengesetzte. Die vorherrschende Empfindung ist die eines Untergehens, eines  
Erlöschens.“ (5) - Aus heutiger Sicht zeugt die vage Mulmigkeit der damaligen Zeit-  
stimmung von mehr Instinktsicherheit, als sie „dekadenten“ Individuen billigerweise  
zugestanden werden kann; dem diagnostizierenden Arzt Nordau jedoch zeigte sich sein  
Säkulum in einem Zustand des Vergehens. Er konstruiert eine Analogie zur Götter-  
dämmerung der germanischen Mythologie mit dem Begriff der *Völkerdämmerung*, „in  
der alle Sonnen und Sterne allmähig verglimmen und inmitten der sterbenden Natur die  
Menschen mit allen ihren Einrichtungen und Schöpfungen vergehen.“ (5) Die Krisener-  
fahrung einer Epoche drapiert sich als kosmische Katastrophe, auch weil sie sich darin  
schmeichelt, sich selbst dargestellt zu sehen. Allerdings endet hier die Welt nicht im  
*muspilli*; stattdessen spekuliert sie mit der Popularität jener kollektiven Phantasien eines  
entropischen Verglimmens, Erlöschens und Erkaltes, wie die thermodynamische  
Emblematik sie bereitgestellt hatte.

Nordau illustriert das Degenerative des *Fin de Siècle*: der König, der seinen Thron ver-  
kauft; ein Bischof, der Kollekten missbraucht; ein Polizist mit einem Zigarren-Etui aus  
Menschenhaut; ballonreisende Hochzeitspaare; betrügerische Diplomaten; ein Fall von  
Gymnasiasten-Zynismus; verdorbene Fräuleins. Das *Fin de Siècle* wird präsentiert als  
Denaturierung via Entfernung von einem als „ursprünglich“ verstandenen (Ideal-) Zu-  
stand (der jedoch - weil er dekretierte, was *comme il faut* sei - auch nur ein soziales  
Konstrukt unter anderen darstellte). Denn Pflichtvergessenheit, Korruptierbarkeit,  
Pomp, Zynismus, Frühreife resultieren laut Nordau aus der „Mißachtung der herkömm-  
lichen Anschauungen von Anstand und Sitte“ sowie der „praktischen Lossagung von der  
überlieferten Zucht“. (9) Nordau erweist sich als Zeitgenosse der von ihm verachteten

---

<sup>100</sup> Nietzsche, Die Geburt der Tragödie oder Griechentum und Pessimismus, in: Werke, Bd.1, S.7-134,  
S.15.

<sup>101</sup> Nordau, Max: Entartung, Berlin 1892, 2 Bände.

Epoche: er diagnostiziert eine Entfernung von jenem Ursprung, den „Anstand“, „Sitte“ und „Zucht“ ausgemacht hatten - diese Bewegung ist analog zu der Vorstellung allgemeiner Degeneration im langsamen „Verglimmen“.

Nordaus Diagnose entsprach dem Zeitgeist. Den Degenerationsszenarien von Mainländer, Nordau und Spengler sekundierten die Ärzte und Naturwissenschaftler. Francis Galton, der die Eugenik in England eingeführt hatte, geißelte die Urbanisation als schädliche Entfernung von den Ursprüngen der heimischen Scholle. 1910 übertrug der amerikanische Historiker Henry Adams den zweiten thermodynamischen Hauptsatz auf den Lauf der Universalgeschichte mit der Begründung, als Historiker müsse man sich auch mit der Zukunft des Menschengeschlechts befassen und könne daher unmöglich eine physikalische Lehre ignorieren, nach der die Historie auf kosmische *Deroute* und Erkal tung hinausläuft. Mit dieser Schrift beendete Adams eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit der Signifikanz aktueller physikalischer Theoreme für die Geschichtswissenschaft befassten. Der Pessimismus, den Adams an den Tag legte, resultierte aus enttäuschen den Erfahrungen mit der amerikanischen Demokratie. Nach diesen Erfahrungen erschien ihm ein Konnex von Natur- und Geschichtswissenschaften nützlich, aus dem die pessimistische Anthropologie immer gern ihre Argumente bezieht. In den um die Jahrhundertwende verfassten Aufsätzen (zusammengefasst unter dem Titel *The Degradation of the Democratic Dogma*) trat er den Beweis für die These an, die Geschichtswissenschaft könne von den physikalischen Erkenntnissen der Thermodynamik profitieren. Zuerst lieferte er ein Beispiel für den historischen Nutzen physikalischer Gesetze mit der Anwendung der *Phasenregel* des Physikers Willard Gibbs aus dem Jahr 1876. Diese Regel besagt:

Zwischen zwei Phasen derselben Substanz - zum Beispiel zwischen Eis und Wasser - ist bei konstantem Druck Gleichgewicht nur bei einer einzigen Temperatur möglich; der Übergang von einer Phase zur nächsten ist, was die Temperatur anlangt, *diskontinuierlich*. Wenn man Eis erwärmt, steigt die Temperatur, bis der Schmelzpunkt erreicht ist; dann muß, um das gesamte Eis in Wasser zu verwandeln, eine große Wärmemenge zugeführt werden, die Temperatur wird dabei jedoch so lange nicht wieder anzusteigen beginnen, solange die Umwandlung nicht abgeschlossen ist. Die Energie des Systems, die mit wachsender Temperatur völlig gleichmäßig zugenommen hat, springt bei der Temperatur des Phasenübergangs plötzlich auf ein neues Niveau.

Außer dem Schmelzen gibt es noch einen weiteren Phasenübergang - nämlich das Verdampfen, das bei einer höheren Temperatur stattfindet und bei dem sich Flüssigkeit in Gas verwandelt.<sup>103</sup>

---

<sup>102</sup> Nordau, Entartung, Bd.1, S.4.

<sup>103</sup> Brush, a.a.O., S.145f.

Eis und Wasser können demnach nicht simultan in einem System existieren, jedenfalls nicht über längere Zeit. Adams interpretierte entsprechend dieser *Phasenregel*, die Geschichte absolviere in ihrem Verlauf ähnlich diskontinuierliche Phasen: auch in historischen Konstellationen sei es unwahrscheinlich, dass zwei Systeme unterschiedlichen Niveaus über längere Zeit koexistierten; früher oder später bewegten sich beide in dieselbe Richtung. Adams nennt als Beispiel die Wirkmächtigkeit der paradigmatischen Errungenschaften der Renaissance. - Der Phasenwechsel der Degradation, so Adams nächste These, folge einer Logik der exponentiellen Beschleunigung. Adams kalkuliert, die *religiöse Phase* habe etwa 90 000 Jahre gedauert, die *mechanische Phase* 300 Jahre (1600-1900); ihr folge nun die *elektrische Phase* mit einer Dauer von 17,5 Jahren. Diese werde im Jahre 1917 in eine *ätherische Phase* übergehen, die nach ca. vier Jahre beendet sein werde. 1921 sei das menschliche Denken damit an den Rand seiner Möglichkeiten gelangt!<sup>104</sup> Mit dieser Rechnung veranstaltete Adams zwar nur ein Gedankenspiel nach Art des hypothetischen *Maxwellschen Dämons*. Bei den gebildeten Zeitgenossen, die bereit waren, solche Gedankenspiele ernst zu nehmen, sofern sie nur mit genügend wissenschaftlichem Applomb auftraten, vermengten sich der gläubige Respekt vor den quantitativen Wissenschaften und die Fixierung auf die Mode-Idee der Degradation zu einer trüben Mischung. - Sich auf Kelvin und Helmholtz berufend, ritt Adams schließlich mit seiner These vom thermodynamisch-irreversiblen Verlauf der Geschichte eine Attacke gegen die Deutungshoheit der Evolutionisten. Das Konzept der Irreversibilität behielt er bei, die Tendenz aber kehrte er um: schließlich hätten Kelvins geologische Berechnungen bewiesen, dass der Zeitraum, in dem Leben auf der Erde möglich ist, nur ein Zwischenspiel zwischen zu heißen und zu kalten Zuständen darstellte. Die Degeneration sei nur das Symptom einer Dissipation von Energie, die stracks zum Kältetod führe.

Der Versuch, Geschichte als „Reflexion des zweiten Hauptsatzes“<sup>105</sup> zu erklären, liefert heute jenen, die sich zuvor für die Apodiktik des dialektischen Materialismus anfällig gezeigt haben, ein neues Modell der Welterklärung: einen ökologischen Materialismus mit apokalyptischen Obertönen. Danach sind historische Paradigmenwechsel nicht als Resultate von Verteilungskämpfen zu deuten, sondern als „Dissipation der existierenden Vorratsquellen“.<sup>106</sup> Geschichtliche Epochen wie Urgesellschaft, Feudalismus oder Kapi-

---

<sup>104</sup> Brush, a.a.O., S.146.

<sup>105</sup> Rifkin, a.a.O., S.78.

<sup>106</sup> Rifkin, a.a.O.

talismus entstehen durch *Bifurkation* oder „Entropieverzweigung“:<sup>107</sup> auf jedem neuen Niveau historischer Großkonstellationen, in jeder neuen Epoche nimmt die Dissipation der vorhandenen Energie zu.

Zurück zu Nordau: die Degradation, verstanden als Entfernung und Lossagung von den Ursprüngen entfessele, so Nordau, Zügellosigkeit, Verachtung, Habsucht, Hedonismus, Skeptizismus, Agnostizismus, Atheismus, Neurasthenie, Ästhetizismus und Materialismus - alles Zustände der Wallungen und der erhitzten Gefühlswaleurs. Sie widersprechen der Vorstellung des Verglimmens und Erkalten, wüsste man nicht um ihre dissipative Wirkung: Jede Kongestion ist eine Verausgabung und arbeitet der Entropie und dem Erkalten zu.

Zudem erscheint das *Fin de Siècle* als „Interregnum“,<sup>108</sup> als ein Deutungs-Vakuum, in dem ein Wettbewerb der Weltanschauungen tobt. Und da man in solch einem *interregnum* wahlweise an nichts oder an alles zugleich glaubt, verlieren „die Formen (...) ihre Umrisse und lösen sich in fließende Nebel auf.“(11) - Der arktische Stoiker, den Nietzsche entworfen hatte, konstatierte eine ebensolche Einebnung und Konturlosigkeit als *die* Tendenz der Epoche: „Mit Verachtung gedenkt er der gemütlichen warmen Nebelwelt (...)“. - nur ist es hier, entsprechend Nietzsches These vom Optimismus als Dekadenz-Symptom, der bedenkenlos „Gesunde“,<sup>109</sup> der „entartet“ ist.

Nordau lässt den genannten Fällen sittlicher Degeneration solche ästhetischer Art folgen, etwa Historizismus und Präntention in Architektur und Mode. Sein Ekel findet mitunter zu einiger Eloquenz:

Als Grundform erscheint bei der Mehrheit, die sich zu phantasieloser Durchschnittlichkeit bescheidet, ein gequältes Rococo mit verwirrenden Schräglinien, mit unverständlichen Wülsten, Bäuschen, Schwellungen und Einziehungen, mit Faltenzügen ohne vernünftigen Anfang und begründetes Ende, worin alle Umrisse der Menschengestalt untergehen (...). (14)

Nordau übersieht, dass ein derartiger Aufzug sich eher einer viktorianischen Verdrängung des Triblebens verdankt als dem *Fin de Siècle*.<sup>110</sup> Stattdessen argwöhnt er, all dies sei Ausdruck einer Entfernung und Entfremdung vom gemeinsamen Fluchtpunkt, dem menschlichen Authentizitäts-Pol: „Der gemeinsame Charakter all dieser Men-

---

<sup>107</sup> Rifkin, a.a.O., S.80.

<sup>108</sup> Nordau, a.a.O., S.10.

<sup>109</sup> Nietzsche, Morgenröte. § 114, in: Werke, Bd.1, S.1088.

<sup>110</sup> Vergleiche hierzu: Zweig, Stefan: „Eros Matutinus“, in: Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern, Frankfurt am Main 2000 (32.Aufl.), S.86-113, besonders S.90f.

schen-Erscheinungen ist, daß sie nicht ihre wirkliche Eigenart geben, sondern etwas darstellen wollen, was sie nicht sind.“ (16) Die Entfernung von der „Eigenart“ führe zu stilistischer Exzentrizität und zur Desintegration des Individuums, das sich, ihm selbst entfremdet, als *hommunculus* gegenübertritt:

So entstehen Köpfe, die auf Schultern sitzen, zu welchen sie nicht gehören, Trachten, deren Bestandteile unzusammenhängend sind wie ein Traumcostüm, Farbengesellungen, die im Dunkeln vorgenommen scheinen. (...) Bei manchen Gelegenheiten (...) kann sich dieser Eindruck so unheimlich steigern, daß man glaubt, unter Larven zu wandeln, die in einer fabelhaften Leichenkammer aus zerstückelten Körpern aufs Gerathewohl zusammengeflickt wurden (...) (16)

Auch die Wohnungen sind „zugleich Theaterdekoration und Rumpelkammer, Trödelbuden und Museen“.- (16 f.) Aber in der stickigen und luftleeren Wohnatmosphäre (die Nordau ausführlich schildert), im disparaten und grellen Nebeneinander, das nur vom Muff zusammengehalten wird, lauert ein Schock-Moment des Erhabenen, das der nervlichen Stimulation dienen soll: „Alles in diesen Häusern sucht die Nerven zu erregen und zu verwirren. Wer hier eintritt, soll nicht duseln, sondern vibrieren.“ (18)

Entsprechend sei in der zeitgenössischen Musik eine verhängnisvolle Tendenz zum aufgesetzt Religiösen, harmonisch Gesuchten und zum erhabenen Pomp spürbar.

Die Art, wie der Tonsetzer sein Motiv weiterführt, muß nun von dieser vorausgeahnten Entwicklung gänzlich verschieden sein. (...) Das Thema, auch wenn es zunächst eine deutlich umrissene Figur hat, muß immer unbestimmter werden, immer mehr verfließen und bald in einem Nebel zerrinnen, in welchem die Einbildungskraft wie in jagenden Nachtwolken alle Formen sehen kann, die sie will. (21)

Jedes Motiv mündet in eine „Tonflut ohne erkennbare Grenzen und Ziele“ (21) als in ihr entropisches Endstadium ein und muss in diesem harmonischen Äquilibrium endgültig vergehen. Die Dissipation ereilt auch die musikalischen Formen.

Die zeitgenössische Literatur verbreite ein Odium von „Weihrauch, Eau de Lubin und Unrath“. (22) Die Sujets von Symbolismus und Neoromantik zeugten von „Widernatürlichkeit und Entartung“, (22) während im Mystizismus die letzte Schwundstufe des religiösen Erlebens: eine ästhetisierende und hysterische Glaubens-Appetenz, zu Wort komme: „(...) Weltkinder, die nur an Baccara und Börse glauben, wallfahren zu den Oberammergauer Bauernmysterien und wischen sich die Augen bei Verlaine’s Anrufungen der heiligen Jungfrau.“(23)

Der Beschreibung der Symptome lässt Nordau nun die Diagnose folgen. Im Licht seiner neurologischen Diagnose erscheint das *Fin de Siècle* als ein Syndrom aus „Dege-

neration“, „Hysterie“ und „Neurasthenie“. (26) Der pathologische Charakter ergibt sich aus der Ursprungsferne:

Wir müssen uns die Entartung als eine krankhafte Abweichung von einem ursprünglichen Typus vorstellen. Diese Abweichung, auch wenn sie anfänglich noch so einfach wäre, schließt übertragbare Elemente von solcher Beschaffenheit in sich, daß derjenige, der ihren Keim in sich trägt, immer mehr und mehr unfähig wird, seine Aufgabe in der Menschheit zu erfüllen, und daß der geistige Fortschritt, der schon in seiner Person gehemmt ist, sich auch bei seinen Nachkommen bedroht findet. (27 f.)

Nordau zeigt sich *Entartung* als eine Entwicklung, die sich in Form einer Spirale der Ermüdung perpetuiert:

Der Trinker (und wahrscheinlich auch der Raucher) erzeugt geschwächte, erblich ermüdete oder entartete Nachkommen und diese trinken und rauchen wieder, weil sie ermüdet sind, sich nach einer Erregung, nach einem Augenblick künstlichen Kraftgefühls oder nach einer Beruhigung ihrer schmerzhaften Reizbarkeit sehnen und dann aus Willensschwäche ihrer Gewohnheit nicht widerstehen können, wenn sie erkannt haben, daß diese sowohl ihre Erschöpfung als auch ihre Reizbarkeit auf die Dauer vermehrt. (66)

Nordau liefert ein anthropologisches Porträt vom Menschen als einem Lamarck'schen Tier: das Milieu spielt keine große Rolle, denn erworbene Eigenschaften werden auf dem Weg der Vererbung weitergegeben. Die *Entartung* potenziert und beschleunigt sich bei ihrem Fall durch die Generationen. Sie bildet die Dynamik der *heißen Gesellschaft* ab, der sie sich verdankt. (Nordau entnimmt seine Beispiele für *Degeneration* einer urbanen, „mobilen“, entwurzelten, von Deklassierung bedrohten Mittelklasse, Brechts *Städtebewohnern* vergleichbar). Die irreversible *Entfremdung* wird als Tendenz des Zeitalters vorausgesetzt; ontogenetisch tritt sie als *Entartung* in Erscheinung, denn die individuell ererbten Züge der Degeneration gelten als essential und daher als ebenfalls irreversibel. Nordau betont, eine körperliche Untersuchung, vorgenommen an den „Urhebern“ (29) der Dekadenz, würde zwar die körperlichen „Stigmata“ (28) der *Entartung* erweisen, sei aber letztlich nicht notwendig: Schließlich strotzten die intellektuellen Produkte der Dekadenz-Protagonisten nur so von geistigen Stigmata; der ergangene Befund sei daher „mit Leichtigkeit“ (29) nachzuweisen. Nordau, der Arzt, vermeidet den quantitativen Beweis seiner Hypothese, obwohl er sich auf „Messen“ und „Zählen“ beruft,<sup>111</sup> und begibt sich auf das Feld der reinen Spekulation. Und so kann er als geistige „Stigmata“ Amoralität, Selbstsucht, Impulsivität, Emotivität (Erregbarkeit), Pessimismus, Menschen-scheu, Selbsthass, Melancholie und Willensschwäche anführen und die Beweisaufnahme

---

<sup>111</sup> Vgl. Nordau, a.a.O., S.65.

beschließen mit dem Satz: „Die Degenerierten und Irren sind die vorbestimmte Gemeinde von Schopenhauer und Hartmann und sie brauchen den Buddhismus bloß kennenzulernen, um zu ihm bekehrt zu werden.“<sup>112</sup>

Nordau beobachtet zudem eine Neigung zum Phantasieren und zur Zerstreutheit, die er als Merkmale einer laxen Haltung des Degenerierten gegenüber der Notwendigkeit wertet:

Er freut sich seiner Einbildungskraft (...), während er es in geregelten bürgerlichen Berufen, die Aufmerksamkeit und beständige Rücksicht erfordern, nicht aushält. (...) Der Degenerierte ist unfähig, sich gegebenen Verhältnissen anzupassen; (...) er lehnt sich also gegen Zustände und Anschauungen auf, die er notwendig als beschwerlich empfinden muß, vor Allem schon darum, weil sie ihm die Pflicht der Selbstbeherrschung auferlegen, zu der er in Folge seiner organischen Willensschwäche unfähig ist. (35 f.)

Hegel hatte Kulturen, denen der Begriff der Notwendigkeit abgeht, als „Kindernationen“ bezeichnet; Nordau beklagt einen Mangel an Ernsthaftigkeit und Respekt gegenüber den Realitäten des Lebens als Symptom der *Entartung*. (Allerdings müsste Nordau ihr, die er überall so vehement am Werk sieht, ebenfalls den Rang einer unausweichlichen und fatalen Notwendigkeit zugestehen - der Notwendigkeit, die er aus ihr macht.) - Diese Idee ist noch in den zwanziger Jahre virulent, als die Anpassung des Subjekts an die kalte, weil „unteilnehmende“ Realität plötzlich als Beweis für Realitätstüchtigkeit aufgefasst wurde.

Die Ermüdung, diese psychische Variante der Entropie, wird nach Nordau und seinen Gewährsleuten hervorgerufen durch die Lebensumstände, die in den Großstädten herrschen. Der Städtebewohner

(...) athmet eine mit den Ergebnissen des Stoffwechsels geschwängerte Luft, er ißt welke, verunreinigte Speisen, er befindet sich in einem Zustande beständiger nervöser Nervenerregung und man kann ihn ohne Zwang dem Bewohner einer Sumpfggend gleichstellen. (57)

Zudem hätten „Dampf und Elektrizität die Lebensgewohnheiten eines jeden Angehörigen gesitteter Völker auf den Kopf gestellt“. (60) Die allseits gesteigerte Tätigkeit führe wiederum zu einer „Anstrengung des Nervensystems“ und vor allem zum „Verbrauch von Stoff“. Das müsse zwangsläufig zu einer Erhöhung der Unordnung und zum Anwachsen der Zahl von Situationen hoher Wahrscheinlichkeit (wie ein Physiker den hoch

---

<sup>112</sup> Vgl. Nordau, a.a.O., S.31ff.

entropischen Zustand der Dissipation definieren würde) führen: „Jede Zeile (...), jedes Gespräch (...), jedes Bild“, „die beständigen Geräusche und wechselnden Ausblicke der Großstadt-Straßen“, die „Spannung“ und „Erwartung“ wachhalten: (63) all dies führe zu baldiger Erschöpfung.

Nordau nennt ein weiteres Merkmal, das auf Lévi-Strauss' Definition einer *heißen Gesellschaft* zutrifft, als Ursache der Degeneration. Neben Mobilität und Beschleunigung seien es auch Ausdehnung, Überschreitung und Eroberung, die Unordnung schafften. Nordau kritisiert die imperiale Praxis einer Gründerzeit, die sich auf solche Maximen berief, mit einem ebenso paradox wie modern klingenden Argument. Wer über seine Verhältnisse lebt - Nordau verweist auf die Einnahme von 23 Milliarden Mark Kriegsreparationen aus dem Krieg von 1870/71 -, beschleunigt die Dissipation von Energie und damit Entropie und Kältetod: „dieser ungeheuer gestiegenen organischen Ausgabe steht kein entsprechendes Steigen der Einnahme gegenüber (...)“ (63) Und am Ende stehe der Zusammenbruch, verursacht durch beschleunigte Dissipation: „Die gesittete Menschheit wurde von ihren neuen Erfindungen und Fortschritten überrumpelt. Es blieb ihr keine Zeit, sich an die geänderten Daseinsbedingungen anzupassen.“ (64) - Vokabular und Argumentation sind naturwissenschaftlicher Provenienz, aber Nordau nutzt sie im Sinne eines konservativen Humanismus: Erfindungen und Fortschritte sind nicht etwa Quellen neuer Energien; sie eröffnen auch nicht neue Nutzungsweisen bereits vorhandener Energie. Sie verbrauchen vielmehr Energie, indem sie sie in nicht länger nutzbare Energieformen überführen, eben dissipieren. Was als Boom erscheint, ist nichts als Verausgabung und Königsweg zur *Deroute*.

Das ist im Licht physikalischer Systemtheorien besehen, weniger widersinnig, als es klingt. In frühen Systemphasen mit geringer Population, der sogenannten Kolonisierungsphase, entscheidet die Fähigkeit, möglichst viel Energie aufzunehmen oder zu verarbeiten, über den Fortbestand einer Art; bei wachsender Dichte einer Population, in der klimaktischen Phase, wird das Vermögen, knappere Energien effizienter zu verarbeiten, immer wichtiger.<sup>113</sup> Nordaus Blick auf die Verhältnisse ist ein apokalyptischer (aber ein verzweifelt-apokalyptischer: sein polemischer Ton erweist ihn als historischen Optimisten). Daher kann er nicht anders, als seine Epoche in einer Art klimaktischer Phase zu sehen. Die „Plötzlichkeit“ (64) seiner Zeit und das Dynamisch-Erhabene ihrer Zustände beunruhigen ihn.

---

<sup>113</sup> Vgl. Rifkin, a.a.O., S.69.

Bei der Überführung von verfügbarer in unverfügbare Energie wird Wärme ausgefällt. Demnach ist Kälte die Qualität, die die Bewohner klimaktischer Biotope, z. B. Großstädte, umgibt: das deutet schon voraus auf Brechts streng haushaltende Städtebewohner; sie sparen an jeder Geste und Regung, um sich nicht zu verausgaben; wer jedoch den Hut ins Genick schiebt und ein offenes Gesicht zeigt, wer *bekannt*, der geht unter.

Für Nordau als rabiaten Optimisten, der unter die Apokalyptiker geraten ist, sind es nur die Hysteriker und Degenerierten, die dem Untergang anheimfallen. Der anpassungsfähigere Teil der „gesitteten Menschheit“ hingegen - Nordau nennt sie, romantische Resentiments umwertend, „Philister“ (20) - werde eine neue Generation nervenstarker Individuen von einem Schlag hervorbringen, wie ihn sich später auch die *Neue Sachlichkeit* ersehnen sollte:

Das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wird also wahrscheinlich ein Geschlecht sehen, dem es nicht schaden wird, täglich ein Dutzend Geviertmeter Zeitungen zu lesen, beständig an den Fernsprecher gerufen zu werden, an alle fünf Welttheile zugleich zu denken, halb im Bahnwagen oder Flugnachen zu wohnen und einem Kreise von zehntausend Bekannten, Genossen und Freunden gerecht zu werden. Er wird inmitten der Millionstadt Behagen zu finden wissen und mit seinen riesenstarken Nerven den kaum zu zählenden Anforderungen des Lebens ohne Hast und Aufregung entsprechen können.<sup>114</sup>

Der Anpassung oder Synchronisation kommt die Funktion zu, den Zeitgenossen aus dem gähnenden Rachen der Geschichtszeit zu retten und aus dem irreversiblen, heillosen Abstieg in die Zyklen der Verkehrszeit zu überführen. - Eine extreme Form der Reversibilität und damit einen Gegenpol zur irreversiblen *Entartung* stellt die Revolution dar: sie muss als heiß erscheinen, weil sie in permanenter Bewegung nur noch rotiert, ohne eventuelle Ziele in der Geschichtszeit auch nur anzupeilen<sup>115</sup>; und sich selbst konsumiert („ihre Kinder frisst“). Wenn Jewgenij Samjatin 1923 der Entropie die Revolution gegenüberstellt, klingt das so: Das Prinzip der Entropie ist

kalt, blau wie Eis (...) nicht mehr tödlich, sondern angenehm (...) Die Sonne verfällt zu einem Planeten, der sich für Autobahnen, Kaufhäuser, als Schüttmaterial, für Prostituierte und Gefängnisse eignet (...) wenn der Planet wieder in jugendlichem Feuer aufstrahlen soll, muß man ihn entzünden, muß man ihn von der glatten Bahn der Evolution fortschleudern.<sup>116</sup>

---

<sup>114</sup> Nordau, a.a.O., Bd.2, S.477.

<sup>115</sup> Vgl.:Kaempfer, Zeit und Uhren, S.149ff.

<sup>116</sup> Samjatin, Jewgenij: Über Literatur, Revolution, Entropie und andere Gegenstände (1923), Zitiert nach Brush, a.a.o., S.150.

Die Revolution hingegen ist „rot, feurig, tödlich; doch dieser Tod bedeutet die Geburt von neuem Leben.“<sup>117</sup> Als Konzept der permanenten Umwälzung (wie z. B. in der Kulturrevolution) kappt sie die Verbindung sowohl zur evolutionistisch wie auch zur entropisch gedeuteten Geschichtszeit.

Im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts führten Physiker den Begriff der *Entartung* in ihren Fachbereich ein. Zuerst dient er dazu, die Resultate irreversibler Prozesse zu beschreiben (Pfaundler 1904, Franklin 1910), später, um spezifische Materiezustände bei niedrigen Temperaturen zu beschreiben.<sup>118</sup> Der Kreis hatte sich geschlossen.

### **Von Nordpolfahrern, Hyperboräern und Progressiver Zerebralisierung**

Für das Jahr 1862 konnte die Ideengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts die Ankunft eines neuen und zukunftssträchtigen Typs verzeichnen. In Iwan Turgenjews Roman *Väter und Söhne* tritt ein junger Intellektueller namens Basarow auf, den Turgenjew als eher unsympathischen Repräsentanten der jungen, naturwissenschaftlich und soziologisch argumentierenden Generation beschreibt. Basarow, der gerne mit Büchners *Kraft und Stoff*<sup>119</sup> gegen die romantische Haltung und das rückständige Weltbild der Väter-Generation sowie gegen die russischen Verhältnisse im allgemeinen polemisiert, wird von seinem Freund und Bewunderer Arkadij so beschrieben: „Er ist ein Nihilist. (...) Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität verbeugt, der kein einziges Prinzip auf Treu und Glauben gelten läßt, gleichgültig, welchen Ansehens sich dieses Prinzip auch erfreuen möge.“<sup>120</sup>

Der Nihilismus Basarowscher Provenienz hat (noch) wenig zu tun mit religiösem oder philosophischem Nihilismus: dieser leugnet die Möglichkeit der Erkenntnis (Skeptizismus) oder ihrer Gegenstände (Ontologie, Metaphysik); jener leugnet die Existenz Gottes und die Wahrheit der Offenbarung. - Basarow ist Materialist; mit den tragischen Nihilisten teilt er immerhin den Hang zum Positivismus. Basarows Materialismus und seine Fortschrittsgläubigkeit erscheinen aber als so einfältig, und Turgenjew läßt ihn seine

---

<sup>117</sup> Samjatin, a.a.O. Zitiert nach Brush, a.a.O., S.149f.

<sup>118</sup> Vgl. Brush, a.a.O., S.151.

<sup>119</sup> Von dem Arzt Ludwig Büchner in populärwissenschaftlichem Stil verfasste „Broschüre“, 1855 erschienen, die einen naturwissenschaftlich begründeten Materialismus vertritt.

<sup>120</sup> Turgenjew, Iwan: „Väter und Söhne“, in: Turgenjew, Ivan: Romane. München 1964, S.319.

Theorien derart selbstgefällig vortragen, dass Basarow eher als komische denn als tragische Figur erscheint. - Das Prädikat *Nihilist* machte in den Jahren nach der Veröffentlichung von *Väter und Söhne* auch politische Karriere - die russischen Anarchisten, die die absolute Monarchie mit Gewalt beseitigen wollten, bezeichneten sich ebenfalls als Nihilisten.<sup>121</sup>

Im Werk Nietzsches sowie Gottfried Benns wird der Typus des Nihilisten um etliche tragische Valeurs angereichert. Sie ergeben sich aus den Aporien der Moderne, aus dem Empfinden, das zeitgenössische Subjekt müsse um der Wahrhaftigkeit willen jeglichem wie auch immer gearteten historischen Sinn entraten. Und das Motiv der Polfahrt wird zum Element eines geschichtsphilosophischen Konzeptes: statt evolutionärer und melioristischer Teleologie wird das Ziel der Geschichte ins Ungewisse entrückt. Nietzsche illustriert seine Kritik am Geschichtsoptimismus seiner Epoche schon sehr früh mit Kältebildern: „Die Welt - ein Tor / zu tausend Wüsten stumm und kalt! / Wer das verlor, / Was du verlorst, macht nirgends halt“ heißt es in dem berühmten Jugendgedicht *Vereinsamt*. - Zu dem Verzicht auf Teleologie tritt später das Postulat, nicht im larmoyanten Vorzeigen der sinnentleerten Seele zu verharren, sondern sie mit neuem Sinn jenseits des Historischen zu füllen, - eine Forderung, die (bei Nietzsche wie bei Benn) ein Tor zu tausend Irrtümern aufstoßen sollte, und in deren Konsequenz der Nihilist eine Baureihe verschiedener Typen durchläuft: bei Nietzsche tritt er als *Nordpolfahrer* und *letzter Mensch* auf, schließlich als *Hyperboräer*; Benn präsentiert ihn als Produkt einer anthropologischen Abkühlungstendenz namens *progressive Zerebralisierung*, als *Intellektualist* und wiederum als *Hyperboräer*.

In *Zur Genealogie der Moral* (1887) räsonniert Nietzsche über den Zusammenhang von asketischen Idealen und der zeitgenössischen Wissenschaft. Die positivistische Geschichtswissenschaft sei asketisch insofern, als sie sich auf das reine Beschreiben beschränke und sich moralischer Kommentare enthalte.

Dies alles ist in einem hohen Grade asketisch; es ist aber zugleich in einem noch höheren Grade *nihilistisch*, darüber täusche man sich nicht! Man sieht einen traurigen, harten, aber entschlossenen Blick - ein Auge, das *hinausschaut*, wie ein vereinsamter Nordpolfahrer hinaus-schaut (vielleicht um nicht hineinzuschauen? um nicht zurückzuschauen?...). Hier ist Schnee, hier ist das Leben verstummt; die letzten Krähen, die hier laut werden, heißen „Wozu?“, „Umsonst!“, „Nada!“ - hier gedeiht und wächst nichts mehr, höchstens Petersburger Metapolitik und Tolstoisches „Mitleid“. Was aber jene andre Art von

---

<sup>121</sup> Vgl. von Uthmann, Jörg: *Attentat, Mord mit gutem Gewissen*, Berlin 1996, S. 98f.

Historikern betrifft, eine vielleicht noch „modernere“ Art, eine genüßliche, wollüstige, mit dem Leben ebenso sehr als mit dem asketischen Ideal liebäugelnde Art, welche das Wort „Artist“ als Handschuh gebraucht und heute das Lob der Kontemplation ganz und gar für sich in Pacht genommen hat: o welchen Durst erregen diese süßen Geistreichen selbst noch nach Asketen und Winterlandschaften! Nein! die „beschauliche“ Volk mag sich der Teufel holen! Um wieviel lieber will ich noch mit jenen historischen Nihilisten durch die düstersten grauen kalten Nebel wandern!<sup>122</sup>

Der Nordpolfahrer mit dem „traurigen, harten, aber entschlossenen Blick“ verzichtet auf die Tröstungen einer Weltanschauung, an denen sich die gelehrten Sommerwesten und bloßen Asketen-Darsteller delectieren. Seine Nordpolfahrt stellt eine Allegorie zukunfts- und illusionslosen Unterfangens dar: die Seelenlandschaft der historischen Nihilisten, über der die „düstersten grauen kalten Nebel“ wallen, ist entropisches Gelände: der historische Sinn ist untergepflügt und unter Schnee begraben.

Der Polfahrer sieht sich in einer von „tausend Wüsten stumm und kalt“, ausgesetzt, in der er sich seine Sinn-Appetenz auszutreiben versucht. Denn die allegorische Gestalt des Polfahrers ist darin ein Zeitgenosse ihres Jahrhunderts, dass sie an einem Zuviel von historischem Sinn laboriert und der Versuchung, „zurückzuschauen“, nur schwer widerstehen kann.

Der Mensch fragt wohl einmal das Tier: warum redest du mir nicht von deinem Glück und siehst mich nur an? Das Tier will auch antworten und sagen: das kommt daher, daß ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte - da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so daß der Mensch sich darob verwunderte.

Er wundert sich aber auch über sich selbst, das Vergessen nicht lernen zu können und immerfort am Vergangenen zu hängen: mag er noch so weit, noch so schnell laufen, die Kette läuft mit. Es ist ein Wunder: der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch noch als Gespenst wieder und stört die Ruhe eines späteren Augenblicks. Fortwährend löst sich ein Blatt aus der Rolle der Zeit, fällt heraus, flattert fort - und flattert plötzlich wieder zurück, dem Menschen in den Schoß. Dann sagt der Mensch „ich erinnere mich“ und beneidet das Tier, welches sofort vergißt und jeden Augenblick wirklich sterben, in Nacht und Nebel zurücksinken und auf immer verlöschen sieht. So lebt das Tier *unhistorisch*: denn es geht auf in der Gegenwart, wie eine Zahl, ohne daß ein wunderlicher Bruch übrigbleibt, es weiß sich nicht zu verstellen, verbirgt nichts und erscheint in jedem Momente ganz und gar als das, was es ist, kann also gar nicht anders sein als ehrlich. Der Mensch hingegen stemmt sich gegen die große und immer größere Last des Vergangenen: diese drückt ihn nieder oder beugt ihn seitwärts, diese beschwert seinen Gang als eine unsichtbare und dunkle Bürde, welche er zum Scheine einmal verleugnen kann, und welche er im Umgange mit seinesgleichen gar zu gern verleugnet: um ihren Neid zu wecken.... Bringt endlich der Tod das ersehnte Vergessen, so unterschlägt er doch zugleich dabei die Gegenwart und das Dasein und drückt damit das Siegel auf jene Erkenntnis - daß Dasein nur ein ununterbrochenes Gewesensein ist, ein Ding, das davon lebt, sich selbst zu verneinen und zu verzehren, sich selbst zu widersprechen.<sup>123</sup>

Ein Übermaß an historisierender Gesinnung bestimmt den Menschen im extremen Fall dazu, „überall ein Werden zu sehen“.<sup>124</sup> Der Historiker/ historisch Gesonnene begegnet

<sup>122</sup> Nietzsche, Was bedeuten asketische Ideale? § 26, in: Werke, Bd.2, S.895.

<sup>123</sup> Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie, in: Werke, Bd.1, S.211f.

<sup>124</sup> Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie, S.213.

der Gefahr, sich in diesem Strom zu verlieren und seine Identität einzubüßen, mit der ewigen Ruminaton des Vergangenen. Aber diese Ungleichzeitigkeit macht den Menschen zum Quietisten: zuviel Historismus macht steril; denn unhistorisch zu empfinden erst befähigt den Menschen, etwas Neues zu beginnen: „Wo finden sich Taten, die der Mensch zu tun vermöchte, ohne vorher in jene Dunstschicht des Unhistorischen eingegangen zu sein?“<sup>125</sup>

Zugleich lässt das Nicht-Vergessen-Können die Gegenwart und den erfüllten Augenblick nicht zu seinem Recht kommen, weil er über „immer wiederholtem Wiederkäuen“<sup>126</sup> verstreichen muss. Um diesen Verlust von *Kairos* zu kompensieren, wird der historische Sinn gestundet und in eine nicht allzu nahe Zukunft verlegt. Der historische Optimismus der Epoche, die Vorstellung eines stetigen Fortschreitens zum Besseren, der Darwinismus: für Nietzsche sind es Spießermoralen, die Anpassung mit Aufstiegsversprechen belohnen. Ihre teleologische Irreversibilität, so argwöhnt er, führt nach Utopia, das Land, das nirgendwo ist. Sie begehen Betrug an der Gegenwart und verheißen Entschädigung, ohne sie zu gewähren. Schon die zeitliche Entlegenheit des kommenden Paradieses mache jede Utopie zu einem süßlichen „Kinder-Himmelreich“<sup>127</sup>. Das „Im Eise-Leben“, das Nietzsches Polfahrer zelebriert, soll den Verzicht auf solche Algodizeen und auf Tröstung über verfehltes Leben demonstrieren:

Ein Irrtum nach dem andern wird gelassen aufs Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt - *es erfriert*...Hier zum Beispiel erfriert „das Genie“; eine Ecke weiter erfriert „der Heilige“: unter einem dicken Eiszapfen erfriert „der Held“; am Schluß erfriert „der Glaube“, die sogenannte „Überzeugung“, auch das „Mitleiden,“ kühlt sich bedeutend ab - fast überall erfriert „das Ding an sich“...<sup>128</sup>

Die Reise ins Eis verspricht nicht nur eine „Tilgung der Vergangenheit“;<sup>129</sup> sie dient auch als Metapher für eine Haltung, die selbstgewählte Unseligkeit der Prolongation sinnvollen Lebens vorzieht.

Die Algodizee wird zunächst durch kein anderes Konzept ersetzt: „das große Nada“ droht dem, der Eiswüsten birgt, weil er die Unhintergebarkeit aller Tröstungen bezweifelt. Das selbstgewählte Los solcher „historischen Nihilisten“ ist die Desorientierung. Aber der nächste Schritt - dokumentiert im Vorwort zu *Ecce Homo* - führt über die nihilistische Haltung hinaus. Mit dem Plädoyer für das „Aufsuchen alles Fremden und Frag-

---

<sup>125</sup> Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie, S.215.

<sup>126</sup> Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie, a.a.O.

<sup>127</sup> Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches, in: Werke, Bd.1, S.977.

<sup>128</sup> Nietzsche, *Ecce homo*. Wie man wird was man ist, in: Werke, Bd.2, S.1118.

<sup>129</sup> Metzner, a.a.O., S.98.

würdigen im Dasein, alles dessen, was durch die Moral bisher in Bann getan war“<sup>130</sup> erklärt Nietzsche kurzerhand Sinnstiftung, Moral, Algodizee für obsolet; er schlägt sich auf die Seite des „Verbotenen“, das diese Konzepte in Schach halten sollten - der erste in einer langen Reihe von Versuchen, die Affirmation zum Werkzeug einer Dissidenz zweiter Ordnung umzuschmieden: Man ist gegen die, die dagegen sind! - Wer sich der Algodizeen entledigt hat, kann das Leben von einer höheren Warte, vom Eisgebirge seiner Seelenruhe herab betrachten:

Das Eis ist nahe, die Einsamkeit ist ungeheuer - aber wie ruhig alle Dinge im Lichte liegen! wie frei man atmet! wieviel man *unter* sich fühlt! - Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge (...)<sup>131</sup>

Die Reise an den Kältepol, wo keine Algodizee, keine Tröstung, keine Rechtfertigung des Historischen mehr gilt, soll einen Ausweg aus den Aporien des Nihilismus weisen. Vollends zu einem dichterischen „geschichtsphilosophischen Konzept“<sup>132</sup> gerät sie durch die Verlängerung ins Mythische, die mit dem Auftritt des Hyperboreers vollzogen wird.

Der griechischen Mythologie zufolge sind die Hyperboreer ein Volk, das am Rande der Erde, *hyper Boreas*, jenseits des Nordwinds in einem polaren Elysium haust, in dem auch Apollo seine Winter verbringt. Der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet im fünften Buch seiner *Historien* über dieses Volk.

Nietzsche macht den Hyperboreer in *Der Antichrist. Fluch auf das Christentum* zur ebenso monumentalen wie programmatischen Portalfigur seiner Geschichtsphilosophie:

- Sehen wir uns ins Gesicht. Wir sind Hyperboreer - wir wissen gut genug, wie abseits wir leben. „Weder zu Lande noch zu Wasser wirst du den Weg zu den Hyperboreern finden“: das hat schon Pindar von uns gewußt. Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes - *unser* Leben, *unser* Glück... Wir haben das Glück entdeckt, wir wissen den Weg, wir fanden den Ausgang aus ganzen Jahrtausenden des Labyrinths. Wer fand ihn *sonst*? - Der moderne Mensch etwa? - „Ich weiß nicht aus noch ein; ich bin alles was ich noch nicht weiß“ - seufzt der moderne Mensch... An dieser Modernität waren wir krank - am faulen Frieden, am feigen Kompromiß, an der ganzen tugendhaften Unsauberkeit des modernen Ja und Nein. Diese Toleranz und *largeur* des Herzens, die alles „verzeiht“, weil sie alles „begreift“, ist Schi-  
rokko für uns. Lieber im Eise leben, als unter modernen Tugenden und andern Südwinden!...<sup>133</sup>

Bereits der Nordpolfahrer hatte neben dem „harten“ und „traurigen“ auch einen „entschlossenen Blick“ gezeigt. Entschlossen setzt Nietzsche den melioristischen Konzepten

---

<sup>130</sup> Nietzsche, *Ecce Homo*. Vorwort, in: *Werke*, Bd.2, S.1066.

<sup>131</sup> Nietzsche, *Ecce Homo*, a.a.O.

<sup>132</sup> Metzner, a.a.O., S.99.

<sup>133</sup> Nietzsche, *Der Antichrist. Fluch auf das Christentum*, in: *Werke*, Bd.2, S.1165.

seines Jahrhunderts einen Punkt, indem er sie für überflüssig, weil überholt erklärt: „Wir haben das Glück entdeckt, wir wissen den Weg, wir fanden den Ausweg aus ganzen Jahrhunderten des Labyrinths.“ Zu ernst sollte man diese heroische Pose nicht nehmen; Nietzsche travestiert hier einen Ausspruch, mit dem er Zarathustra den *Letzen Menschen* charakterisieren lässt:

„Wir haben das Glück erfunden“ - sagen die letzten Menschen und blinzeln.  
Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbarn und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme...  
Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit.  
„Wir haben das Glück erfunden“ - sagen die letzten Menschen und blinzeln. -<sup>134</sup>

Der Hyperboreer nimmt in Anspruch, ein Glück entdeckt zu haben, das ohne utilitaristische Verheissungen auf ein „Lüstchen für den Tag“ und ein „Lüstchen für die Nacht“ auskommen kann. Der Hyperboreer Nietzsche behauptet, die „Nordwestpassage der warmen Herzen“ (Byron) der historischen Utopisten sei bereits gefunden; man befinde sich schon „jenseits des Eises“; das Reich der Hyperboreer sei bereits angebrochen. Der Lauf der modernen Geschichte (und mit ihr der Prozess der Entfremdung) wird als beendet und abgeschlossen erklärt. Nietzsches Wille, „den Anbruch des hyperboreischen Reiches“ als gegenwärtig zu deklarieren, gleicht, so J. Metzner, „der ursprünglichen christlich-eschatologischen Paradoxie der Gleichzeitigkeit von Schon-jetzt und Noch-nicht“.<sup>135</sup> Qua Setzung - „Sehen wir uns ins Gesicht. Wir sind Hyperboreer“ - des Ersehnten als bereits Anwesendes wird jede weitere Geschichte redundant. „Der langgesuchte Wanderweg ist gefunden; er besteht in der Einsicht, dass es nur des willentlichen Akts der Verbotsübertretung bedarf, um - ohne einen *processus ad infinitum* - die präsentische Welt zum utopischen Glücksland zu machen.“<sup>136</sup> Die Irreversibilität der Geschichtszeit wird aufgehoben und durch das *nunc stans* eines immanenten arktischen Paradieses ersetzt. So kann auch die für das neunzehnte Jahrhundert verbindliche, denunziatorische Gleichsetzung von Moderne, Entfremdung und Kälte gekappt werden. Die Kälte ist nun eine Qualität des Elysiums. Der Hyperboreer ist angekommen. Er hat reüssiert - nicht weil er seine Ziel erreicht hätte, sondern weil er *a priori* kein Ziel hatte. Deshalb auch kann er sich auf die Seite der Mächte schlagen, die „sich durchgesetzt“ haben. Dieses affirmative Verhältnis zur Macht macht den Hyperboreer nicht nur zu ei-

---

<sup>134</sup> Nietzsche, Also sprach Zarathustra, Werke, Bd.2, S.284f.

<sup>135</sup> Metzner, a.a.O., S.100f.

<sup>136</sup> Metzner, a.a.O., S.101.

ner Gegenfigur des Nordpolfahrers; Nietzsche glaubte diesen durch jenen überwunden. „Was ist Glück? - Das Gefühl davon, daß die Macht wächst (...)“<sup>137</sup>

Das Bewusstsein, in einem *stehenden Jetzt* zu leben, vermochte allerdings in den Hyperboreern der nächsten Generation keine Glücksgefühle auszulösen. Die Expressionisten, die Nietzsche in Vielem gefolgt waren, konnten dessen *Stillster Stunde* außer *ennui* nichts abgewinnen. Georg Heym erklärte stellvertretend für seine Generation: „Unsere Krankheit ist grenzenlose Langeweile.“<sup>138</sup> So schlugen sie die Gegenrichtung ein, eine Rückkehr aus dem Überdruß, den eine Welt der vermeintlichen Sicherheit ihnen bereitet hatte, zurück in die Geschichte: „Aber es gibt etwas, das ist unsere Gesundheit. Dreimal ‘Trotzdem’ zu sagen, dreimal in die Hände zu spucken wie ein alter Soldat, und dann weiter ziehen, unsere Straße fort, Wolken des Westwinds gleich, dem Unbekannten zu.“<sup>139</sup> - Unter den Intellektuellen der zwanziger Jahren kursierte die Denkfigur vom Einbruch des bürgerlich-gleichmäßigen Zeitkontinuums im „großen Augenblick“, dem eine Beschleunigung der Geschichtszeit folgen werde:<sup>140</sup> ein Szenario der Mobilmachung, in dem man sich den Norpolfahrer eher denken kann als den machtgestillten, statischen Hyperboreer.

Dennoch gibt es einen expressionistischen Hyperboreer: „Mein lieber Herr Przygode,/ hier kommt der Eskimode,/ hier kommt der Hyperboräer,/ Welteschen-eichelhäher,/ Kurzum: Herr van Pameelen,/ den so die Worte quälen.“<sup>141</sup> - so charakterisiert Gottfried Benn in einem Widmungsgedicht van Pameelen, den Protagonisten seiner expressionistischen Szenenfolgen *Der Vermessungsdirigent* (1916) und *Karandasch* (1917). Der „Welteschen-eichelhäher“ ist eine Anspielung auf den altnordischen Mythos; die *Edda* berichtet von der Weltesche *Yggrdasil*, die zugleich der „herrliche Maßbaum“ der Schöpfung sei: die Reichweite ihrer Wurzeln, Äste und Zweige markiere die Grenzen der Schöpfung. Der Fall der Weltesche leite den Untergang der Welt ein.<sup>142</sup> Benn sortiert sie an anderer Stelle, in schönster Polrosen-Tradition, in die polare Flora ein:

---

<sup>137</sup> Nietzsche, *Der Antichrist*, Werke, Bd.2, S.1165.

<sup>138</sup> Heym, Georg: *Eine Fratze*, in: *Dichtungen*, Stuttgart 1964, S.58.

<sup>139</sup> Heym, a.a.O., S.59.

<sup>140</sup> Vgl. Safranski, Rüdiger: *Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit*, München und Wien 1994. S.205ff.

<sup>141</sup> Benn, Werke, Bd.3, S. 394.

<sup>142</sup> Vgl. Häny, Arthur (Hg.): *Die Edda. Götter- und Heldenlieder der alten Germanen*, Zürich 1987, S.9, S.543.

Da ist die Lappenföhre, sie hält Gerüche über den Schnee, eine Nadel verläßt sie in die stille Weite, sie ist umgangen von überall; letztes Land, geläutertes Organisch, fern der Völker Samenlied zum Gemurmel der Geschlechter, hier ist tote Halluzination, hier ist Problematik statt Synthese, Verlust von allem Drängen zu Profil, hier ist einheitliche Farbengebung unter Eis und Schweigen, Hyperboräerbaum unter Schöpfungsschnee; (...) Hier ist die letzte Rose, die Eis- und Edenrose, bereifte Röte und zerbranter Stern.

O Ich, kaudinisch einsam unter der Verneinung, blutäugige Nacht der wesenlosen Flucht, nördlicher Zapfenstreich der Inselträume, die Föhre bellt hyperboreer-tannig aus allen Ästen hunde - hunde - nichts - <sup>143</sup>

An solchem Welteschen-Maßbaum wünscht Pameelen aufgehängt zu werden.<sup>144</sup> Er krankt an der Unfähigkeit, einer Welt jenseits seines Ichs Realität zuzugestehen. Für Pameelens hyperboreisches Ich ist sie nur „tote Halluzination“. Statt eines Untergangs in Erstarrung, Entropie oder *muspilli* ereignet sich ein rein „kortikales Verblühen der Welten“. <sup>145</sup> Eine „Vermessung“ der Wirklichkeit durch Sprache muss scheitern, weil diese beansprucht, die getreue Abbildung einer Ordnung von Wirklichkeit zu sein, einer Wirklichkeit, die Pameelen entgleitet - sofern sie überhaupt vorhanden war: „Keine Konzessionen an die Syntax! Nur Ich-Gemurmel: Fremder! Fremder! (...) Der Welten leises Bröckeln, der sanfte Zweifel, das Gefälle; am Hirn selbst: stiller Aufschluß, Flut, versagender Zerfall - nur Ich: Erstarrung, Gültigkeit.“<sup>146</sup> - Das solipsistische Ich, dass außerhalb seines Selbst kein Phänomen gelten lassen kann, wird zuletzt auch an der eigenen Existenz zweifeln. „Das Ich ist ein Phantom. Kein Wort gibt es, das seine Existenz verbürgte, keine Prüfung und keine Grenze“<sup>147</sup> - so fasst Benn das Problem zusammen. Und: Wenn das Ich zerfällt, so entstünde „weltallhafte Kälte, erhaben und eisig“.<sup>148</sup>

Dieser erste Typ der Benn'schen Hyperboreer-Baureihe hat mehr mit den historischen Nihilisten und Nordpolfahrern Nietzsches gemeinsam als mit dem affirmativen Hyperboreer. Wie der Typ des Polfahrers ist dieser frühe Hyperboreer Benns ein Ausgesperrter; beide leiden an Telos-Schwund. Der *mainstream* der neuzeitlichen Entwicklung erschließt sich ihnen als Verfallsgeschichte. Die Endstufe dieses Zerfalls ist ein Stadium des entropischen Stillstands. Der herumirrende Polfahrer vollzieht die Ziellosigkeit nach, die er seiner Epoche unterstellt. Zugleich nimmt seine Wahrnehmung das dicke Ende des thermischen Nullpunkts in Metaphern der Erstarrung vorweg: ein Zweckpessimismus, der mit dem Schlimmsten rechnen will. (Allerdings ist es eine metaphorische Aporie, dass das nicht rückgängig zu machende Verströmen der Geschichte, in dem die „Ge-

---

<sup>143</sup> Benn, Das letzte Ich, in: Werke, Bd.2, S.96.

<sup>144</sup> Vgl. Benn, Karandasch, in: Werke, Bd.2, S.360.

<sup>145</sup> Benn, Lebensweg eines Intellektualisten, in: Werke, Bd.4, S.42.

<sup>146</sup> Benn, Der Vermessungsdirigent, in: Werke, Bd.2, S.347f.

<sup>147</sup> Benn, Der Vermessungsdirigent, Zusammenfassung in: Werke, Bd.2, S.323.

schichtspessimisten“ ihre Felle wegschwimmen sehen, ausgerechnet in Erstarrung und Kältetod enden soll.) Benns späterer Hyperboreer repräsentiert den Polfahrer, der sich zum Willen zur Macht durchgerungen hat; er geht verhängnisvolle Koalitionen mit dieser Macht ein, um den (als Polfahrer) diagnostizierten Verfall qua Ermächtiger noch aufzuhalten. Das sollte im Laufe der Dreißiger Jahre geschehen.

Um den Umbau vom nihilistischen Hyperboreer zum korrespondierenden SA- Mann, den Benn 1932/33 vornimmt, nachvollziehen zu können, muss man eine weitere apokryphe Theorie des Benn'schen Vorraussetzungssystems hinzuziehen - die Lehre von der „progressiven Zerebration“. Der Terminus stammt von dem österreichischen Neurologen Konstantin Freiherr von Economo (1876-1931), der bei seinen Forschungen zur Feldeinteilung der menschlichen Großhirnrinde auf das Phänomen einer zunehmenden Hirnentwicklung schließen zu müssen glaubte. Benn war vermutlich 1929 oder später auf Economos Artikel *Der Zellaufbau und die progressive Cerebration* gestoßen.<sup>149</sup> Benn greift die Anregung auf und verleibt sie seiner Polemik gegen die evolutionären Theorien ein. Da der „Intellektualist“ Benn die Gültigkeit der Evolutionstheorie nicht gut leugnen konnte, kehrte er deren Vorzeichen um: Niedergang statt Entwicklung.

Mit dem Triumph Darwins sei die Epoche eines (auch des wissenschaftlichen) Naturbegriffens, das sich noch einem Gottesbegriff verpflichtet sah, zu Ende gegangen; die naturwissenschaftlichen Tendenzen der Epoche kulminierten stattdessen in Thermodynamik und Evolutionstheorie. Die ideologiekritische Sottise, die Benn in diesem Zusammenhang fallen lässt, dass nämlich die Ertüchtigungslehre des Darwinismus nichts anderes sei als eine naturwissenschaftliche Grundlage diverser Imperialismen,<sup>150</sup> entspricht Nietzsches Argwohn gegen Strebermoral; In Benns Hohn über den „materialistisch organisierten Gebrauchstyp“<sup>151</sup> hallt Nietzsches Groll gegen den „letzten Menschen“ wider.

Zu diesen Theorien fügt Benn nun die These von der *progressiven Zerebralisierung*:

Eine neue Zerebralisationsstufe scheint sich vorzubereiten, eine frigidere, kältere: die eigene Existenz, die Geschichte, das Universum nur noch in zwei Kategorien zu erfassen: dem Begriff und der Halluzination. Der *Realitätszerfall* seit Goethe geht so über alles Maß, daß selbst die Stelzvögel, wenn sie ihn bemerkten, ins Wasser müßten: der Erdboden ist zerrüttet von purer Dynamik und von reiner Relation. *Funktionalismus*, wissen Sie, heißt die Stunde, trägerlose Bewegung, unexistentes Sein. Um eine ver-

---

<sup>148</sup> Benn, *Provoziertes Leben*, in: *Werke*, Bd.1, S.334.

<sup>149</sup> Vgl. Benn, Gottfried: *Briefe an F.W. Oelze 1932-1945*, Frankfurt am Main 1979, S.440 (Anmerkung).

<sup>150</sup> Vgl. Benn, *Werke*, Bd.1, S.153f.

<sup>151</sup> Benn, *Werke*, Bd.1, S. 154.

schleierte und irre Utopie der Prozeß an sich, die Wirtschaft als solche, eine Flora und Fauna von Betriebsmonaden und alle verkrochen hinter Funktionen und Begriff. Die alten Realitäten Raum und Zeit Funktionen von Formeln; (...) überall imaginäre Größen, überall dynamische Phantome, selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substantiell gar nicht mehr zu fassen, immer nur der Prozeß an sich, immer nur die Dynamik als solche (...)<sup>152</sup>

Für Benn stellen Evolutionstheorie und Thermodynamik nur Symptome dieser neuen, „kälteren“ Zerebralisationsstufe dar. Jeder Zustand schrumpft zu einem Durchgangspunkt auf dem Weg zum nächsten, der wiederum nur ein Durchgangspunkt ist. Das führt zu „Realitätszerfall“, weil jene Haltepunkte, als Stadien nur des schnellen Durchgangs, leer sind. Die „Dynamik als solche“ schändet den Moment, weil sie „das Nebeneinander vieler wahrer, ungewordener unzerstörbarer Realitäten“<sup>153</sup> unmöglich macht. Die epische Anschauung wird ersetzt durch „Begriff und Halluzination“, Kühlflüssigkeiten eines leeren Progredierens.

Benns Widersprüche erscheinen flagrant, etwa wenn er behauptet, der historische Prozess sei irreversibel und gehorche dem „Gesetz der Kälte“, sei aber zugleich „sinnlos“<sup>154</sup>; andererseits bilden Widersprüche wie dieser das „Nebeneinander vieler wahrer Realitäten“, auf die es Benn (und Nietzsche) abgesehen haben.

Der Hyperboreer Pameelen leidet an dem „Realitätszerfall“, den die Zerebralisierung angerichtet hat. Der epischen Anschauung ist er, der Arzt und Naturwissenschaftler, durch „Formeln“ entfremdet. Sein Nihilismus erscheint als Altersrisiko einer materialistischen Epoche, die von den Basarows inauguriert worden ist.

Der Hyperboreer, wie ihn Benn in den Dreißiger Jahren fantasierte, ist dazu geschaffen, ein „Nebeneinander vieler wahrer Realitäten“ in sich zu vereinen. Da sich in ihm Sedimente aller durchlaufenen Epochen abgelagert hätten, bleibe er stets seinem Ursprung nah; die Regression sei stets möglich, es bedürfe nur ihrer Entriegelung. Die Lebenswelt *dieses* Hyperboreer-Phänotyps ist die Ausdruckswelt, sein Staat der nationalsozialistische.

Nietzsches Hyperboreer war eine affirmative Gestalt; der Benn'sche Hyperboräer, wie Jef van Pameelen ihn verkörpert hatte, entspricht hingegen eher dem Nordpolfahrer Nietzsche'scher Provenienz: beide sind tragische Figuren, die am Schwund der Realit-

---

<sup>152</sup> Benn, Akademie-Rede (1932), in: Werke, Bd.1, S.433.

<sup>153</sup> Benn, Zum Thema Geschichte, in: Werke, Bd.1, S.387.

<sup>154</sup> Benn, Pallas, in: Werke, Bd.1, S.366f.

ten irre werden; in all dem konstatierten Zerfall bleiben sie zwar auf das Heroischste konturgenau, aber autonom sind sie nicht.

In den Dreißiger Jahren eignete sich Benn jedoch Nietzsches Pindar-Lesart an. Nach ihr wäre jenseits des Nordens, in einem utopischen *ultima thule*, das Glück zu finden. Benn unterzieht sogleich seinen Hyperboräer einer Mutation. Ernst Bloch bemerkt in *Das Prinzip Hoffnung*, seiner Enzyklopädie des utopischen Denkens:

Südwärts utopisiert sich eine Lebensfülle geographisch, die den Tod zwar kennt, aber weder ihn noch den Gegenzug gegen ihn pointiert; nordwärts utopisiert sich ein Todeszauber geographisch, der eine ganze Weltvernichtung in sich einschließt, aber auch überwinden will, mit paradoxer Heimat.<sup>155</sup>

Benns propagandistisches Engagement für den Nationalsozialismus 1933/34 war ein chiliastisches Missverständnis, eine Konsequenz aus Benns unsystematischer Geschichtsmythologie, aber sie war kein Irrtum. Ein Resultat dieses Missverständnisses war die Vorstellung, der Hyperboräer sei dazu bestimmt, die „Weltvernichtung“, an der noch Pameelen laboriert hatte, zu überwinden.

Eine (nicht gehaltene) Rede zum Tode Stefan Georges gab Benn die Gelegenheit, unliebsam gewordene nihilistische Züge aus dem Portrait des Hyperboräers zu tilgen und ihn, derart umgemodelt, als symbolischen Protagonisten des neuen Regimes zu empfehlen. (Da Benn seine hüftsteifen Essays nach dem Baukastenprinzip zusammenschrauben pflegte, hat er vermutlich Fragmente aus den Jahren davor kompiliert.)

George lässt Nietzsche in seinem gleichnamigen Gedicht (aus *Der siebente Ring*) als Atheisten vor Hochgebirge auftreten - „Hast du der sehnsucht land nie lächeln sehn?/ Erschufst du götter nur um sie zu stürzen.(...)?“<sup>156</sup> -, der es vorgezogen hatte, an seinem Unglauben zugrunde zu gehen, statt „sich (zu) bannen in den kreis den liebe schliesst“<sup>157</sup> und sich einem neuen Kult zu weihen, wie es der George-Kreis getan hatte.

In Benns Kommentar zu dieser Stelle schwingt noch die Idee der progressiven Zerebralisierung mit:

Was für ein merkwürdiger Ruf nach dort oben: den Kreis, den Liebe schließt, den ruft George zwischen die Gletscher, als ob sie Organe besäßen, um Ratschläge entgegenzunehmen, und Rückwege bereithalten, um herabzuführen -, dort oben sehen Sie das unendliche Weitermüssen aus des Lebens Mittag in des Lebens Nacht, und hier die Möglichkeit heimzukehren, sich zu bannen, einen, der alles mit einem Kreis umschließt und der das Dämonische mit dem Menschlichen besiegt.<sup>158</sup>

<sup>155</sup> Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt am Main 1959, Bd.2., S.914.

<sup>156</sup> George, Stefan: *Werke*, Ausgabe in 2 Bänden, Düsseldorf und München 1958, Bd.1, S.231f.

<sup>157</sup> George, a.a.O.

<sup>158</sup> Benn, Rede auf Stefan George, in: *Werke*, Bd.1, S.472.

Benn nutzt Georges Kritik an Nietzsche zu einer völkischen Heimholung seines Hyperboräers. Aus dem „unendlichen Weitermüssen“<sup>159</sup> durch die Wirren der irreversiblen Geschichtszeit soll sich nun ein Ausweg auftun in die Heimat der Volksgemeinschaft. Deren Form soll die menschlichen Dämonien, die Mächte der Auflösung, der Entschränkung und des Untergangs bannen:

Der abendländische Mensch unseres Zeitalters besiegt das Dämonische durch die Form, seine Dämonie ist die Form, seine Magie ist das Technisch-Konstruktive, seine Welt-Eislehre lautet: die Schöpfung ist das Verlangen nach Form, der Mensch ist der Schrei nach Ausdruck, der Staat ist der erste Schritt dahin, die Kunst der zweite, weitere Schritte kennen wir nicht.<sup>160</sup>

Benn dient den neuen Machthabern die avancierten Formen des Expressionismus an; deren Axiome sollen zukünftig nicht nur in der Kunst, sondern auch in der historischen Realität Geltung beanspruchen dürfen: Formalismus als „Welt-Eislehre“ der Ausdruckswelt. Das Interregnum des Nihilismus, mit Nietzsche als prominentestem Opfer, sei durchschritten, das kommende Zeitalter werde ein Reich des „realen Geistes“ errichten:

Es ist das Formgefühl, das die große Transzendenz der neuen Epoche sein wird, die Fuge des zweiten Zeitalters, das erste schuf Gott nach seinem Bilde, das zweite der Mensch nach seinen Formen, das Zwischenreich des Nihilismus ist zu Ende. (...) Man kann auch sagen, es geht von Deszendenz zu Aszendenz - : auch der Züchtungsgedanke fällt unter das Formproblem. Es wird also ein Zeitalter des Geistes sein, nicht des unfruchtbaren Geistes, sondern des realen Geistes, der nirgends die Wirklichkeit verläßt, sondern im Gegenteil ihr Stimme gibt, sie fruchtbar, sie erbfähig macht, sie kultiviert, sie mit Blüten überzieht.<sup>161</sup>

Die Nordpolreisenden mit ihrem zwanghaften „Weitermüssen“ und ihrem sterilen Nihilismus seien, als Protagonisten der vergangenen geistigen Epoche, Schnee von gestern. Nach fioritischem Vorbild lässt Benn den Zeitaltern des Vaters („Gott nach seinem Bilde“) und des Sohnes („Mensch nach seinen Formen“) das des „Geistes“ folgen. Nun herrsche der „Geist des imperativen Weltbildes“;<sup>162</sup> mit dieser These macht Benn eine Verbeugung vor George und vollzieht zugleich Nietzsches chiliastische Setzung nach.

---

<sup>159</sup> Die Formulierung vom „Weitermüssen“ findet sich noch einmal in dem späteren Prosastück *Weinhaus Wolf* (1937): „Um diese weiße Rasse handelt es sich, ihr Weitermüssen auf einem nicht zur Rückkehr mehr geeigneten, verlorenen, eisig und glühend verwitterten, von keinem Thalatta mehr umarmten Abstieg und Weg.“ - Benn, Werke, Bd.2, S.130f.

<sup>160</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S.473.

<sup>161</sup> Benn,;Rede auf Stefan George, a.a.O., S.475.

<sup>162</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S.476.

Statt der Halluzination postuliert Benn den „realen Geist“<sup>163</sup> und mit ihm den Hyperboräer als dessen Träger.

Den Willen zur Macht, der sich schon in Georges Ästhetik manifestierte, extrapoliert Benn ins Politische und Völkisch-Pädagogische, stets unter Berufung auf George: „Dieser Geist ist ungeheuer allgemein, produktiv und pädagogisch, nur so ist es zu erklären, daß sein Axiom in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als ein Kommando lebt.“<sup>164</sup> Georges *Geheimes Deutschland* wird einfach *pars pro toto* für das ganze Volk aufgefasst. Nicht länger soll dieses ein Volk von Nordpolfahrern bleiben, das den Scotts und Zarathustras in ihre Eiswüsten und Hochgebirge folgt und dort zugrunde geht. Aus der orientierungslosen Manövriermasse, die jeder Manipulation ausgeliefert ist, wird ein Heer in Reih und Glied, aus „knechtswelt“ wird „die der freien leiber“.<sup>165</sup> Das Regime der „freien leiber“ ist auch das der warmen Leiber. Der Hyperboräer zeigt sein Einverständnis mit der Wirklichkeit, indem er spricht. Und indem er - anders als der barbarische Brabber - „der Wirklichkeit Stimme gibt“, bejaht er sie. Wer an der Realität friert, zeigt seine Unfreiheit. Richard Sennett hat in seinem stadthistorischen Werk *Fleisch und Stein* darauf hingewiesen, dass in den antiken, als Männerbünde verfassten Demokratien der warme Körper seiner Mitglieder von großer Bedeutung war:

Der Wert, der der Nacktheit beigemessen wurde, leitete sich zum Teil aus der Denkweise der Griechen der perikleischen Zeit über das Innere des menschlichen Körpers ab. Die Körperwärme war der Schlüssel zur menschlichen Physiologie: diejenigen, die über das höchste Maß an körperlicher Wärme geboten, brauchten wenig Bekleidung. Darüber hinaus reagierte der warme Körper stärker, fiebriger auf andere als der kalte und träge Körper; warme Körper waren stark, sie besaßen sowohl die Hitze zu agieren als auch zu reagieren. Diese physiologischen Prinzipien übertrugen sich auf den Gebrauch der Sprache. Wenn Menschen zuhörten, sprachen oder lasen, dann nahm man an, daß ihre Körpertemperatur stieg und damit wiederum den Wunsch zu handeln - eine Annahme über den Körper, die Perikles' Glauben an die Einheit von Wort und Tat zugrunde lag...Das heißt, die Griechen verwandten die Wissenschaft von der Körperwärme, um Regeln der Beherrschung und Unterwerfung zu verfügen.<sup>166</sup>

---

<sup>163</sup> „Von Hagen weiß man, daß er sogar bewußt auf das Ende hingearbeitet hat. Er wollte das Ende. Er war kein Realpolitiker. Er war, wenn der Ausdruck hier am Platze ist, wahrscheinlich der größte Irrealpolitiker aller Zeiten. Allein nur irrealer Politik ist wirkliche Politik. Realpolitik ist letzten Endes nichts als Verödung, Einschläferung und Versandung. Alles Wirkliche verwest zuletzt bei lebendigem Leibe. Nur das Unwirkliche ist schließlich stärker, es ist die Rettung der Welt.“ - Der mit Benn befreundete A. Lernet-Holenia lässt seinen Protagonisten Clairville diese These Edgar Dacqués in *Der Mann im Hut* referieren. - Lernet-Holenia, Alexander: *Der Mann im Hut*, Wien und Hamburg 1975, S.238f. Der Zusammenhang von „realem Geist“ und Blochs „Todeszauber“: der Tod als einzige anzuerkennende Realität!

<sup>164</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S. 476. Die durch Kursivschrift hervorgehobenen Worte sind in der Textfassung der Gesammelten Werke entfernt und finden sich auf S.627 unter Anmerkung 7.

<sup>165</sup> George, Boecklin, Werke, Bd.1, S.233.

<sup>166</sup> Sennett, Richard: *Fleisch und Stein*. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Berlin 1995, S.43f.

Der warme Körper ist jedoch nicht nur der aktivste, er vermag auch dieses physiologische Merkmal auf die Rhetorik zu übertragen. Ebenso wenig wie der freie Mann der antiken Polis sich scheut, seinen Körper zu zeigen, scheut er sich, seine Gedanken auszusprechen. Der Barbar jedoch hockt frierend im Sumpf, trägt, gleich dem Nordpolfahrer, einen rauen Pelz und „brabbelt“, statt zu sprechen.

Aber das Kurzschließen der Idee einer nationalen Erhebung mit polaren Motiven war *auch* Zeitstil: „Erwachendes Deutschland, sieh die Polabteilung!“ heißt es in einem zeitgenössischen Drama.<sup>167</sup> - Der Marsch auf das Reich des Hyperboräers, für den Benn hier Propaganda treibt, wird befeuert von einer Logik des *Weiter*, die zeigt, dass Benn keineswegs mit seiner avantgardistischen Vergangenheit bricht; er topft seine Postulate einfach aus der Kunst in eine ästhetisch verstandene Politik um, in der Hoffnung, den kommenden Stil im Kunststaate mitbestimmen zu können:

Es gibt kein Zurück in eine vielleicht sehr schön gewesene deutsche Innerlichkeit, zu blauen Blumen und Idyll, aber auch kein Zurück zu einem geschwächten, einfältigen, begriffslosen, undistinkten Denken. Es gibt nur das Weiter im Ausprägen neuer Herrschaftsgrenzen, dort, wohin andere nicht gelangten oder wo sie stürzten, es gibt nur das Weiter in die Fügungen jener männlich solaren Kultur, ... die in den sagenhaften Hyperboreern, denen das Abendland die Urform seiner Zivilisation verdankt, als so mächtiges Feuer brannte, daß von ihm noch ein Abglanz auf dem unvergänglichen Satz Nietzsches ruht: „Jenseits des Eises, des Nordens, des Todes *unser* Leben, *unser* Glück.“ Es gibt nur die Kunst, so endet die Epoche, die imperative Kunst, die Raum setzt, Grenzen setzt, anordnet, das Maßlose gliedert, in derder Staat und der Genius sich erkennt und sich vermählt.<sup>168</sup>

*Dieser* Hyperboräer ist für Benn das Resultat einer Mutation, mit der er die darwinistische These der Auslese widerlegen wollte: im Hyperboräer hätten sich, wie in einem archaischen Massiv, Sedimente aller Epochen der „männlich-solaren Kultur“ und ihrer diversen „Fügungen“ abgelagert. Mit dieser Idee folgte Benn Spekulationen des Münchener Paläontologen Edgar Dacqué, „der dem Menschenstamm eine phantastische millio-nenjährige Vergangenheit zuschreibt, ihn als Arche Noah deutet, die ursprünglich die ganze höherer Tierwelt in sich enthält, durch die Erdzeitalter trägt und langsam aus sich entläßt.“<sup>169</sup> - Der Irreversibilität des Geschichtlichen, als Abkühlung verstanden, steht, „jenseits des Eises“, der Hyperboräer gegenüber, in welchem alle Epochen hindurch das gleiche „mächtige Feuer“ brannte. Der Hyperboräer entwickelt sich nicht; er bleibt seinen Ursprüngen nah. In der Regression entriegelt er den Zugang zu ihnen. Er verkörpert

---

<sup>167</sup> Goering, R.: Die Südpolexpedition des Kapitän Scott. Zitiert nach Metzner, a.a.O., S.104.

<sup>168</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S.477.

<sup>169</sup> Wellershoff, Dieter: Nachwort zu Benn, Werke Bd.1, S.639f.

Benns utopischen Entwurf eines statischen Typus', der nicht dem Züchtungsgedanken und nicht der progressiven Zerebralisierung unterworfen ist: Benns Hyperboräer ist ein zweiter Adam. 1933 glaubte Benn, er wohne der Fleischwerdung dieser Utopie bei.

Jetzt, vermeintlich an der Schwelle zur ersehnten und postulierten *Ausdruckswelt*, erscheint Benn die Auflösung im Rausch, die er an Pameelen und Rönne exerziert hat, ebenso wenig erstrebenswert wie ein Verschallen in Eis und Schnee. Während die Welt, entsprechend der bereits zitierten „Welt-Eislehre“, in Nivellierung untergehen werde - „Fellachengeist“,<sup>170</sup> biete eine das Völkische eine Alternative:

Georges heiliger Rest wird ausgedehnt auf das Volk. Es soll nicht länger ein Volk von Nordpolfahrern sein (...); vielmehr tritt jetzt an die Stelle erschöpften Umherirrens der „Kolonnenschritt der braunen Bataillone“, die Georges „Axiom“ der Liebe ernstgenommen und aus dem regressiven Sich-Zusammenschließen einen aggressiven Willen zur Macht gewonnen haben.<sup>171</sup>

Angesichts der bedrohlich sich auftürmenden „Eisberge zukünftiger Geschichte“<sup>172</sup> sollen die „braunen Bataillone“ das Volk aus der „kalten“ Geschichtszeit in den „Kreis, den Liebe schließt“, überführen, also in die Verkehrszeit der völkischen Revolution und der total mobilgemachten Nation.

Der Begriff der „Welt-Eislehre“, den Benn in diesem Zusammenhang wiederholt benutzt, nimmt Bezug auf den österreichischen Ingenieur Hanns Hörbiger. Dieser hatte über lange Jahre in seinen Nebenstunden die äußerst komplizierte, hypothetische Theorie einer *Glazial-Kosmogonie* entwickelt, die von seinem Adlatus Phillip Fauth popularisiert wurde (1912); Benn hatte das Konzept der *Welteislehre* vermutlich durch die Schriften Eugen Georgs und Edgar Dacqués kennen gelernt.<sup>173</sup>

Die *Glazialkosmogonie*, die Hörbiger aus seinen Kenntnissen der Hochofentechnik und der Hüttenchemie destillierte, weist der (hypothetischen) Existenz von interstellarem Eis große Bedeutung bei der Entstehung von Planetensystemen zu. Wie die Thermodynamik die Vorstellung der Reversibilität aller physikalischen Vorgänge für obsolet erklärt hatte, so wollte die *Glazialkosmogonie* Schluss machen mit der Vorstellung von einem geordneten Weltraum, dessen Systeme einander in dem mathematisch-erhabenen Modus eines

---

<sup>170</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S.476.

<sup>171</sup> Metzner, a.a.O., S.106.

<sup>172</sup> Metzner, a.a.O.

<sup>173</sup> Vgl. Dacqué, Edgar: *Urwelt, Sage und Menschheit*, München 1924, S.155-168, und Georg, Eugen: *Verschollene Kulturen. Das Menschheitserlebnis*, 1930. Vgl. Benn, Gottfried: *Briefe an F.W. Oelze 1932-1945*, S.400, Anm. 30.

Mobilee umkreisen, und ersetzte sie durch das apokalyptische Bild eines irreversibel geworfenen Alls. Nach der Welteislehre werden die von einem unermesslichen Urknall in den Raum geschleuderten Materiebrocken durch Reibung an den ubiquitären, feinen Eispartikeln in ihrer Wucht gebremst und so in die Gravitation und die Umlaufbahn größerer Planeten gezwungen. Diesem „Mondeinfang“ folgt eine spiralartige, stete Verringerung der Umlaufbahn und schließlich der Sturz des Trabanten in seinen Planeten. Die Folge dieses Mondsturzes sind Ringfluten, die vom Äquator in Richtung der Pole auseinanderlaufen, und nachfolgende Temperaturstürze. Hörbiger glaubte, so Sintflut und die Eiszeiten erklärt zu haben.

Die apokalyptischen, „tragischen“ Obertöne dieser Weltvereisungstheorie ließen sie den nationalsozialistischen Wissenschaftlern und Theoretikern als ideales Kernstück einer aufzubauenden „germanischen Physik“ erscheinen - als physikalisch abgesicherte Götterdämmerung.<sup>174</sup>

Der soziologisch geschulte Blick hätte allerdings in der Welteis-Lehre auch eine *Science drolatique* entdecken können - wie Ernst Bloch, der in *Erbschaft dieser Zeit* von 1935 schreibt:

Das wildromantischste zeigt wohl Hörbigers Welteislehre: da wird Hagel zum Boten aus dem All, die Welt besteht aus Eis, drei Monde haben der Erde bereits geschienen und dazwischen war mondlose Zeit. Allegorische Deutung der Sagen ist aufs neue in Schwung, doch nicht, um diese religiös auszusinnen, sondern um kleinbürgerliche Visionen ganz großen Stils hineinzulesen und die Sage dann, mangels wirklicher Beweise „naturwissenschaftlich“ zu verwenden. Die Offenbarung St. Johannis etwa sei „zehn Millionen Jahre alt“ und keine Zukunftsvision, sondern beschreibe „den Niederbruch des Tertiärmonds auf die Erde“, - ein, wie Hörbiger sagt, „ebenso furchtbares wie spannendes Schauspiel“. Jede geologische Epoche wird derart durch einen Mondbruch abgeschlossen, jede neue durch eine glückliche, eine mondlose Zeit eröffnet: bis ein neuer Begleiter eingefangen, bis auch Luna, der „Quartärmond“, auf die Unglücklichen niedergegangen ist und Marseinfang bevorsteht. Das sind die „Weltwenden“ für Halbgebildete oder der Reflex apokalyptischer Stimmungen im Kleinbürgertum - eine spießig ausgebosselte Phantasterei, die freilich nicht möglich wäre, hätte nicht auch der Verstand der bürgerlichen Wissenschaft sich um drei Monde vermehrt. Denn was ist am Welteis wunderlich, wenn es nach Dacqué - Sauriermenschen gegeben hat, die sich des Tertiärmonds erinnern? Ein Mann der Zunft, eben der angesehene Urzeitforscher Dacqué, legt derart als Ergebnis vor: es habe Mikroben- und Fischmenschen gegeben, Proselenen oder Menschen älter als der Mond, ja, der hürnene Siegfried sei ein Saurier gewesen, er schwamm wohl von Xanten nach Worms. Die Wissenschaften haben, wie Jean Paul vorhersah, einen so hohen Gipfel erreicht, daß ihnen schwindelt. Der Wille aus Christian science, die musikalische Chemie des Goldmachers, die nüchterne Phantastik aus Urweltsage - all das ist dem Fascismus (sic) als „Stimmung“ tauglich, als bürgerliche Ordnung nicht. Der faule, auch tätige Zauber blüht über den Zaun und Bann, den er mythisch erneuert, wirr hinüber.<sup>175</sup>

Die *Glazialkosmogonie* lässt nun allerdings so wenig Zweifel an der Untergangsverfallenheit besonders der Nordhalbkugel und generell am drohenden Ende der Geschichts-

---

<sup>174</sup> Vgl.: Bowen, Robert: *Universal Ice. Science and ideology in the nazi state*, London 1993.

<sup>175</sup> Bloch, Ernst: *Erbschaft dieser Zeit*, Frankfurt am Main 1962, S.191f.

zeit, dass Benns Hinweis auf die „Welt-Eislehre“ wenig taugt als Metapher für eine ordnungsstiftende Kraft des George'schen Ästhetizismus - „Sagen Sie für Form immer Zucht oder Ordnung oder Disziplin oder Norm oder Anordnungsnotwendigkeit“.<sup>176</sup> Die „Welt-Eislehre“ verheißt den Erlösungssüchtigen zwar eine Befreiung vom „unendliche(n) Weitermüssen aus des Lebens Mittag in des Lebens Nacht (...)“,<sup>177</sup> aber das Ziel ist eben nicht Heimkehr zu einer wie auch immer gearteten „Gemeinschaft“,<sup>178</sup> sondern der „Fimbulwinter“ der altnordischen Mythen - womit der Hyperboräer Anschluss an den Zug der nihilistischen Polfahrer bekäme. Benns Einwilligung in das Realitätsprinzip drapiert sich als *Wille zur Macht*; ein als unfruchtbar empfundener „Intellektualismus“ wird zugunsten des „realen Geistes“, aufgegeben. Aber diese Haltung führt ebenfalls in die Seelenlandschaft des Nihilismus, in die Eiswüste. Der vermeintliche Gegensatz zwischen der Nordpolfahrer-Existenz und dem Hyperboräer, der sich auf die Geheimlehre „Welt-Eislehre“ beruft, erweist sich als leere Differenz, mithin als Parallele. Dazu Metzner:

Uns scheint in dieser paradoxen Verbindung die Aussichtslosigkeit des Selbstrettungs-Unternehmens zum Ausdruck gebracht zu sein... Auch die braunen Bataillone sind letztlich in der Situation von Nietzsches Nordpolfahrern, wodurch ihr Wille zur Macht zusammenschrumpft zur gefeierten Haltung des 'Trotzdem'-Sagens.<sup>179</sup>

Metzner weist in diesem Zusammenhang auch auf Dacqués Lesart der Nibelungensage hin, „wo das lichte deutsche Siegfriedwesen vom Hagen, dem zwar mannestreuen, aber doch eben dämonischen Geist des naturhaften Wirklichkeitssinnes gemordet wird, was zum Untergang des ganzen Nibelungenvolkes führt“.<sup>180</sup> Der „reale Geist“ und der „naturhafte Wirklichkeitssinn“ sollten später ihre Wirksamkeit bis nach Stalingrad entfalten.<sup>181</sup>

<sup>176</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S.473.

<sup>177</sup> Benn, Rede auf Stefan George, a.a.O., S.472.

<sup>178</sup> „(...) 'Volksgemeinschaft' ist wohl eine moderne niedrige Façon von Masochismus.“ - Brief Benns vom 9.3.1935, in: Benn, Briefe an F.W. Oelze 1932-1945, S.46.

<sup>179</sup> Metzner, a.a.O., S.107.

<sup>180</sup> Dacqué, *Urwelt, Sage und Menschheit*, S.317.

<sup>181</sup> Vgl. das Vorwort zu Alexander Kluges *Schlachtbeschreibung*:

„Ein Nachricht z.B. ist: 'Ein Junge weint nicht'. Das ist eine Nachricht über den *Wirklichkeitssinn*. Dies Buch hier über Stalingrad muß der Leser gegen den Strich lesen, in einem ganz unpraktischen, inaktuellen, von der BRD-Gegenwart abgewendeten, zähen Interesse, so antirealistisch wie die Wünsche und die Gewißheit, dass Realitäten, die Stalingrad hervorbringen, böse Fiktionen sind.“ - Kluge, Alexander: *Schlachtbeschreibung*. Roman, Frankfurt am Main 1983, S.7.

Benn hat die leere Differenz seiner Haltung bald erkannt: „Geist - verwirklichen; - unmöglich, wie Wärme zurückentwickeln, verstösst gegen das Gesetz der Entropie.“<sup>182</sup> Er zog sich in den Schmollwinkel zurück, nicht ohne den Versuch, den Begriff der *Form* aus der Konkursmasse zu retten:

Dies war die Geschichte, jetzt kommt „das Leben“ dran. Wer „Leben“ sagt - hat nie gelebt; dieser Laut gehört zum Gurren der Pampasherden...

Der Deutsche ist nur ganz er selbst, wenn er mit einer Formlosigkeit beginnt. Das ist das germanische Glück. Und „Volksgemeinschaft“ ist wohl eine moderne niedrige Façon von Masochismus.<sup>183</sup>

Der Begriff der *Form* übersteht diese „Kehre“, auch weil Benn seiner für eine Revision seines Hyperboräer-Typs bedarf.

---

<sup>182</sup> Brief vom 30.1.1935. In: Benn, Briefe an F.W. Oelze 1932-1945, S.43f.

<sup>183</sup> Brief vom 9.3.1935. In: Benn, Briefe an F.W. Oelze 1932-1945, S.45f.

### 1. 3. Szenarien der Erstarrung

Sag mir, wer einst die Uhren erfund,  
Die Zeitabteilung, Minuten und Stund?  
Das war ein frierend trauriger Mann.  
Er saß in der Winternacht und sann,  
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken  
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.<sup>184</sup>  
Heinrich Heine

#### 1.3.1. Weltschmerz, Irrtumsvorsprung und Selbstermächtigung in Müllers *Die Winterreise*

Wilhelm Müllers Gedichtzyklus *Die Winterreise* von 1823 beschreibt eine ungewöhnliche Reise. Der Wanderer durchmisst keinen realen Raum und hat kein Ziel; die Winterreise ist eine Reise ins Irreale. - Nun ist das Thema der romantischen Reise als einer „Fahrt in die innere Unendlichkeit der menschlichen Seele“<sup>185</sup> bereits in gründlichen Arbeiten erschlossen worden.<sup>186</sup> Die imaginäre Reise soll daher in diesem ersten Kapitel nicht unter dem Aspekt einer Fahrt ins Unendliche betrachtet werden; es soll statt dessen gezeigt werden, wie der Wanderer in jeder Minute seines Umherstreifens auf den Ausgangsort seiner Reise bezogen bleibt. Die heroische Verlorenheit des Wanderers, sein Ausgesetzt-Sein, seine Obdachlosigkeit - sind das vielleicht nur Posen, coram publico eingenommen?

Das erste Gedicht, *Gute Nacht*, stellt die wichtigsten Motive des Zyklus vor; es sei daher in voller Länge zitiert:

Fremd bin ich eingezogen,  
Fremd zieh ich wieder aus.  
Der Mai war mir gewogen  
Mit manchem Blumenstrauß.  
Das Mädchen sprach von Liebe,  
Die Mutter gar von Eh'-  
Nun ist die Welt so trübe,  
Der Weg gehüllt in Schnee.

Ich kann zu meiner Reisen  
Nicht wählen mit der Zeit:

---

<sup>184</sup> Heine, Heinrich: Neue Gedichte Nr. 25, in: Heine, Heinrich: Gedichte, hrsg. von H.-M. Elster, Rheda-Wiedenbrück 1997, S. 196.

<sup>185</sup> Vgl. Frank, Unendliche Fahrt, S. 140.

<sup>186</sup> Metzner, Joachim: Persönlichkeitszerstörung und Weltuntergang; Frank, Manfred: Die unendliche Fahrt; Kaltes Herz.

Muß selbst den Weg mir weisen  
In dieser Dunkelheit.  
Es zieht ein Mondenschatten  
Als mein Gefährte mit,  
Und auf den weißen Matten  
Such ich des Wildes Tritt.

Was soll ich länger weilen,  
Bis man mich trieb' hinaus?  
Laß irre Hunde heulen  
Vor ihres Herren Haus!  
Die Liebe liebt das Wandern, -  
Gott hat sie so gemacht -  
Von einem zu dem andern  
Fein Liebchen, Gute Nacht!

Will dich im Traum nicht stören,  
Wär Schad um deine Ruh,  
Sollst meinen Tritt nicht hören -  
Sacht, sacht die Türe zu!  
Ich schreibe nur im Gehen  
Ans Tor noch „Gute Nacht“,  
Damit du mögest sehen,  
Ich hab an dich gedacht.<sup>187</sup>

Der Protagonist wird nicht erst mit dem Antritt seiner Winterreise zum Wanderer. In dem Milieu, in dem er zu reüssieren versucht hat, war er auch nicht verwurzelt; er wird nicht aus seiner Heimat verstoßen, denn schon die Vorgeschichte sah ihn als einen Fremden. Im Frühling, romantischer Tradition gemäß die Zeit des Auszugs, war er angekommen in der Hoffnung, diese Stadt sei auch für ihn gebaut. Das städtische Milieu, in dem der Neuankömmling sein Glück machen wollte, ist zwar nicht, was - zwecks Ressentiment - nahegelegen hätte, kalt (das moderne Motiv vom *Moloch Stadt* als Sphäre des Exils und der Selbsterfahrung existiert noch nicht), wohl aber unbeständig. Nun, im Winter, so erklärt der Wanderer, sei ihm eine unzeitige Wanderung aufgenötigt; er gehe, bevor er hinausgewiesen werde. Die Zeilen „Ich kann zu meiner Reisen / nicht wählen mit der Zeit“ lassen offen, ob die Reise unzeitig und unfreiwillig, *oder* ob sie ohne Grund angetreten wird. Untreue und Verrat, die den Abschied notwendig machten, werden nur insinuiert: „Die Liebe liebt das Wandern“. Der Wanderer lässt allerdings keinen Zweifel daran, dass er nicht weiß, wohin mit sich: „Muß selbst den Weg mir weisen/ In dieser Dunkelheit“. Eine Reise, die ihres Ziels ebenso entbehrt wie möglicherweise des Grundes?

Die Erscheinungen der Winterlandschaft, die er durchstapft, sind vom Frost scharf konturiert. Der Mondenschatten, dieses *vademecum* von Erinnerungen und Erfahrungen, die irren Hunde, „des Wildes Tritt“ erscheinen überdeutlich, nur das Ziel ist dem Wanderer nicht klar; sein

Weg ist „gehüllt in Schnee“. - All diese Motive werden im Verlauf des Zyklus wiederaufgenommen und variiert.

Eine erste Variation des Motivs der Untreue findet sich bereits im zweiten Gedicht: die Wetterfahne, eigentlich ein idyllischer Gegenstand, allegorisiert den Wankelmut, der im Haus der Geliebten herrscht, und von dem sich der Wanderer geradezu auf die Straße geweht sieht. Vom unsteten Kreisen der Wetterfahne fühlt der Wanderer sich verhöhnt: „Da dacht ich schon in meinem Wahne,/ Sie pfiß den armen Flüchtling aus“. - Kreisende Bewegungen werden unseren Wanderer noch häufig irritieren: das Kreisen der Krähe in der Hoffnung auf Beute, die tanzenden Irrlichter in *Täuschung* und *Das Irrlicht*; das Motiv der *Nebensonnen*; das Drehen des Leierkastens in *Der Leiermann* lassen ihn an den Erscheinungen irre werden. Die rotierende Wetterfahne, die wandernden Herzen, der zerbrochene Ring, das Kreisen der Krähe, die Kurbel der Drehleier, der Zyklus der Jahreszeiten: das sind Symbole der durchdrehenden leerlaufenden, ziellosen Verkehrszeit.

Wenn die Liebe das Wandern liebt, dann gilt dies besonders für den Wanderer selbst. Der Leser wird Zeuge nur einer Treulosigkeit, und die wird vom Protagonisten selbst an *dem Mädchen* verübt. In *Gute Nacht* hatte der Wanderer die Notwendigkeit der Reise damit erklärt, er müsse eben der Notwendigkeit („Bis man mich trieb' hinaus“) zuvorkommen. Ein Akt des vorausseilenden Wirklichkeitssinns: Um jeden Preis will er das Gesetz des Handelns erfüllen: der Verlasser zu sein, bevor womöglich er verlassen wird; seine wohlgesetzten Bitterkeiten beim Auszug („Fein Liebchen, Gute Nacht“, „Wär Schad um deine Ruh“) zeigen, dass er diesen Preis nicht ohne Selbstgenuss zahlt.

## **Bild und Schrift**

Der in der poetischen Praxis der Romantik häufigen Metonymie von Herz und Auge<sup>187</sup> bieten sich unter den Bedingungen der Kälte neue Möglichkeiten; es ergeben sich interessante Bildbrüche beim Spiel mit den Aggregatzuständen.<sup>189</sup> Obwohl der Wanderer in *Erstarrung* gestehen muss, sein Herz sei „wie erfroren“, so dringen seine Tränen dennoch „glühend heiß“

---

<sup>187</sup> Müller, Wilhelm: Die Winterreise und andere Gedichte, Frankfurt am Main 1986, S.43-S.62.

<sup>188</sup> Vgl. Frank, Manfred: „Das Motiv des ‘kalten Herzens’ in der romantisch-symbolistischen Dichtung“, in: Frank, Manfred., Kaltes Herz.

aus der „Quelle der Brust“, nur um auf den Wangen des eigentlich Teilnahmslosen zu erstarren: „Und ist's mir denn entgangen,/ Daß ich geweinet hab?“ Die Tränen, eigentlich Hervorbringungen der individuellen Wahrheit, aus allen Drüsen und vollem, aber erfrorenem Herzen geweint, dringen an die Oberfläche, wo sie -“gar so lau“- schon nicht mehr als Eigenes erkannt werden. Statt „des ganzen Winters Eis“ zu schmelzen, gefrieren sie selbst; was innere Wahrheit bezeugen sollte, geht an das kalte Allgemeine verloren. Eine Übung in der Darstellung entfremdeter und ironischer Trauer? Oder ein Hinweis darauf, dass nur eine sehr selbstbezogene, ganz und gar unempfindsame Innerlichkeit die eigenen Zähnen derart hofiert? In *Frühlingstraum* heißt es: „Die Augen schließ ich wieder/ Noch schlägt das Herz so warm“, als gelte es, durch Schließen der Augen den Abgang von Restwärme zu verhindern. - Auch das Gedicht *Erstarrung* bietet melodramatische Gesten („Ich will den Boden küssen,/ Durchdringen Eis und Schnee/ Mit meinen heißen Tränen,/ Bis ich die Erde seh.“); zugleich wird das Motiv der Spurensuche aus *Gute Nacht* wieder aufgenommen. Der Wanderer ist unselig und ohne Leidenschaft auf die Person der Geliebten fixiert, aber an der Vergeblichkeit dieser Fixierung besteht kein Zweifel: der *neige d'antan* - „wo wir gewandelt“ - ist vom Schnee dieses Jahres zugedeckt. Aber eine Anomalie unseres wandernden Melancholikers sichert dennoch ihr *Angedenken*:

Mein Herz ist wie erfroren,  
Kalt starrt ihr Bild darin:  
Schmilzt je das Herz mir wieder,  
Fließt auch das Bild dahin.

Die Kälte des Herzens zeitigt Indolenz, zugleich ist sie auch die thermische Bedingung, unter der das Bild der Geliebten überhaupt aufbewahrt und konserviert werden kann. Die innere Kälte gewährt statt lebendiger, aber flüchtiger Gegenwart das nachträgliche und darum ewige Bewahren der Abwesenden. Schnee und Kälte tilgen die Spur der Lebendigen, machen aber ein Bild erst möglich. Der Wanderer schwindet zur Membran, zu einer dünnen Haut zwischen der äußeren Kälte des -selbstbereiteten- Geschicks und der inneren des Künstlers. Aus der Sphäre des Ursprungs, die zugleich Sphäre des Lebendigen ist, hat der Wanderer sich entfernt: Spur, Tritte, Flur, Erde, Blüte, grünes Gras, Rasen markieren die Sphäre des Chthonischen und Vergänglichen;<sup>190</sup> ihr sucht der Wanderer soviel wie möglich für eine tote Ewigkeit

---

<sup>189</sup> Mitunter gerät eine solche Katachrese unfreiwillig komisch: in *Die Post* hüpfet das Herz, wie das Auge offensichtlich des Lesens kundig, in Erwartung eines Briefes der Geliebten.

<sup>190</sup> In Gedicht Nr. 17 des Zyklus, *Das Wirtshaus*, ist der „Totenacker“ mit „grüne(n) Totenkränze(n)“ geschmückt. In *Die schöne Müllerin* kennzeichnet die „liebe/böse Farbe“ Grün für den verhassten Nebenbuhler,

abzutrotzen. Im Bereich des Wanderers blühen nur Eisblumen (in *Frühlingstraum*). Als kristalline Form sind sie Produkte der Kälte, die bei Erwärmung der blühenden, aber vergänglichen Flora weichen müssen. Erwärmung leitet, in dieser Sphäre, einen Niedergang der Formen ein.

Nachträglichkeit und Abwesenheit sind Merkmale des Bildes und der Schrift. Die Kälte schafft beides: sie macht das kalte Starren ( das Starren ihres Bildes, verstanden als Subjektgenitiv, bedeutete: die Fixierte starrt zurück! ) des Bildes möglich, das ein echtes Angedenken ersetzen muss; und sie stellt mit der gefrorenen Wasseroberfläche (*Auf dem Flusse*) das Medium, in das der Wanderer „den Namen meiner Liebsten“ eingräbt. - Auch *Der Lindenbaum* vor dem Tore, den der Wanderer passiert, trägt „so manches liebe Wort“, das der Wanderer in glücklicheren Tagen in seine Rinde eingegraben hat, so regelmäßig, als führte er Tagebuch oder Protokoll. Noch „in tiefer Nacht“, schließt der Wanderer die Augen, um die Schriftzüge, die das vergangene Glück bezeugen, nicht sehen, den Lockungen und Einflüsterungen des Baums nicht nachgeben zu müssen.

Das Motiv vom starrenden Bild wird in *Die Nebensonnen* variiert. Jetzt wird deutlicher, was in *Erstarrung* noch mittels einer grammatischen Zweideutigkeit im Vagen blieb. - Als Nebensonnen oder Halo-Erscheinung bezeichnet man ein optisches Phänomen atmosphärischer Provenienz, das durch Lichtspiegelung und Brechung an Eiskristallen entsteht. Diese Halonen umgeben die Lichtquelle wie ein Hof, man könnte auch sagen: wie ein Heiligenschein.<sup>191</sup> So wie erst die Kälte in *Auf dem Flusse* die Bedingungen für Schrift geschaffen hatte, so wird sie jetzt zur Voraussetzung für die Epiphanie des geliebten Objekts. Aber diese Erscheinung ist unheimlich; denn so „lang und fest“, wie der Wanderer die Nebensonnen ansieht, so starren, ja stieren sie zurück. Sie halten ihn in ihrem Bann: „Und sie auch standen da so stier,/ Als könnten sie nicht weg von mir.“ Ein Augenpaar, das stiert, wirft keinen „Liebesblick“.<sup>192</sup> Dieses Starren macht nicht primär den Verlust der Geliebten aufs Neue spürbar; man gewinnt vielmehr den Eindruck, es sei *die Leere selbst*, die da aus lid- und erbarmungslosen Augen zurückstarre. Der Wanderer wehrt das grelle Licht ab, das jede seiner Bewegungen und jedes seiner Motive auszuleuchten scheint: „Ach, *meine* Sonnen seid ihr nicht!/ Schaut andren doch ins Angesicht!“ - Die böse Metonymie Nebensonnen/Augen macht es dem Wanderer aber auch möglich, den Wunsch nach dem Tod der ehemaligen Geliebten

---

den Jäger, zugleich für den (ersehnten) Tod „Grabt mir ein Grab im Wasen,/ Deckt mich mit grünem Rasen“, Müller, a.a.O., S.32.

<sup>191</sup> Vgl. die Ausführungen zu *Die Krähe*; das englische Wort für Heiligenschein ist *halo*.

<sup>192</sup> Frank, *Kaltes Herz*, S.14.

verschlüsselt auszusprechen: „Ja, neulich hatt ich auch wohl drei: Nun sind hinab die besten zwei.“ Was für die Halonen gilt, muss kraft der gleichlaufenden Übertragung auch für die Augen gelten: sie müssen „hinab“. Und der Wanderer ist (noch) bereit, ihnen zu folgen, und das „totale“ Licht gegen einen schmerzstillenden Dämmerzustand einzutauschen: „Im Dunkel wird mir wohl sein.“

Der Modus der Nachträglichkeit bietet nicht gerade Gewähr für eine warme Hand. Ein als Dichter/Künstler ausgewiesener Protagonist wird kaum ein Hüter des warmen Sentiments sein. Stattdessen baut der Dichter dem Gefühl ein „Mausoleum des poetischen Symbols“.<sup>193</sup> Der Schmerz muss weiter genährt werden, denn das Abbild der Geliebten darf nur in Ausprägungen des Leides konserviert werden: „Wenn meine Schmerzen schweigen,/ Wer sagt mir dann von ihr?“ Denn wenn die Schmerzen schweigen, droht die Leere.

Die Tränen, die die Unhintergebarkeit des Gefühls beglaubigen sollten, anverwandeln sich, wie gezeigt wurde, schnell dem herrschenden Klima. Dieses Motiv wird wieder aufgenommen und variiert in *Wasserflut*. Auch jetzt kühlt „das heiße Weh“ sich ab und wird absorbiert, aber eben auch aufbewahrt: „Schnee, du weißt von meinem Sehnen“. Das gilt auch dann, wenn ein lauer Wind die Erstarrung löst „und der weiche Schnee zerrinnt“. Der vom Tauwasser geschwollene Fluss trägt die Tränen, und mit ihnen das Sehnen, das bis zur Neige vergossen wurde, in die Stadt, wo sie aufglühen, wenn sie das Haus der Geliebten passieren. Mit dem starrenden Bild löst sich auch für einen Augenblick die Angst, damit könne zugleich das Angedenken verschwinden.

Aber noch ist der Fluss gefroren; das bewegliche, helle und wilde Element ist erstarrt und still: „Mit harter, starrer Rinde/ Hast du dich überdeckt,/ Liegst kalt und unbeweglich/ Im Sande hingestreckt.“ - Es entsteht der Eindruck von etwas durch und durch Erfrorenem, das wie ein Findling, ein vom Eis vertragener erraticus Block in einem fremden Flussbett liegt. Zugleich aber lenkt das Wort „Rinde“ den spekulativen Reflex des Lesers auf die Frage, wie es denn *unter der Oberfläche* aussieht. Das ist eine günstige Gelegenheit für den Wanderer, die Frage auf sich selbst zurückzubiegen: „Mein Herz, in diesem Bache/ Erkennst du nun dein Bild?/ Ob’s unter seiner Rinde/ Wohl auch so reißend schwillt?“ - Das Schriftmotiv wird noch einmal variiert und gesteigert: der Depressive gräbt mit einem Stein Namen und Daten in die gefrorene Oberfläche. Wieder versucht er ein nachträgliches Sich-Versichern: er löst das Vergangene in Quantitäten auf, in „Nam´ und Zahlen“, um die sich „ein zerbrochener Ring“

windet<sup>194</sup> Damit legt er zugleich im Eis einen Grabstein für die Geliebte an! Was dem Wanderer unter Hand und Griffel kommt, wird mit einem Graffito versehen, und es wird noch zu zeigen sein, dass er damit an einer Art Selbstermächtigung arbeitet.

## Andere Motive

Der Winter tilgt die Spuren des Sommers und des lebendig Vergehenden völlig; umso mehr bleibt das Bewusstsein des Wanderers auf sie bezogen. In dem *Rückblick*, den er jetzt wirft, gedenkt er des Einzugs in die „Stadt der Unbeständigkeit“ an einem Frühlingstag; vor den „blanken Fenstern“ liefern sich die Nachtigall (singt eigentlich nur nachts) und die Lerche (die nur im Fluge singt) einen Wettstreit, und unter den blühenden Linden glühen „ach, zwei Mädchenaugen“! Diese Reminiszenz ist, wie eine Rückblende, von einem Rahmen umgeben, in dem ihre Motive sarkastisch kommentiert werden, indem sie in die Gegebenheiten der winterlichen Gegenwart eingelassen sind. Nun glühen statt der Mädchenaugen die Sohlen, und anstelle von Nachtigall und Lerche begleiten - zum ersten Mal - Krähen den Wanderer, mit Schneebällen! „Die Krähen warfen Bäll und Schloßen/ Auf meinen Hut vor jedem Haus.“ Der Hut, das bergende Utensil aller Unbehausten, wird dem Wanderer später, unter dem winterlichen Lindenbaum (der durch die Nennung des Hut-Motivs als Gegenstück zu den frühlingshaft blühenden Linden im Gedicht präsent wird) abhanden kommen: „Der Hut flog mir vom Kopfe,/ Ich wendete mich nicht.“

In *Der Greise Kopf* wird die Betrachtung des beschneiten, weil hutlosen Hauptes zum Anlass einer vagen Vision, die Alter als Winter deutet.<sup>195</sup> Die Vorstellung, bereits ein Greis, ja ein schon halbwegs Jenseitiger zu sein, tröstet den Krisengeschüttelten. Doch das „kühle Alter“ hält nicht lange vor; mit dem Schwarz seiner Haare, das beim Tauen wieder sichtbar wird, trägt der Wanderer Trauer über sein Geschick. Das Grauen vor der eigenen Jugend empfindet er um so ärger, als deren Stürme und Dränge ihn erst in seine fatale Lage gebracht haben. Der

---

<sup>193</sup> Frank, *Unendliche Fahrt*, S.172.

<sup>194</sup> Der zerbrochene Ring ist ein populäres romantisches Symbol für Untreue, vgl. Eichendorffs Gedicht *Das zerbrochene Ringlein* (1810).

<sup>195</sup> Vgl. wiederum Eichendorff: „Als ich erwacht, da schimmert/ Der Mond vom Waldesrand,/ Im falben Scheine schimmert/ Um mich ein fremdes Land,/ Und wie ich ringsher sehe:/ Die Flocken waren Eis,/ Die Gegend war vom Schnee,/ Mein Haar vom Alter weiß.“ *Nachklänge*, 4 (1833), in: Eichendorff, Joseph von: *Werke*, hrsg. von W. Rasch, München, Wien 1977, S.218.

Greis hingegen, so hofft der Wanderer, begibt sich seiner Illusionen, belächelt sie als Grillen und schwelgt im Selbstgenuss seiner Abgeklärtheit, wenn er nicht sogar todessüchtig die „Bahre“ herbeisehnt. Zum ersten Mal wird hier die Vorstellung angedeutet, der Verlust aller Illusionen sei der Preis für einen überlegenen Seelenzustand stoischer Ernüchterung. (Das soll nicht heißen, dass der Wanderer selbst diesen Verlust immer als solchen empfindet.)

- Eine der Krähen, welche die „Schloßen“ geworfen haben, ist dem Wanderer gefolgt und kreist „für und für“ über ihm. Ihre Ausdauer deutet der Wanderer, immer seinem düsteren Voraussetzungssystem folgend, als Kadavertreue und Zeichen seines nahen Endes: die Anhänglichkeit der unvernünftigen Kreatur ist nur zu verstehen als die zu ihrer erhofften Beute, also eine „Treue bis zum Grabe“. Das Kreisen der Krähe verleiht unserem Schmerzensmann zugleich einen schwarzen Heiligenschein.

Der Hund taucht mehrfach in Müllers Zyklus auf, aber nie einzeln, immer in der Meute: „irr“ beheulen sie „vor ihres Herren Haus“ den Auszug des Wanderers in *Gute Nacht*; sie verbellen den nachts *Im Dorfe* Herumirrenden: „Es bellen die Hunde, es rasseln die Ketten“; und zuletzt „brummen“ sie den Orgelpunkt zur Melodie der Drehleiter<sup>196</sup> in *Der Leiermann*. - Der Hund gilt als Wappentier des Melancholikers: schwarzgallig, unfrei (als Kettenhund sogar doppelt gebunden), kalt, chtonisch und unselig ist die Hundsatur. Die geheime Verwandtschaft zwischen dem schwermütigen Wanderer und seinem Wappentier zeigt sich in *Im Dorfe*: während die Menschen saturiert in ihren Betten schnarchen, sind es allein die Hunde, die mit dem einsamen Wanderer wachen; und das zeichnet sie vor den Menschen aus.

Zu nur einem einzigen, aber wichtigen Auftritt bringt es „das Wild“. Das Wild, bzw. das Reh ist ein traditionell romantisches Symbol für die Geliebte.<sup>197</sup> Aber bereits in *Die Schöne Müllerin* hatte Müller dem Symbol eine weitere, eher sinistre Bedeutung gegeben: „Das Wild, das ich jage, das ist der Tod“, bekennt der liebeskranke Müller in *Die liebe Farbe*.<sup>198</sup> - Es wäre nicht legitim, von der Bedeutung eines Symbols in einem poetischen Kontext auf die im anderen zu schließen, wenn nicht auch in der *Winterreise* dessen Ambivalenz: geliebtes Objekt/Todesehnen spürbar wäre. In *Gute Nacht* hatte der Wanderer, nur begleitet von seinem Gefährten, dem Mondenschatten, vergeblich „des Wildes Tritt“ nachgespürt;

---

<sup>196</sup> Vgl. Padrutt, Hanspeter: „Das Lied vom epochalen Winter“, in: Padrutt, Hanspeter: *Der epochale Winter. Zeitgemäße Betrachtungen*, Zürich, 1984. S.280f.

<sup>197</sup> In *Die schöne Müllerin* weist der verliebte Müllerbursche seinen Nebenbuhler mit den Worten zurück: „Bleib, trotziger Jäger in deinem Revier! Hier gibt es kein Wild zu jagen für dich, Hier wohnt nur ein Rehlein, ein zahmes, für mich.“, Müller, a.a.O., S.28; auch bei Eichendorff erscheint das Motiv häufig, z. B. in *Zwielicht*; vgl. auch *Sprüche Salomonis* 5,18.

<sup>198</sup> Müller, a.a.O., S.31.

*Erstarrung* beginnt mit dem Stoßseufzer „Ich such im Schnee vergebens/ Nach ihrer Tritte Spur (...)“. Nur diese zwei Mal erscheint das Motiv überhaupt im Zyklus. Das Reh/die Geliebte gehen andere Wege als der Wanderer, aber in ihrem „Tritt“ ist sie anwesend.

Doch das Wild ist selbst auf der Flucht. Es versteckt sich im Gebüsch und ist, auch im Schlaf, stets auf der Hut. Zum Wild gehört die Angst. Seine Wildheit ist eher Ungezähmtheit als Ungestüm, eher Mißtrauen als Freiheit. ‘Wild’ hat in anderen germanischen Sprachen die Bedeutung von verirrt.<sup>199</sup>

Die Moderne kennt das Reh, bzw. das Wild auch als eine Chiffre für die abgeschiedene Seele.<sup>200</sup> Die abgeschiedene Seele aber, die hier ihre ziellose und kreisende Winterreise angetreten hat, ist drauf und dran, Abgeschiedenheit in Ermächtigung, die Landschaft, die sie durchstreift, in eine Seelenlandschaft von ihren Gnaden umzuprägen.

### **Irrtumsvorsprung**

In dem Gedicht *Im Dorfe* schmährt der namenlose Wanderer die im Schutz ihrer Kettenhunden harmlos schlafenden und schnarchenden Pfahlbürger. Das ist natürlich Lautmalerei mit verleumderischer Absicht: das Bellen der Hunde und das Rasseln ihrer Ketten fügen sich auf das Schönste zu den nicht eben idealischen Schnarchlauten, (die immerhin so laut aus den Betten dringen, dass man’s draußen hören kann). Aber mit diesem Ausfall gegen das allzu Behäbige des Biedermeier souffliert Müller seinem Helden keine Kritik allgemein politischer oder gar dediziert jakobinischer Provenienz, wie man es vielleicht von einem „Griechen-Müller“ hätte erwarten können; der Wanderer nimmt die Situation zum Anlass, über die allgemein menschliche Neigung zur Selbsttäuschung zu rasonnieren: „Träumen sich manches, was sie nicht haben,/ Tun sich im Guten und Argen erlaben:/ Und morgen früh ist alles zerflossen.“ Mit solch flüchtigen Illusionen hat *er* bereits abgeschlossen; allein die Desillusion, schwer genug errungen, ist dauerhaft und endgültig: „Ich bin zu Ende mit allen Träumen -/Was will ich unter den Schläfern säumen?“ Das Herz ward wach und lehrt den Wanderer frieren. Er wäht sich aller Illusionen, Schutzbehauptungen, des Selbstbetrugs entkleidet. Er: der Einzige (neben den Hunden!), der wacht, während die anderen ihr Leben verdösen. Der Wachende befindet sich, allein kraft seines Wachens, auf einer Warte, von der

---

<sup>199</sup> Padrutt, a.a.O., S.257.

auch die Illusionen der anderen, ihre Träume, als Täuschungen erkennbar werden. Mit dieser Position verleiht sich der Wachende einen Nimbus des kognitiven Vorsprungs, des Bescheid-Wissens und Eingeweiht-Seins. Die Ernüchterung als ein Verdienst, das der Wanderer den Schläfern vorauszuhaben glaubt: das wird sich bald als bloßer Irrtumsvorsprung erweisen. Die Überzeugung, sich aller Illusionen begeben zu haben, das Leben nun nackt und entzaubert sehen zu können, ist auch eine Illusion, und sogar eine besonders verhängnisvolle, da das Subjekt mit ihr den Kothurn der eigenen Unfehlbarkeit erklimmt. Der Wanderer beginnt, sich seine Entfernung von den Bezirken des Menschlichen, wo man es gern warm hat, schönzureden: aus dem vorgeblich Verstoßenen wird einer, der es besser weiß, weil *er* dem Winter ins Auge gesehen und seine Kälte ausgehalten hat. „Und als die Hähne krächten,/ Da ward mein Auge wach;/ Da war es kalt und finster,/ Es schrien die Raben vom Dach.“ heißt es in *Frühlingstraum*. Aus den Lerchen und Nachtigallen sind Hähne und Raben geworden, die bunten Blumen haben sich in Eisblumen verwandelt, wie es an diesem fortgeschrittenen Punkt auf dem Weg ins Realitätsprinzip (das Gedicht ist eines der letzten des Zyklus) nicht anders sein kann. Und nicht nur das Auge, zuletzt „ward auch mein Herze wach“. Die Wachheit des Herzens hat ihren Preis: dem wachen Herzen/Auge entfärbt sich die Welt: „Wann grünt ihr Blätter am Fenster?“ Und sie leert sich: „Wann halt ich dich, Liebchen im Arm?“ Das Erwachen aus Schlaf und Traum bringt statt Zugang zu einer höheren Wahrheit nur Desillusionierung. Wenn der Einbruch der Realität derart heftig gerät, kann die Attitüde der Ernüchterung nicht fugenlos durchgehalten werden; dann bleibt nur die zuvor noch geschmähte Illusion. Der im Dorf verkündet hatte, er sei zu Ende mit allen Träumen, wird wieder zu einem „Träumer, der Blumen im Winter sah“. Seine Sonderstellung vor den Schläfern ist dahin; aus dem Ernüchterten wird für kurze Zeit wieder einer, der vom unmöglichen<sup>201</sup> Völkerfrühling träumen möchte.

- Von solchen Momenten der Anfechtung abgesehen, lässt Müllers Wanderer in seinem unromantischen Weltschmerz schon den heroischen Typus ahnen, dessen Leiden Friedrich Nietzsche eine Generation später die Diagnose „Nihilismus!“ stellen sollte. In einem Gedicht aus den frühen Jahren Nietzsches, das sich wie eine Parodie oder eine Kontrafaktur zu *Die Winterreise* liest, in *Vereinsamt* heißt es:

---

<sup>200</sup> Vgl. z. B. Georg Trakls Gedichte *Sommersneige* und *Gesang des Abgeschiedenen*, in: Trakl, Georg: Dichtungen und Briefe, hrsg. von W. Killy und H. Szklenar, Salzburg 1974, S.75, S.78.

Nun stehst du starr,  
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!  
Was bist du Narr  
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt - ein Tor  
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!  
Wer das verlor,  
Was du verlorst, macht nirgends halt.<sup>202</sup>

Die Welt ist schön, „stumm und kalt“! Ihr zugewandt zu sein bedeutet eine törichte Flucht vor der eigenen Bestimmung; diese bestünde darin, sich aus der Ernüchterung, die man den anderen voraus hat, stoisches Selbstgefühl zu ziehen. Auch Hanspeter Padrutt stößt in das Horn einer polaren Stoa, wenn er *Im Dorfe* so kommentiert: „Was soll der Wanderer, der die Kälte spürt und den Stern gesehen hat, unter diesen Schläfern säumen? Er harret aus im Schnee und geht den Weg, der ihm beschieden ist.“<sup>203</sup>

Die Entfernung vom Herde, der Weg in die Entzauberung wäre demnach eine Kurskorrektur in Richtung auf einen zgedachten Teil, auf ein verhängtes Geschick, das darin besteht, die Widersprüche der Epoche am eigenen Leib austragen zu müssen. Der Wanderer leidet in Stellvertretung für all jene mit, die es sich in - so wird insinuiert - trügerischer Ruhe wohl sein lassen, statt sich den harten Notwendigkeiten zu unterwerfen. Diese Schnarcher in ihren warmen Betten, denen es an *amor fati* mangelt, werden eine Generation später zum Gegenstand von Nietzsches höhnischer Erbitterung werden; in Zarathustras Vorrede hat er sie und ihresgleichen portraitiert, im Typus des letzten Menschen.

## Seelenlandschaft

In *Letzte Hoffnung* hatte der Wanderer wiederholt vor fast ganz entlaubten Bäumen verharret, versunken in ein Spiel mit sicherem Ausgang. „Schau nach dem einen Blatte/ Hänge meine Hoffnung dran;/ Spielt der Wind mit meinem Blatte,/Zittr' ich was ich zittern kann.“ Seine Hoffnung an ein mürbes Blatt zu hängen, von dem gewiss ist, dass es zu Boden fallen wird

---

<sup>201</sup> Die in der Kälte blühenden Blumen sind, von Hölderlins blühendem Pol bis zu Rimbauds Polrosen, eine utopische Metapher für das Unmögliche, zugleich Verheißung eines (goldenen) Zeitalters, in der sie denkbar sind; Vgl. Metzner, a.a.O., S60f.

<sup>202</sup> Nietzsche, Friedrich: „Vereinsamt“, in: Hoof, Hans Joachim (Hg.): Deutsche Lyrik von Walther von der Vogelweide bis Gottfried Benn, Waltrop und Leipzig 1999, S.496f.

<sup>203</sup> Padrutt, a.a.O., S.266.

heißt insgeheim zu wollen, was man *nicht* wünscht. Wenn dieser Wunsch sich erfüllt, gesellt sich zum Weltschmerz ein düsterer Triumph. Der Wanderer tut mithin, was er den Schläfern und Pfahlbürgern vorwarf: er erlabt sich im Argen. Er kokettiert selbst dort noch mit der Hoffnungslosigkeit, wo er die Hoffnung im Munde führt: „Ach, und fällt das Blatt zu Boden,/ Fällt mit ihm die Hoffnung ab,/ Fall ich selber mit zu Boden,/ Wein´ auf meiner Hoffnung Grab.“ - Hoffnung ist eine vorthematische, unbewusste Empfindung, ein Gemütszustand, der die Besserung wünscht und für möglich hält. Wer hingegen so explizit von Hoffnung spricht, der hat sie, wie der Wanderer, schon begraben, denn ihm fehlt die naive Zuversicht (die nichts von Hoffnung sagte). Weil der Tod stets das letzte Wort hat, steht der Hoffnungslose a priori auf der richtigen, weil siegreichen Seite; das ist sein Anspruch auf die Ewigkeit. Seine *Letzte Hoffnung* ist daher nicht eine letzte im Sinne einer besonders verzweifelten Hoffnung; es ist nur die numerisch, der Zahl nach, letzte. - Wer immer hofft, stirbt singend, wie *Der Leiermann*. Der Wanderer hingegen richtet schon zu Lebzeiten seine Beweinung aus.

Der Wanderer macht das Gelände, durch das er sich bewegt, zur Seelenlandschaft, indem er es mit den Insignien überzieht, die sein Erleben metaphorisch darstellen. Das ganze Inventar trägt das Wappen des Melancholikers, der dem Tod umso mehr verfällt, je stärker er das Ewige will: Hunde, Krähen, Irrlichter. Aus der Sphäre des Lebens möchte er die Geliebte mit in seine Seelenlandschaft führen; darum muss er sie sich zurichten und zu einem Bild machen. Dann erst kann er ihr Angedenken „nehmen mit von hier“. Die Vorstellung vom Untoten drängt sich auf, der das Lebendige in seiner Sphäre heimisch machen möchte, um nicht allein zu sein. Der Winter tilgt die Spuren des Sommers, des lebendig Vergehenden völlig; um so präsenter ist dieses Leben im Bewusstsein des Wanderers.

Wenn das gepeinigte Gemüt einmal zum Bewusstsein seiner selbst kommt, redet es nicht in Begriffen wie Hoffnung, sondern in Bildern. *Der stürmische Morgen* wird mit grellen Farben versehen: „des Himmels graues Kleid“, „Wolkenfetzen (...) in mattem Streit“, „rote Feuerflammen“; dieses dramatischen Tons bedarf es schon, um unserem lyrischen Ich einen Moment der Kongruenz von Seele und Landschaft zu verschaffen: „Mein Herz sieht an dem Himmel/ Gemalt sein eignes Bild - / Es ist nichts als der Winter,/ Der Winter kalt und wild!“ - Wieder fällt, in Variation zur bereits erwähnten Herz/Auge-Metonymie, die Verbindung von Herz und Bild auf: in *Erstarrung* starrte das Antlitz der Geliebten, wie eine Fliege in Bernstein, im erfrorenen Herzen des Wanderers; in *Auf dem Flusse* ist es die Zweiteilung von gefrorener Rinde und darunter strömender Wasserflut, die dem Herz als Selbstportrait dienen soll; in *Der stürmische Morgen* nun erkennt sich das mit einem Auge versehene Herz in dem

Gemälde des Winterhimmels wieder. Die Grenzen zwischen dem, was Fichte *Ich* und *Nicht-Ich* nennt, werden langsam diffus. Das angefochtene Selbst stülpt die Inhalte seines Bewusstseins über größere Einheiten und erklärt sich im Handstreich zur Weltseele. Die um der Ataraxie willen erstrebte Anpassung von seelischem Interieur und kaltem Draußen gelingt jedoch nicht. Der Wanderer hat dem Winter ins Auge gesehen; wie das Bild der Geliebten in *Erstarrung*, so starrt jetzt die Kälte zurück. Was das Subjekt bewahren könnte, wird durchlöchert von Ermächtigungsphantasien. Es verkommt zum Vehikel seines eigenen Willens.

Diese Neigung verstärkt sich noch in *Mut!* Der Wanderer sucht in dem Kraftakt einer Tathandlung der Velleität und dem Streunen ein Ende zu bereiten. Das *Thelein* soll dem Selbst zur Apotheose verhelfen: „Lustig in die Welt hinein/ Gegen Wind und Wetter!/ Will kein Gott auf Erden sein,/ Sind wir selber Götter!“

Aber dieser hohe Mut ist gekauft. Das „Herz im Busen“ weiß davon, denn seine Stimme nagt an der sentimentalischen Zuversicht wie der Wurm. In solchen Momenten weicht die Selbstüberschätzung einem Gefühl der Haltlosigkeit, wie es bereits in *Die Wetterfahne* oder *Rückblick* Platz griff. Die Gedichte *Rast* und *Einsamkeit* bezeugen die Depression zwischen den manischen Aufschwüngen. Mit dem Eingeständnis, zum Spielball der Naturkräfte geworden zu sein („Der Sturm half fort mich wehen.“) wird die Illusion, der Meister des eigenen Geschicks zu sein, wieder porös. Von den Umständen und der Kälte getrieben zu werden, schärft die heroische Kontur, aber nur, weil es der Reflexion keine Gelegenheit bietet. Denn das Wandern hält den Wanderer „munter“ hin (sic!), und das Toben der Elemente gefährdet ihn, und entlastet ihn zugleich vom Nachdenken über seine Situation:

Die Füße frugen nicht nach Rast,  
Es war zu kalt zum Stehen,  
Der Rücken fühlte keine Last,  
Der Sturm half fort mich wehen.

Aber in der „Ruh“ und „Still“ des Körpers rühren sich die Zweifel. Ein Köhler, Hüter fossiler Wärme, bietet dem Wanderer „Obdach“. Die Wärme dreht die Skrupel, die der Aufenthalt in der Kälte stillgelegt hatte, wieder an. Die angefochtene Individuation wird durch „heißen Stich“ gefährdet. Das Auftauen erst macht den Schmerz der erfrorenen Glieder spürbar; ein Abfallen der psychischen Temperatur kommt hinzu. Ein drastisches Bild entsteht: zu dem Gefrierbrand der Glieder („So brennen ihre Wunden“) in der Wärme gesellt sich der „Wurm“ im Herzen, der erst in der Stille nach dem Sturm sich rührt; in dem verfallenden Körper meldet sich die vom Glauben (an sich) abgefallene Seele zu Wort. Das Herz, das sich „so wild

und so verwegen“ gebärdete, verzagt. Der Wurm in ihm erscheint als Allegorie für alles, was dem Tode verfallen ist, nichtig und seiner Nicht-Auferstehung gewiss.

Der „in Kampf und Sturm“ ausgeharrt hatte, scheitert, sobald er das Auge des Sturms betritt und sich selbst gegenübersteht. In *Einsamkeit* ist die Entzweiung mit der Wirklichkeit vollkommen. Der Glanz der Welt ist schwerer zu ertragen als ihr Toben. Eine heitere Welt kann nicht als Seelenlandschaft funktionieren, solange das nach außen gestülpte Innere sich vor erhabenen Sturmlandschaften zu sehen wünscht. Die lichte Winter-Idylle macht eine solche Synchronisation unmöglich:

Ach, daß die Luft so ruhig!  
Ach, daß die Welt so licht!  
Als noch die Stürme tobten,  
War ich so elend nicht.

Nun mag das Herz einen guten Draht zum Auge haben; auch das Ohr mag hören, aber es hört nicht zu, denn: „Klagen ist für Toren“. - Wenn das Subjekt sich „einsam und ohne Gruß“, in haltloser und absoluter Innerlichkeit zu verlieren droht, weil es allem gegenüber entrückt ist, dann muss Usurpation eine neue Beziehung zu den Dingen stiften. Die Welt, verloren durch Fühllosigkeit, soll durch Ermächtigung und Überwältigung neu gewonnen werden.

*Mut!* scheint Fichtes Versuch, die Kant'sche Transzendentalphilosophie zu überwinden, einiges zu verdanken. Die Transzendentalphilosophie hatte die Nachfolge der klassischen Metaphysik angetreten, auch was ihren Universalitätsanspruch betrifft. Gegenstand der Transzendentalphilosophie ist nun nicht mehr das *Numinosum* oder die Wahrheiten einer Offenbarung, die der Aufklärung als fragwürdig erscheinen mussten. Sie rückt statt dessen die Elemente, die das Subjekt konstituieren und daher seinem Erkenntnisprozess vorangehen, als einzig verlässliche Grundlagen in den Mittelpunkt des Rasonnements. Die Transzendentalphilosophie prägt die Kriterien der *reinen Vernunft* (für die metaphysischen Aspirationen des Menschengeschlechts) sowie der *praktischen Vernunft*, die die Instanz der konstitutiven, die Wirklichkeit betreffenden Erkenntnis darstellt. Das Bewusstsein erschafft diese Wirklichkeit allerdings nicht aus sich und seiner Freiheit heraus, da sich in den Empfindungen immer noch ein letztlich nicht erfahrbares *Ding an sich* geltend mache. Fichte empfindet dies als Widerspruch: wie kann das Ich, wie von Kant behauptet, frei sein, wenn es auf ein *Ding an sich* bezogen bleibt? Für den hochfahrenden Fichte kann Freiheit nur bedeuten, Urheber auch der eigenen Erkenntnis und seiner Inhalte zu sein. Für ihn ist das Subjekt ein Subjekt im eigentlichen Sinn des Wortes: es liegt aller Tat und Erkenntnis

zugrunde, ist ihnen vorhergänglich; sie wiederum sind vom Subjekt abhängig, d.h. es gibt keine vom Bewusstsein unabhängige, getrennt existierende Welt.

Das Bewusstsein, das von sich selbst weiß, also zu seinem eigenen Erkenntnisgegenstand werden kann, bezeichnet Fichte als *Selbstbewußtsein*. Der Gegenstand des Bewusstseins liegt dann also nicht außerhalb desselben, er ist dieses Bewusstsein selbst. Diese Erkenntnisaktivität nennt Fichte *Tathandlung*, ihr Resultat ist das *Ich*. Zu den Erkenntnisleistungen, die das Ich zu vollbringen hat, zählt auch, Phänomene, die nicht es selbst betreffen, von solchen des Selbstbewusstseins zu unterscheiden. So entsteht die Konfrontation mit dem *Nicht-Ich*.<sup>204</sup> - Wollte man Fichtes Begriffe nun auf Müllers Winterreisenden übertragen, dann würde sich zeigen, dass dieser in Fichtes Scheidekunst, soweit sie bisher erklärt wurde, nicht besonders beschlagen ist: die Trennung von Ich und Nicht-Ich überspielt er geflissentlich, indem er alles zur Seelenlandschaft werden lässt. Diese „Diffusion“ scheint allerdings ganz im Sinne Fichtes. Denn Aufgabe des Handels, so dekretiert dieser, sei es, die Übereinstimmung von Ich und Nicht-Ich zu verwirklichen. Die „Forderung, daß alles mit dem Ich übereinstimme, alle Realität durch das Ich schlechthin gesetzt sein solle, ist die Forderung dessen, was man praktische Vernunft nennt.“<sup>205</sup> Die praktische Vernunft soll gewährleisten, dass das Ich, einsichtig der Anforderungen des täglichen Lebens, sich in Kongruenz zum Nicht-Ich bringt. Aber Fichte versteht es, dieser Anpassungsleistung den Nimbus der Ermächtigung zu geben: es entsteht *das absolute Ich*. Die Wirklichkeit ist nur, was das allein seiende Subjekt, das absolute Ich, in seiner Freiheit aus ihr macht, und die Vorstellungen davon, wie die Welt zu sein habe, gewinnt das absolute Ich völlig aus sich selbst. „Will kein Gott auf Erden sein, /Sind wir selber Götter.“ Der Gott der Offenbarung wird ebenso verworfen wie das Konzept vom Ding an sich, und am Ende bleibt nur die Apotheose des solipsistischen Subjekts. Mit diesem Thronraub geht just der Weltverlust einher, an dem der Wanderer seit Antritt seiner Reise laboriert. Denn:

Die Absolutheit des Ich wirft die Welt in den Untergang. Die Auflösung dringt aber noch tiefer. Auch das freie Ich, wenn es absolut gedacht wird, wie Fichte dies tut, wird zum leeren Ich. Außer ihm existiert nichts, weder ein Gott noch ein anderer Mensch noch eine Welt. Es selber existiert in kältester Einsamkeit. Es ist zwar frei. Aber was kann es in einer unwirklich gewordenen Wirklichkeit mit dieser seiner Freiheit anfangen?<sup>206</sup>

---

<sup>204</sup> Vgl. Widmann, Joachim: Johann Gottlieb Fichte. Eine Einführung in seine Philosophie, Berlin 1982, S.47.

<sup>205</sup> Fichte, Johann Gottlieb: Sämtliche Werke, Bd.1, S.263f.. Zitiert nach. Widmann, a.a.O., S.51.

<sup>206</sup> Weischedel; Wilhelm: „Fichte oder die Rebellion der Freiheit“, in: Weischedel, Wilhelm: 34 große Philosophen in Alltag und Denken. Die philosophische Hintertreppe, München, 1987, S.226-239, S.236f.

*Mut!* ist also nicht einfach das Resultat einer kurzen Kongestion: hier entblößt das Ich sein faszinierendes, aber hybrides Voraussetzungssystem. Die *contritio* ist nur die logische Folge seines Ermächtigungsversuchs, denn es gibt keinen Grund anzunehmen, die Vernichtung des Wirklichen mache gerade vor dem absoluten Ich als Urheber sowohl der Wirklichkeit als auch ihrer Vernichtung halt.

Die Inthronisation des absoluten Ich ist nicht Fichtes letztes Wort. Der Solipsismus des Konzepts bliebe unangefochten, solange nur Dinge existierten. Das Subjekt verfügt aber über die Gewissheit, dass Seinesgleichen frei und unabhängig von seinen Vorstellungen existiert, was theoretisch ebenso viele sich absolut setzende Ichs möglich macht. Deren Freiheit kann aber nicht absolut sein, wie sollte es also die Freiheit des aktuellen Subjekts sein? - Der späte Fichte setzt wiederum die Notwendigkeit ins Recht und preist am Ende gar, wie ein Mystiker, die freiwillige Abtötung der Eigenmacht als Königsweg zur Gottheit. Für die Praxisfernen, die von Ermächtigung träumen, ist dieser Fichte weniger interessant.

Denn diese Intellektuellen gelüftet es nach Deutungshoheit. Die romantischen Söhne haben, anders als ihre Väter und großen Brüder der Aufklärung, nicht „den Tag ausgehalten“, wie es bei Hegel heißt,<sup>207</sup> aber sie wollen auch nicht zugrunde gehen, was doch das „Gesetz des Herzens“<sup>208</sup> angesichts knechtender Notwendigkeit geböte: aber der Wanderer stellt sich taub, wenn sein „Herz im Busen“ spricht. *Mut!* zeigt, dass sein Weltschmerz nur eine Pose des Verzichtes ist, die der Selbstermächtigung im Sinne eines absoluten Ichs dienen soll, ein Fallrückzieher zum Selbstgewinn. Wie der jüngste Sohn im Märchen, der Dummling, hofft er, nicht regelgerecht wie seine wackeren Brüder, sondern auf wundersame Weise an seinen Teil zu gelangen. - Dem Gesetz des Herzens zu folgen, bedeutete Selbstpreisgabe. Aber der Wanderer gibt sich nicht preis: wie gezeigt wurde, liest er jede mehr oder minder bedeutsame Erscheinung seiner Reise als metaphorische Wegmarke seines seelischen Dilemmas; er gestaltet nicht nur seine private Seelenlandschaft, er überzieht sie auch mit den Insignien seiner Herrschaft. Der Wanderer ist unfähig, von sich selbst abzusehen, und darum trägt das ganze Inventar der Reise sein Wappen. Der Wanderer bemüht sich nicht um Übereinstimmung von Ich und Nicht-Ich; die Welt verschwindet im Bild des Ichs von sich selbst. Die Tathandlung des Selbstbewusstseins ist nicht nur ein Befreiungsschlag, sie ist vor allem eine metaphorische Landnahme. Die gefrorenen Realitäten der Objektwelt sollen die seelischen Zustände des Ich bezeugen. Der Wanderer überführt Fichtes idealen Prozess, der

---

<sup>207</sup> Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes, Hamburg 1953, S.272.

<sup>208</sup> Hegel, a.a.O.

sich im absoluten Ich vollenden sollte, in welchem „alles Sehnen erfüllt ist, das in vollkommener Übereinstimmung mit sich und allem Wirklichen lebt“<sup>209</sup> in einen Solipsismus, der allerdings Fichtes Konzeption schon innewohnte. Die Wirklichkeit trägt jetzt alle metaphorischen Zeichen der Verlängerung der eigenen Subjektivität. Die bloße Übereinstimmung verdammt ja zur leid- und klaglosen Unscheinbarkeit. Der Künstler aber will nicht nur seine eigene Welt, er will sie auch beherrschen. Er erschafft sich ein Gebiet, um darin Gebieter sein zu können.

### **Im Schneegebirge des Scheins**

In *Täuschung* folgt der Wanderer einem vagen Licht, wissend, dass er damit einer Lockung nachgibt, die wiederum ins Nirgendwo führt. Er ist aber in der Lage, sich das Vergebliche einzugestehen; das macht den Wanderer über seine Möglichkeiten hinaus leichtfertig:

Ein Licht tanzt freundlich vor mir her;  
Ich folg ihm nach die Kreuz und Quer;  
Ich folg ihm gern, und seh's ihm an,  
Daß es verlockt den Wandersmann.  
Ach, wer wie ich so elend ist,  
Gibt gern sich hin der bunten List,  
Die hinter Eis und Nacht und Graus  
Ihm weist ein helles, warmes Haus,  
Und eine liebe Seele drin -  
Nur Täuschung ist für mich Gewinn!

Der Wanderer möchte sich Entlastung verschaffen von dem erkenntnistheoretisch grundierten Weltschmerz, an dem er leidet. Eine solche Entlastung verheißt ihm wiederum die Illusion. Der Wanderer schreitet damit in seiner Desillusionierungskampagne, die ihm bereits *Im Dorfe* einen einsamen Triumph beschert hatte, weiter fort. Die Illusion erkennt er zwar noch als solche, sie ist ihm immer noch „Täuschung“ und „bunte List“, aber nun verschmäht er sie nicht mehr. Im Übermaß an seiner individuellen Wahrheit leidend, gibt sich der Wanderer den Glücksversprechen des Scheins hin: „Nur Täuschung ist für mich Gewinn!“ Und die imaginierten Bilder, die den Inhalt dieser Verheißung bilden, sind nicht mehr allzuweit von

---

<sup>209</sup> Widmann, a.a.O., S.53.

den idyllischen Verhältnissen entfernt, die der Wanderer zuvor verspottet hatte: „ein helles, warmes Haus und eine liebe Seele drin“.

Knapp sechzig Jahre später, 1886, polemisiert Friedrich Nietzsche in seiner Vorrede zu *Die fröhliche Wissenschaft* gegen das, was er als Neigung seiner Epoche zur hässlichen Wahrheit beargwöhnt. Sein Jahrhundert entweder materialistischer Entzauberung oder idealistischen Reflexes verdächtigend, entwirft Nietzsche sukzessive sein ästhetisch-moralisches Gegenmodell. Die Natur (Nietzsche wählt just den Begriff, um dessen Deutungshoheit seine Zeit rang) hülle sich aus Scham über die hässliche Wahrheit in „Rätsel und bunte Ungewißheiten“.<sup>210</sup> Der Künstler erringe seinen Platz auf dem „Olymp des Scheins“ nicht, wenn er den Axiomen folge, die ein „Jünglings-Wahnsinn in der Liebe zur Wahrheit“ verhängt habe; das führe nur in „Wüste, Erschöpfung, Unglaube, Vereisung“;<sup>211</sup> der Künstler, so Nietzsche, gewinne sich diesen Olymp durch „Anbetung der Oberfläche, der Falte, der Haut“. Die Wahrheit hinter dem Schleier der Illusionen sei eben auch eine Illusion; diese Einsicht führt zunächst auf einen Nullpunkt der Hoffnungslosigkeit, der im *Frühlingstraum* oder in Nietzsches *Vereinsamt* erreicht scheint. Aber dann wird Nietzsche positiv:

Wir glauben nicht mehr daran, daß Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr den Schleier abzieht; wir haben genug gelebt, um dies zu glauben. Heute gilt es uns als eine Sache der Schicklichkeit, daß man nicht alles nackt sehn, nicht bei allem dabei sein, nicht alles verstehn und `wissen' wolle. (...) Man sollte die Scham besser in Ehren halten, mit der sich die Natur hinter Rätsel und bunte Ungewißheiten versteckt hat. (...) Oh diese Griechen! Sie verstanden sich darauf, zu *leben*: dazu tut not, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehenzubleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheins zu glauben!<sup>212</sup>

Der Wanderer ist bereit, den Schein anzubeten und sein Elend gegen das „helle, warme Haus“ „hinter Eis und Nacht und Graus“ einzutauschen, mag es noch so illusionär sein. Er glaubt, bei diesem Tausch einen Mehrwert erwirtschaften zu können -Täuschung als Gewinn- und gibt der Wahrheit das *Valet*.

---

<sup>210</sup> Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*. Vorrede zur zweiten Ausgabe, in: *Werke*, Bd.2, S.15.

<sup>211</sup> Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, a.a.O., S.9.

## „Alles eines Irrlichts Spiel“

Der Wanderer hat den Ort seines Scheiterns auf kein bestimmtes Ziel hin verlassen und schweift umher. *Der Wegweiser*, auf den er im 16. Gedicht des Zyklus' stößt, deutet dem Wanderer (der auch dieses Phänomen wieder als Verweis auf sein Geschick liest) an, sein Umherschweifen werde allmählich zu einer Reise ohne Umkehr. Alle anderen Wegweiser bisher hatten „auf die Städte zu“ gewiesen, der Wanderer aber hatte sie alle ignoriert:

Weiser stehen auf den Straßen,  
Weisen auf die Städte zu,  
Und ich wandre sonder Maßen,  
Ohne Ruh, und suche Ruh.

Er sucht „versteckte Wege“ und „verschneite Felsenhöhn“ auf, um jede Begegnung zu meiden. Dabei werden ihm seine Menschenscheu und sein maßloses Schweifen langsam selbst zum Rätsel: „Welch ein törichtes Verlangen/ Treibt mich in die Wüstenein?“ Der Wanderer hatte sich in *Gute Nacht* als jemand dargestellt, der sich von Beginn an den Weg selbst weisen müsse; nun trifft er auf einen Wegweiser, der ihm insinuiert, seine Wanderung „sonder Maßen“, seine imaginäre Reise „außerhalb“ der Kategorien von Raum und Zeit, werde mit dem Tod enden:

Einen Weiser seh ich stehen  
Unverrückt vor meinem Blick;  
Eine Straße muß ich gehen,  
Die noch keiner ging zurück.

Das romantische Motiv vom Leben als Reise gewinnt hier einen Zug ins Fatale. In unmittelbarer Nachbarschaft zu *Der Wegweiser* befinden sich die Gedichte *Täuschung* und *Das Irrlicht*: zwischen dem Ruhelosen, Wogenden, dem Auf und Ab des tanzenden Lichtes, das (besonders in *Täuschung*) bis in den Rhythmus spürbar ist; inmitten all dem „Kreuz und Quer“, das Teloschwund und Sinn-Appetenz zeitigen, steht der Wegweiser, „unverrückt“ wie ein steinerner Gast, und weist auf das unausweichliche Ende: auf den „Totenacker“ (*Das*

---

<sup>212</sup> Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, a.a.O., S.15.

*Wirtshaus*), wo statt der Hochzeits- und Lorbeerkränze, die unserer Protagonist nicht zu erringen vermocht hatte, die „grünen Totenkränze“<sup>213</sup> auf ihn warten.

Aber dem ruhelosen Wanderer wird die Einkehr verweigert. Der Tod bleibt dem Lebensmüden unerbittlich fern: „O unbarmherzige Schenke, / Doch weisest du mich ab?“ Der Wanderer, dem die Gnade des Todes verweigert wurde, ist eine Art Wiedergänger geworden, ein Untoter. (Nicht der einzige Zug *schwarzer Romantik* in diesem Zyklus.) Wie in einem doppelten cursus wiederholen sich von nun an manche Stationen: die Situation aus *Täuschung* kehrt wieder in *Das Irrlicht*; *Die Nebensonnen* variiert Motive aus *Gefrorene Tränen* und *Erstarrung*; *Frühlingstraum* spiegelt *Der Lindenbaum*; *Mut!* greift die Tendenz von *Der stürmische Morgen* wieder auf und führt sie weiter.

*Das Irrlicht* paraphrasiert einen Schillerschen Ton. Die ersten vier Zeilen von Schillers *Sehnsucht* lauten:

Ach, aus diese Tales Gründen,  
Die der kalte Nebel drückt,  
Könnst' ich doch den Ausgang finden,  
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!<sup>214</sup>

Müller übernimmt den leichtfüßigen Duktus, der so gut zu dem Flackern eines Irrlichtes passt:

In die tiefsten Felsengründe  
Lockte mich ein Irrlicht hin:  
Wie ich einen Ausgang finde,  
Liegt nicht schwer mir in dem Sinn.

Das mag vielleicht nur das halb- oder unbewusste Nachempfinden eines Bildungsbeflissenen sein. Auffällig ist aber, dass Müllers Zeilen eine Erwiderung enthalten: Schillers lyrisches Ich leidet offenbar an einem melancholischen *Spleen*, der sich der Erfahrung der Unfreiheit verdankt (oder sie zeitigt), während die Gleichgültigkeit des Müllerschen Wanderers hier plötzlich ins Heitere umschlägt. Schiller gestaltet im weiteren Verlauf seines Gedichtes den Aufschwung in eine ideale Landschaft mit den Zügen eines goldenen Zeitalters ewigen Frühlings,<sup>215</sup> die menschlichem Streben erreichbar sei; *Das Irrlicht* aber gewinnt seine

---

<sup>213</sup> Die Verbindung des Motivs der Lebensreise mit dem Symbol des Kranzes findet auch in Eichendorffs *Der verspätete Wanderer*: „Die Nachtluft rauscht durch meine welken Kränzen“ - ein Bild für schwindende Lebenskraft, in: Eichendorff, Werke, S.444.

<sup>214</sup> Schiller, Friedrich: Gedichte und Prosa, hrsg. von Emil Staiger, Zürich 1984, S.10.

<sup>215</sup> Schiller, a.a.O.: „Und die Blumen, die dort blühen,/ Werden keines Winters Raub.“

Leichtigkeit gerade aus dem sorglosen Fatalismus, mit dem der Protagonist die Ausweglosigkeit seines Geschicks quittiert. Wer kein Ziel hat, der kann sich auch nicht verirren: aus dieser Einsicht saugt der Wanderer Trost.

- Auch die weiteren Strophen umspielen Schiller-Verse:

Bin gewohnt das Irregehen,  
`s führt ja jeder Weg zum Ziel:  
Unsre Freuden, unsre Wehen,  
Alles eines Irrlichts Spiel!

In *Der Pilgrim* heißt es, in der dritten Strophe:

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen  
Und ein dunkles Glaubenswort:  
‘Wandle’, rief’s, ‘der Weg ist offen,  
Immer nach dem Aufgang fort.’<sup>216</sup>

Müllers Wanderer schreitet nicht fort auf ein gewisses Ziel (im Diesseits); er bewegt sich im Kreise, weil er seinem Tod letztlich überall begegnen kann. Alle Wege führen nach Rom:

Der exzentrische Bau jener Landschaft, darin jeder Punkt dem Mittelpunkt gleich nah liegt, offenbart sich dem Wanderer, der sie durchkreist, ohne fortzuschreiten: alle Entwicklung ist ihr vollkommenes Widerspiel, der erste Schritt liegt so nah dem Tode wie der letzte, und kreisend werden die dissoziierten Punkte der Landschaft abgesucht, nicht sie selber verlassen.<sup>217</sup>

Schillers *Pilgrim* hingegen folgt einem vagen, eher gefühlten als gewussten „Glaubenswort“, findet aber den offenen Weg, die Nordwestpassage, die Müllers Wanderer schon nicht mehr sucht. Der Vergleich endet jedoch mit einer Pointe:

Hin zu einem großen Meere  
Trieb mich seiner Wellen Spiel,  
Vor mir liegt’s in weiter Leere,  
Näher bin ich nicht dem Ziel<sup>218</sup>

heißt es in *Der Pilgrim*. Müllers Gedicht endet mit den Zeilen:

Durch des Bergstroms trockne Rinnen  
Wind ich ruhig mich hinab -  
Jeder Strom wird’s Meer gewinnen,

---

<sup>216</sup> Schiller, a.a.O. S.11.

<sup>217</sup> Adorno, Theodor W.: „Schubert“, in: Adorno, Theodor W.: *Moments Musicaux*, Frankfurt am Main 1964, S.26.

<sup>218</sup> Schiller, a.a.O. S.12.

Jedes Leiden auch ein Grab.

Während der Strebende, ideal Gestimmte seinem Ideal zuletzt fernbleiben muss, gewinnt der Irrende, in einem Gedankenspiel, sein biologisches Ziel.

„Alles eines Irrlichts Spiel!“ - Das heißt, neben wohlfeiler Resignation, auch: teleologisch ist der Wirklichkeit nicht beizukommen. Im Begriff des Spiels zeigt sich bei Müller etwas Neues. - Die Freiheit des Menschen, so hatte Kant dekretiert, zeige sich dort, wo das Bewusstsein zur Pflicht über die Neigung triumphiere. Diese Pflichtlehre schien Schiller zu streng; sein Einwand dagegen war, dass die vollendete Sittlichkeit sich aus der Harmonie von Pflicht und Neigung ergebe. Da Pflicht und Neigung aber in veränderlichen Gewichtsanteilen jeder Handlung innewohnen, kommt es zu einem freien Spiel dieser Elemente. Das rein Naturhafte ist dabei allerdings ebenso überwunden wie das ausschließlich Zweckgebundene. Im Spiel findet eine Möglichkeit humaner Freiheit zwischen den Extremen von Zwang und Willkür ihren Ausdruck.<sup>219</sup>

Nichts davon bei Müller. Das Spiel stellt hier weder Freiheitsäußerung dar, noch verhilft es der Humanität zu universaler Geltung. Spiel ist hier nur *Täuschung*. Aber dem Wanderer ist das Vertrauen ins Ästhetische verlorengegangen. Denn das Spiel erscheint, *sub specie aeternitatis* und vom Ende her betrachtet, nicht als Manifestation von Freiheit oder Katechisation des „Artistenevangeliums“ (Nietzsche), sondern als leichtfertige Entlastung und Ablenkung *in* einer Determiniertheit, in der es nichts Akzidentelles geben kann. Das Bild von „des Bergstroms trockne(n) Rinnen“ zeigt, wie brach und unfruchtbar die Seelenlandschaft um den Wanderer geworden ist. Durch diese Rinnen „windet“ sich der Wanderer - man denkt an die unausweichliche, kreisende Bewegung einer Schraube in ihrem Gewinde - „hinab“: ein größerer Gegensatz zu der lebhaften „Wellen Spiel“ (*Der Pilgrim*) ist kaum möglich. Nichts mehr von: „Nur Täuschung ist für mich Gewinn!“ Das Umhertappen mündet in einen Wunsch nach Erlösung; Schiller evoziert die *Sehnsucht* nach einem gesteigerten, volleren Leben; bei Müller bleibt nur Todessehnsucht.

**„...und seine Leier steht ihm nimmer still.“**

Einen Ausweg aus dieser Todesverfallenheit weist die Kunst. Allerdings bringt sie es in Müllers Zyklus nur zu einer äußerst schäbigen Allegorie. Im letzten Gedicht des Zyklus, *Der Leiermann* sehen wir den Wanderer in Gesellschaft eines Drehleier-Musikanten,<sup>220</sup> der am denkbar ungünstigsten Ort, „hinterm Dorfe“, seine Leier dreht. Dieser Spielmann steht schwankend und „barfuß auf dem Eise“, und sein unvernommenes, weil schlecht platziertes Geleier wird nur von dem Orgelpunkt hündischen Geknurre begleitet: „Und die Hunde brummen/ Um den alten Mann.“ - Aus der Feldherrnperspektive von *Mut!* betrachtet, das dem *Leiermann* unmittelbar vorangeht, muss die Figur des Leiermanns als ein Ausbund an Herabgekommenheit erscheinen. Ein jäherer und tieferer Sturz aus den Allmachtsphantasien ist kaum denkbar; wer sich in solche Gesellschaft begibt, so scheint es uns die Gedichtfolge nahe zu legen, der ist am Ende seiner Bahn angelangt. Auf das „Will kein Gott auf Erden sein,/ Sind wir selber Götter“ antwortet das „Und er läßt es gehen/ Alles, wie es will,/ Dreht, und seine Leier steht ihm nimmer still.“ Der Proklamation einer Selbsterlösung durch das Wollen folgt der Quietismus. Hanspeter Padrutt hat darauf hingewiesen, dass es sich bei der Haltung des Spielmanns eher um ein „liebevolles Laissez-etre“ , um mystische Gelassenheit, denn um ein „ gleichgültiges Laissez-faire“ handle.<sup>221</sup> Nun aber ist diese Lesart, die den *Leiermann* vor dem Verdacht der Abgestumpftheit und der Resignation in Schutz nehmen will, Padrutts Interpretation der *Winterreise* als Zeitdiagnose der Moderne als *epochalem Winter* geschuldet. Er bezeichnet das Gedicht vom *Leiermann* gar als Manifest einer „Revolution vom Wollen zum Lassen.“<sup>222</sup> - Aber nur der Spielmann übt sich in einem „nachdrücklichen Lassen, dessen Folgen in einem bizarren Tableau gezeigt werden. Der

---

<sup>219</sup> Vgl.: Berghahn, Klaus L.: Nachwort zu Schiller, Friedrich: *Kallias oder über die Schönheit. Über Anmut und Würde*, Stuttgart 1971, S.160.

<sup>220</sup> Will man das Bizarre der Szene richtig erfassen, sollte man sich die Beschaffenheit des Instruments vor Augen führen; dabei handelt es sich nicht um einen Leierkasten, sondern um eine sogenannte „Bettlerorgel“, eine Drehleier. „Die Drehleier war ein gitarrenförmiges Instrument, das mit einer Holzstütze auf den Boden gestellt und mit einem Lederriemen am Hals befestigt wurde. Die eine Hand bediente eine Drehkurbel, welche ein Rad antrieb, das sämtliche drei oder vier Saiten gleichzeitig strich. Zwei Saiten erklangen dabei als Begleitung in gleichbleibendem Quintenabstand; auf den übrigen ein bis zwei (gleichgestimmten) Saiten konnte die andere Hand des Spielers mit einer Art Tastatur eine einfache Melodie greifen. (...) Die Drehleier war ein schreckliches Instrument; die bloße Darstellung ihrer Handhabung zeigt das nicht kraß genug. Man müßte die Drehleier hören können. Die Melodiestimme hat einen armseligen, schnarrenden Klang. Aber das eigentlich Erschreckende ist die Quintenbegleitung, welche wegen des Radantriebes als ununterbrochener , gleichmäßiger, gleichbleibender Hintergrundton erklingt. Dieser Ton hat etwas Leeres und Mechanisches, entweder dauert er gleichförmig an oder er setzt aus, wenn das Rad stillsteht, aber er zeigt nicht die atmende Bewegtheit des Bogenstrichs bei den uns bekannten Streichinstrumenten.“ - Padrutt, a.a.O. S.280f.

<sup>221</sup> Padrutt, a.a.O. S. 284.

<sup>222</sup> Padrutt, a.a.O.

Wanderer selbst hat zwar Todessehnsucht und Allmachtsphantasien abgestreift und hat abgedankt. Aber doch kann er vom Wollen nicht in dem Maße lassen wie der wunderliche Spielmann. Immer noch zeigt er Aspirationen, wenn auch auf eine bescheidenere Vakanz als die eines Gottes auf Erden.

Den gesamten Zyklus hindurch hantiert der Wanderer, mal offensichtlich, mal verborgen, mit Schrift, Nachträglichkeit, mit Fixierung und Zurichtung, mit dem Willen, noch dem Beiläufigsten Bedeutung zu verleihen. Seine Machinationen tragen wesentlich zur Kälte als der herrschenden Qualität bei, die er so nimmermüd beklagt. Nun tauscht er die Planstelle des immanenten Gottes ein gegen die Rolle des Dichters:

Wunderlicher Alter,  
Soll ich mit dir gehn?  
Willst zu meinen Liedern  
Deine Leier drehn?

Mit der Aussicht und Drohung fortgesetzten Dichtens - auch einem Dichter steht seine Leier „nimmer still“ - gibt sich der Wanderer zuletzt eine neue Form, die sein Überleben sichert. Die Zuversicht, man werde ihm „große Elogen“<sup>223</sup> dreheln (auf die ein Gott auf Erden wohl Anspruch hätte), ist geschwunden. Es steht vielmehr zu befürchten, dass auch des Dichters „kleiner Teller“ „ihm immer leer“ bleiben wird; was über den Leiermann gesagt wird, gilt dem Dichter:<sup>224</sup> „Keiner mag ihn hören,/ Keiner sieht ihn an“. Als Dichter ist ihm die Möglichkeit gegeben, sich des aufgestapelten Leids zu entledigen, es von sich zu geben, um es zu überleben.

Notwendigkeit ist die Trennung der Individualität von ihrer individuellen Wahrheit zugunsten des Negativen, dem „Gesetz der kalten Herzen“. Wenn die individuelle Wahrheit unerträglich geworden ist, weil sie sich abwechselnd zu Hybris und deren Entthronung versteigt, dann kann schon ein Sich-drein-schicken, die Fügung ins Notwendige, als Fortschritt erscheinen. Die individuelle Wahrheit wird von der Individualität getrennt, ohne sich von ihr verabschieden zu müssen. Indem man sie zum Artefakt macht, wird sie entfernt, produziert, hervorgeführt, herausgestellt und zugleich aufbewahrt.

---

<sup>223</sup> „Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,/ Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;/ Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,/ Da habt ihr mir große Elogen gemacht.“ - Heine, Heinrich: Buch der Lieder, Die Heimkehr, Nr. 34, in: Gedichte, S.115.

<sup>224</sup> Dafür bürgt die Anwesenheit des heraldischen Getiers.

Die *Winterreise* endet mit dem Maß an Lassen, das seinem Protagonisten möglich ist: er befugt den Leiermann, über seinen weiteren Weg zu entscheiden:

Wunderlicher Alter,  
Soll ich mit dir gehn?  
Willst zu meinen Liedern  
Deine Leier drehn?

So werden denn am Ende die Schmerzen in Drehleier-Weisen gegossen. Sie werden so lange nicht schweigen, wie ihrem Sänger die Kälte das Singen nicht verschlägt. Und die erste Zeile des ersten Liedes wird lauten: „Fremd bin ich eingezogen, /Fremd zieh ich wieder aus...“

### 1.3.2. Wärmetod, Kataklysmen und Ewige Wiederkehr

Viele der literarischen Phänomene des Kalten ergeben sich aus ihrer mechanischen Beschaffenheit. Die Puppe Olympia in E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann* ist kalt, weil sie eine „Automate“ ist: zum Leben erwacht sie nur durch die rückschmetternde Selbstentzündung des Enthusiasten Nathanael. In Andersens *Die Schneekönigin* versucht sich der kleine Kay an der von der Schneekönigin gestellten Aufgabe, Eiskristalle zu dem Wort *Ewigkeit* zusammenzufügen, damit eine Ewigkeit von Vernunft Gnaden zu installieren und das Vaterunser durch Infinitesimalrechnung zu ersetzen. Solche Mechaniken sind nichts anderes als organisierte Reversibilität. Sie bewirken einen todesähnlichen Zustand der Erstarrung zu Lebzeiten: der irreversible Lauf des organischen, das Altern, wird angehalten; aber das Krisen in erstarrter Form beschert dem Betroffenen den „Tod im Herzen“.<sup>225</sup> Die Literatur der Romantik nimmt das moderne Empfinden vorweg, nach dem der Tod nicht am Ende eines Lebens steht, sondern in diesem Leben als einem *Sein zum Tode* immer schon anwesend ist.

Im Kontrast dazu entwickelt die zeitgenössische Naturwissenschaft durch das Zusammentragen vieler Argumente aus allen Natur- und Geowissenschaften eine neue und paradigmatische Theorie der Entropie. Als moderne Antwort auf die klassische Mechanik des 18. Jahrhunderts widerspricht sie der Vorstellung von der Zyklizität alles Geschehens und formuliert stattdessen (R. Clausius, 1867) eine Theorie der Irreversibilität. Dabei beruft sie

sich auf den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, nach dem die Dissipation, also die Zerstreuung aller Energie, die Schöpfung einem Endzustand thermischer Ausdifferenziertheit entgegenführe, an dem nichts mehr geht: dem Wärme- bzw. Kältetod. Ein halbes Jahrhundert später gehörte die Vorstellung vom Kältetod zum kosmologischen Wissensbestand des gebildeten Laien.

Die Theorie der Irreversibilität kosmischer Vorgänge harmonierte mit den zeitgenössischen Theorien der Irreversibilität historischer Vorgänge. Die enttäuschten Idealisten, denen der Weltgeist nicht schnell genug voranschritt, konnten die Hypothese von der Abwärtsbewegung des Kosmos als eine Art naturwissenschaftlichen Idealismus mit negativem Vorzeichen lesen. Sie mussten nicht einmal auf die teleologischen Implikationen des Idealismus verzichten: es genügte, die bisherige Zukunftsfrömmigkeit durch apokalyptische Menetekel zu ersetzen.

In der naturwissenschaftlichen Diskussion, die in die Formulierung der thermodynamischen Hauptsätze mündete, wurden genügend ernstzunehmende Argumente vorgebracht, die die Hypothese der kosmischen Irreversibilität zu bestreiten oder zumindest einzuschränken versuchten.

Das Äquilibrium, wie der Zustand thermischer Ausdifferenziertheit genannt wird, der am Ende aller irreversiblen Prozesse steht, stellt selbst einen derartigen Einwand dar: als *Status rien ne va plus* repräsentiert es eine Art säkularisierter, immanenter „gottloser“ Ewigkeit - bis zur Auferstehung im nächsten Kataklysm.

Dieses Äquilibrium wird zwar erreicht durch eine langsame Dissipation und Verausgabung aller Kräfte, wie sie charakteristisch ist für die Konzepte der Irreversibilität. Herbert Spencer bemerkt in *First Principles* (1862):

Wenn Evolution jedweder Art eine mit dem universellen Prozeß der Äquilibration verknüpfte Komplexitätszunahme an Struktur und Funktion darstellt und wenn Äquilibration auf völligen Stillstand hinauslaufen muß: um welches Schicksal handelt es sich dann, auf das sich alles zubewegt?...Wenn der Mensch und die Gesellschaft in ähnlicher Weise von dieser Versorgung mit einer Kraft, die sich allmählich erschöpft, abhängig sind: gehen wir dann nicht offenkundig auf einen allgegenwärtigen Tod zu?<sup>226</sup>

Spencer glaubte, das Gesetz von der Dissipation direkt aus dem Gesetz der Erhaltung ableiten zu dürfen; Bewegung sei stets Bewegung gegen Widerstände, müsse sich daher sukzessive

---

<sup>225</sup> Frank, Das kalte Herz, Frankfurt am Main 1978, S.11.

<sup>226</sup> Spencer; Herbert: *First Principles*, 4th ed., New York 1958, S.507-508, zitiert nach Brush, a.a.O., S.73.

verlangsamen und schließlich erschöpfen. Die Zerstreung der Kraft am Widerstand führt zu Verausgabung und Abkühlung bis hin zu dem finalen thermischen Nullpunkt.

Haben die Systeme mit dem Zustand ihres Äquilibrium ihren Kältepol erreicht, so bleiben sie dennoch - so Spencer - Einflüssen ihrer Umgebung unterworfen. (Merkwürdigerweise haben diese Einflüsse die Dissipation selbst nicht verhindert!) Der Zerfall aller Organismen und Strukturen beginnt; Bewegung verwandelt sich in Wärme, also in funktionslos verausgabte Energie, und die Gravitation bewirkt den Sturz aller Planeten in den Fixstern: Die Dissipation aller Kräfte resultiert nach dieser Vorstellung paradoxerweise in einer Kontraktion und Zusammenballung aller Energie, die zum Ausgangspunkt einer neuen Evolution werde: Dem Sternesturz folge eine neue Dispersion aller Teile. Das Szenario der Irreversibilität wird also in eine Kataklysmtheorie gebettet. Dieses Kataklysm, in dem die Universalgeschichte zwischen Vernichtung und Neuschöpfung pulsiere, bildet den verschwiegenen Hintergrund ebenso für utopische Fantasmen (die Präadamiten) als auch für philosophische Konzepte, etwa für Nietzsches Gedanken von der *ewigen Wiederkehr*.

Nach dem Häretiker Isaak de La Peyrère (1594-1676) waren die Präadamiten ein menschliches Geschlecht, das vor Adam die Erde bewohnt habe und von der Erbsünde frei geblieben sei. Denn: Wen kann Kain damals weit übers Feld geheiratet haben, östlich von Eden (Gen. 4,16), wenn nicht eine Präadamitin? - Die Präadamiten hätten in einem Unterreich sogar die Sintflut überlebt.<sup>227</sup> Gabriel de Foigny, ein Vertreter des im feudalen Frankreich beliebten Genres der Polromane, siedelte (in *Le aventures de Jaques Sadeur dans la Terre australe*) die Präadamiten, nun zu Androgynen mutiert, am Südpol an. Byron, für den die Gegenwart im Vergleich zu der Welt der Präadamiten sich ausnimmt wie ein „burning wreck of a demolish'd world,/ A wandering hell in the eternal space“,<sup>228</sup> beruft sich auf die Kataklysmen-Theorie des Naturforschers Georges Baron von Cuvier (1769-1832), nach der die Welt durch eine Folge epochaler Katastrophen gegangen sei, zwischen denen sich immer wieder aufs Neue Zivilisationen gebildet hätten. Die Präadamiten hätten als Überreste einer dieser untergegangenen Zivilisationen am Südpol überlebt; diese Ausdauer empfiehlt sie ebenso wie ihre Unbeflecktheit von der Erbsünde als mögliche Nachfolger der aktuellen Fehlerbaureihe *homo sapiens*. Das literarische und philosophische Fantasieren über dessen Abdankung und Erbfolge betonte die apokalyptischen Züge des Motivs. Im weiteren Verlauf

---

<sup>227</sup> Noch Novalis' Heinrich von Ofterdingen erwägt beklommen die Wiederkunft der Präadamiten auf der Erdoberfläche: „Könnten dereinst diese schauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erscheinen? - Hardenberg, Friedrich von (Novalis): Schriften I. S.254.

der Moderne erscheinen Präadamiten auch in Beckfords *Vathek* (1786), Alfred Kubins *Die andere Seite* (1909) und H. P. Lovecrafts *At the Mountains of Madness* (1926).

Nietzsches Figur des *letzten Menschen* sollte die Tendenz der Epoche zum Untergang verkörpern. Nach Nietzsche äußert sich diese Verfallenheit nicht primär im grassierenden Pessimismus der Dührings, Deussens und Bahnsens, sondern mehr noch in dem Optimismus der Gründerzeit und der selbstgefälligen Vorstellung, als „vollendete Natur“<sup>229</sup> auf das gute Ende der Geschichte zuzusteuern. Nietzsches Studium der klassischen Literatur und der Affekt gegen Schopenhauers Schriften führten in zu einer Neu-Formulierung der alten Idee von der Ewigen Wiederkehr.

Muß nicht, was laufen kann von allen Dingen, schon einmal diese Gasse gelaufen sein? Muß nicht, was geschehen kann von allen Dingen, schon einmal geschehn, getan, vorübergelaufen sein ? (...)  
Und diese langsame Spinne, die im Mondlicht kriecht, und dieser Mondschein selber, und ich und du im Torwege, zusammen flüsternd, von ewigen Dingen flüsternd - müssen wir nicht alle schon dagewesen sein? - und wiederkommen und in jener anderen Gasse laufen, hinaus, vor uns, in dieser langen schaurigen Gasse - müssen wir nicht ewig wiederkommen?<sup>230</sup>

Die Vorstellung einer kreisförmigen Zeit, die ihre Zyklen wiederholt, gehörte zum festen Wissensbestand des Altertums. Die Pythagoräer glaubten ebenso wie die Stoiker, „daß alles, was geschieht, schon immer so geschah und geschehen wird und im Augenblick überall geschieht“.<sup>231</sup> Der Kosmogonie der Stoiker zufolge gibt es Kataklysmen, in denen die Welt von Feuer verzehrt wird, nur um zur Wiederholung einer identischen Geschichte aufzuerstehen. Geschichtliche Ereignisse erscheinen demnach nur dann als relevant, wenn sie als archetypische Beispiele dienen und in eine überzeitliche Mythologie einfließen können.

Nach Nietzsche zeigt der Meliorismus des *letzten Menschen*, dass seine Epoche die Härten der Ewigen Wiederkehr - mit der sich natürlich auch sämtliche bereits begangenen Verbrechen wiederholen - zu ertragen nicht Willens sei; es fehle ihr an *amor fati*, an der Affirmation noch der fragwürdigsten Erscheinungen des Lebens.<sup>232</sup> Nietzsche beargwöhnt den Optimismus

---

<sup>228</sup> Byron, George Gordon Noel, Lord: Manfred. In: Poetical Works. London, New York 1973 (hg. F. Page). Zitiert nach Metzner, S.75.

<sup>229</sup> Nietzsche, Werke, Bd.1, S.267.

<sup>230</sup> Nietzsche, Werke, Bd.2, S.409.

<sup>231</sup> Marc Aurel: Wege zu sich selbst, München 1992, S.155.

<sup>232</sup> Vgl. Nietzsche, Vorwort zu *Ecce Homo*, § 3, In: Werke, Bd.2, S.1066: „Das Eis ist nahe, die Einsamkeit ist ungeheuer - aber wie ruhig alle Dinge im Lichte liegen! wie frei man atmet! wieviel man unter sich fühlt! - Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge - das Aufsuchen alles Fremden und Fragwürdigen im Dasein, alles dessen, was durch die Moral bisher in Bann getan war.“

seiner Epoche als eine Teleologie des *letzten Menschen*, als bloßes Therapeutikum, mit dem man sich gegen das Andrängen der Sinnlosigkeit imprägniert, dem Nietzsche seinen Polfahrer-Typus aussetzen will.

Augustinus hatte im zwölften Buch des *Civitas dei* die antike Idee einer reversiblen Zeit als Irrlehre angegriffen. Nach seiner christlich-eschatologischen Zeitauffassung vollzieht sich die Geschichte in einem irreversiblen Lauf von der Schöpfung über den Sündenfall, Leben, Sterben und Wiederauferstehung Jesu bis zum jüngsten Tag. Die Ewige Wiederkehr würde den Kreuzestod Christi, der einen Weg aus dem Kreisverkehr zeigt, als sinnlos erscheinen lassen; aus dem Kreuz würde ein Rad.

Nietzsche greift nun den antiken Gedanken einer reversiblen Zeit wieder auf, um den idealistischen und den pessimistischen Teleologien seiner Epoche - Fortschritt und Untergang - ein düsteres Konzept entgegenzusetzen, das, zwischen physikalischem Theorem und kulturphilosophischer Doktrin irrlichternd, an den Willen zur Affirmation und *amor fati* noch ganz andere Anforderungen stellen sollte. Nietzsche wollte sich, wie J. L. Borges schrieb,

(...) in sein Schicksal wortwörtlich verlieben. Er befolgte die heroische Methode; er grub die unerträgliche griechische Welthypothese von der Wiederkunft aus und bemühte sich, aus diesem geistigen Alldruck einen Grund zum Frohlocken zu züchten. Er suchte sich die schaurigste Idee von der Welt aus und setzte sie den Menschen zum Genuß vor. Der läßliche Optimist pflegt sich für einen Jünger Nietzsches zu halten; Nietzsche konfrontiert ihn mit den Kreisen der Ewigen Wiederkunft und speit ihn aus seinem Munde.<sup>233</sup>

Da mit dem historischen Telos auch jeder transzendente Sinn verabschiedet wird, stellt das Faktum der Ewigen Wiederkehr hohe Anforderungen an das sinnbedürftige Subjekt. Wenn das entzauberte und sinnentleerte Terrain eine Eiswüste ist - „Hier ist Schnee, hier ist das Leben verstummt; die letzten Krähen, die hier laut werden, heißen ‘Wozu?’, ‘Umsonst!’, ‘Nada!’“<sup>234</sup> - dann erscheint der Polfahrer in dieser Eiswüste als ein arktischer Stoiker, der Therapien und Tröstungen zurückweist, um die Anforderungen seiner Lage meistern zu können. Der Polfahrer ist zugleich ein Gegentypus zu jenem zeitgenössischen Asketentum, das Nietzsche in der Tradition der Aufklärung ausgemacht zu haben glaubte. Er polemisiert gegen die Zukunftsfrömmigkeit der aufklärerischen Tradition. Die Zukunft sei ihr das, was dem Christentum das Jenseits gewesen war. Dass seine Zeit so sehr der Vorstellung eines Telos’ bedarf, erscheint Nietzsche als der beste Beweis ihrer Schwäche. Der Glaube der Zeit an den historischen Fortschritt ist ihr Strickstrumpf und ihre Beschäftigungstherapie, das

---

<sup>233</sup> Borges, Jorge Luis: „Die Lehre von den Zyklen“, in: Borges, Jorge Luis: Essays 1932-1936, München, Wien 1981, S.230.

<sup>234</sup> Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, § 26. In: Werke, Bd.2, S.895.

asketische Ideal ihrer Gelehrten nur eine viktorianisch-wilhelminische Masche. Der Polfahrer begibt sich dieser Therapien und wagt sich auf ein entzaubertes, weil von Teleologie entblößtes Terrain, das sein *amor fati* voll beanspruchen wird. - „Um wieviel lieber will ich noch mit jenen historischen Nihilisten durch die düstersten grauen kalten Nebel wandern!“<sup>235</sup> Der Nihilist leugnet den historischen Sinn; positiv formuliert heißt das, er arrangiert sich mit der Idee der Ewigen Wiederkehr. (Darin unterscheidet sich Nietzsches Nihilist von dem verwandten Typus des Hyperboreers: dieser erklärt sich einfach selbst zum Sinn der Geschichte.)

Nietzsche verstand seine Idee der Ewigen Wiederkehr aber auch als eine Kritik am zeitgenössischen Mechanismus. Für seine Position schienen ihm die gelehrten Auseinandersetzungen der Physiker Argumente zu liefern. Die moderne Thermodynamik hatte Newtons Vorstellung von der Stabilität des Universums und der Konstanz der physikalischen Bedingungen auf der Erde durch das Konzept der Entropie ersetzt. Das Theorem des französischen Mathematikers Henri Poincaré, jedes mechanistische System kehre sicher und unendlich oft an seinen Ausgangspunkt oder in dessen unmittelbare Nähe zurück, für das er 1890 den mathematischen Beweis erbrachte, widerlegt den zweiten thermodynamischen Hauptsatz. Die Entropie nimmt demnach nicht kontinuierlich zu, sondern kehrt zuletzt zu ihrem Ursprung und Anfangswert zurück. Der Zeitpfeil wird zu einem Rad gebogen. Poincarés Theorem ist der Versuch einer Versöhnung der Zeitmodi von Reversibilität und Irreversibilität. Der Kältetod, so spekulierte er, sei nicht das endgültige Äquilibrium; nach ein paar Äonen werde das Universum wieder rege. „Um feststellen zu können, wie Wärme von einem kalten Körper auf einen warmen übergeht, bedarf es nicht des Scharfblicks, der Intelligenz und Behändigkeit des Maxwellschen Dämons; ein bisschen Geduld wird ausreichen.“<sup>236</sup>

Auch Ludwig Boltzmann versuchte, mit seinem *H-Theorem* dem zweiten Hauptsatz seinen Schrecken zu nehmen, indem er die Entropie mechanistisch zu erklären versuchte. Boltzmanns Entgegnung auf die Thermodynamik entwickelte einen Zusammenhang von Entropie und Wahrscheinlichkeit: Ein Zustand hoher Ordnung ist zugleich ein Zustand niedriger Wahrscheinlichkeit. Entropie beschleunigt die Unordnung und befördert damit

---

<sup>235</sup> Nietzsche, a.a.O.

<sup>236</sup> Poincaré, Henri: *Le mécanisme et l'expérience*. *Revue de Métaphysique et de Morale*, S.536. Zitiert nach Brush, a.a.O., S.89 - „Maxwellscher Dämon“ spielt an auf ein Gedankenspiel James Clerk Maxwells, mit dem er den zweiten thermodynamischen Hauptsatz zu einer rein statistischen Größe machen wollte: dieser Dämon sei zu denken als eine Art Türluftschleier in einer Verbindungstür zwischen zwei unterschiedlich temperierten Räumen, der es ermögliche, dass Wärme von der kalten zur warmen Seite fließt.

zugleich Zustände hoher Wahrscheinlichkeit.<sup>237</sup> Die universelle Tendenz zur Unordnung versucht Boltzmann mit molekularen Bewegungen zu erklären. Ein Versuch, angerichtete Unordnung rückgängig zu machen, wird nicht den (geordneten) Urzustand wiederherstellen, sondern noch größere Unordnung schaffen. Ein Satz Billardkugeln wird nicht durch fortgesetzte Stöße in seine Ausgangsposition zurückzubringen sein: zwar ist jeder Stoß, für sich genommen, ein mechanischer Vorgang und damit reversibel, d.h. der Bewegungsablauf kann ebenso gut von vorne nach hinten wie von hinten nach vorne verlaufen; erst in ihrer Aufeinanderfolge summieren sie sich zu einem irreversiblen Prozess. Je weiter die „Desertion“ vom Ursprung und von der Wärmequelle fortgeschritten ist, desto höher ist die Unordnung. Gerade die Sichtbarkeit, mit der die Entropie anwachse, beweise, dass die Welt vom Kältetod des Äquilibrium noch sehr weit entfernt sein müsse, da eine Welt, die organische Strukturen hervorbringe, eine hohe Ordnung haben müsse.<sup>238</sup>

1897 erklärte Boltzmann, der Zeitsinn eines Organismus' oder einer Zivilisation (System) sei bestimmt durch die Richtung wachsender Entropie; des weiteren spekuliert er über andere Welten des Universums, deren Zeit der unseren entgegenlaufe. Damit greift er Fouriers Theorie eines pulsierenden Universums wieder auf: „In der Kontraktionsphase verläuft die Zeit für den Beobachter in die entgegengesetzte Richtung, daher meint dieser, sein Universum expandiere (...).“<sup>239</sup>

Die Kataklysmentheorie und ihr Konzept einer unendlichen Sukzession endlicher Prozesse vergrößert Boltzmanns Billiardkugel-Modell ins Kosmogonische. Die Kataklysmen bieten in ihrer Reversibilität der Vorstellung ein (mathematisch-) erhabenes Spektakel, das im Gegensatz zu der Irreversibilität des Lebendigen, der Vulnerabilität und dem Schmerzempfinden des Menschen steht. Um die uhrengeleiche Zyklizität aller Vorgänge behaupten zu können, müssen die distinkten Merkmale des Lebendigen, des Einmaligen und Unwiederbringlichen eliminiert werden. - Ein Szenario, wie geschaffen zu einer Bewährungsprobe für Nietzsches historische Nihilisten.

Zwar hatte Nietzsche noch in *Die Fröhliche Wissenschaft* den zyklisch organisierten Intellekt als minder tief kritisiert;<sup>240</sup> mit der Idee der Ewigen Wiederkehr jedoch, als *seiner* Version der

---

<sup>237</sup> Vgl. Brush, a.a.O., S.79; Cramer, *Der Zeitbaum*, S.47.

<sup>238</sup> Vgl. Brush, a.a.O., S.83.

<sup>239</sup> Brush, a.a.O.

<sup>240</sup> „Jene Denker, in denen alle Sterne sich in kyklischen Bahnen bewegen, sind nicht die tiefsten; wer in sich wie in einen ungeheuren Weltraum hineinsieht und Milchstraßen in sich trägt, der weiß auch, wie unregelmäßig alle Milchstraßen sind; sie führen bis ins Chaos und Labyrinth des Daseins hinein.“ - Nietzsche, *Die Fröhliche Wissenschaft*, § 322, in: *Werke*, Bd.2, S.187.

Kataklysmmentheorie, glaubte er den zeitgenössischen Mechanismus widerlegt zu haben. Ein „Finalzustand“ wie ihn die Thermodynamik postuliere, sei unmöglich:

Wenn die Welt als bestimmte Größe von Kraft und als bestimmte Zahl von Kraftcentren gedacht werden *darf* - und jede andere Vorstellung bleibt unbestimmt und folglich *unbrauchbar* - so folgt daraus, daß sie eine berechenbare Zahl von Combinationen, im großen Würfelspiel ihres Daseins, durchzumachen hat. In einer unendlichen Zeit würde jede mögliche Combination irgendwann einmal erreicht sein; mehr noch, sie würde unendliche Male erreicht sein. Und da zwischen jeder „Combination“ und ihrer nächsten „Wiederkehr“ alle überhaupt noch möglichen Combinationen abgelaufen sein müßten und jede dieser Combinationen die ganze Folge der Combinationen in derselben Reihe bedingt, so wäre damit ein Kreislauf von absolut identischen Reihen bewiesen: die Welt als Kreislauf, der sich unendlich oft bereits wiederholt hat und der sein Spiel in infinitum spielt.

Diese Conception ist nicht ohne weiteres eine mechanistische: denn wäre sie das, so würde sie nicht eine unendliche Wiederkehr identischer Fälle bedingen, sondern einen Finalzustand. *Weil* die Welt ihn nicht erreicht hat, muß der Mechanismus uns als unvollkommene und nur vorläufige Hypothese gelten.<sup>241</sup>

Bei seiner Widerlegung des Mechanismus übersieht Nietzsche, dass er mit ihm eine wichtige Prämisse teilt: wenn Nietzsche postuliert, die Welt müsse als „bestimmte Größe von Kraft und als bestimmte Zahl von Kraftcentren“ gedacht werden, dann votiert er damit für eine materialistische Doktrin, wie sie auch in populärwissenschaftlichen Werken wie J.G. Vogts *Die Kraft* oder Ludwig Büchners *Kraft und Stoff* formuliert wurde.

Nietzsches serielles System der Ewigen Wiederkehr birgt aber noch ein anderes Problem: wenn es sich dabei, wie er sagt, um einen „Kreislauf von *absolut identischen* Reihen“- und nicht etwa von analogen Reihen - handelt, wie ist dann zu ermitteln, in welcher Perpetuierung des Kreislaufs man sich aktuell befindet? Absolut identische Reihen wiederholen sich nicht; sie setzen sich einfach nur fort. Bertrand Russell hat diesen Einwand so formuliert:

Viele Schriftsteller sind der Meinung, daß die Geschichte zyklisch verläuft, daß der gegenwärtige Weltzustand mitsamt seinen geringfügigsten Kleinigkeiten später oder früher wiederkehren wird. Wie soll man diese Hypothese in Worte fassen? Wir müssen sagen, daß der spätere Zustand mit dem früheren der Zahl nach identisch ist; wir können nicht sagen, daß derselbe Zustand zweimal vorkommt, denn damit würden wir ein Datierungssystem postulieren ... , was die Hypothese gerade nicht zuläßt. Es wäre damit genauso, wie wenn jemand eine Reise um die Welt machen würde: der Betreffende würde nicht sagen, daß der Punkt, von dem aus er seine Reise angetreten hat, und der Punkt, an dem er wieder angekommen ist, zwei verschiedene wenn auch sehr ähnliche Punkte seien; er wird sagen, daß die beiden Punkte ein und derselbe Ort sind. Die Hypothese, daß die Geschichte zyklisch verläuft, läßt sich folgendermaßen aussprechen: man lasse die

---

<sup>241</sup> Nietzsche, *Der Wille zur Macht*, §1053 -1067. Nachlaß, Kritische Gesamtausgabe, Berlin, New York 1972, Bd. 3, Abteilung 8, S.168. Zitiert nach Brush, S.87. Bereits 100 Jahre vorher hat es David Hume verblüffend ähnlich formuliert: „Stellen wir uns die Materie nicht unendlich vor, wie Epikur es tat; stellen wir sie uns endlich vor. Eine endliche Zahl von Teilchen ist nicht unendlicher Umstellungen fähig; innerhalb einer ewigen Zeitdauer werden alle möglichen Anordnungen und Stellungen eine unendliche Zahl von Malen vorkommen. Diese Welt, mit all ihren Einzelheiten, bis hinunter zu den winzigsten, ist aufgebaut und vernichtet worden und wird aufgebaut und vernichtet werden: unendliche Male.“ - Hume, David: *Dialogues concerning natural religion*, VIII, 1779. Zitiert nach Borges, Jorge Luis: „Die kreisförmige Zeit“, in: Borges, Jorge Luis: *Essays*, S.234-239, Zitat S.236. Borges' kurzer Essay bietet eine schöne Zusammenfassung von Argumenten gegen die Idee der Ewigen Wiederkehr.

Gesamtheit der heutigen Umstände aus einem bestimmten Umstand hervorgehen; in gewissen Fällen nimmt die Gesamtheit der Umstände sich selber vorweg.<sup>242</sup>

Wenn eine Datierung unmöglich ist, dann ist die Ewige Wiederkehr des Immergleichen keine Wiederkehr, sondern ein *nunc stans*, also ein Zustand, der sich durch die Unmöglichkeit von Bewegung auszeichnet, Erstarrung. Reversibilität und Stillstand wären identisch.

### **Der stehende Pfeil - *regressus in infinitum***

Reflexion über die Zeit ist oft ein Denken in Bildern, die nach dem Muster thermischer Polarität gruppiert sind; die Akzeleration historischer Prozesse erscheint häufig als Erhitzung (oder - in der apokalyptischen Version - als plötzlicher Kälteeinbruch); Verlangsamung oder Stillstand der Geschichtszeit werden als Erkalten und Erstarrung dargestellt. Der vom Eisenvitriol konservierte Körper des toten Bergmanns in Hebels Kalendergeschichte *Unverhofftes Wiedersehen* etwa ist aus der Geschichtszeit herausgefallen und in Zeitlosigkeit erstarrt - in einer Ewigkeit, deren Leere sich darin erweist, dass sie von Wallungen der Geschichtszeit flankiert wird, die als sinnlos erscheinen. Der Fortschritt beschleunigt sich bis hin zum Leerlauf, aber sein Sinn hält nicht Schritt; zuweilen verlangsamt er sich sogar. Die Geschichte schlägt um und implodiert in leerer Aktualität. Bewegung, verstanden als ein Fortschreiten im Raum *und* in der Zeit, erscheint als unmöglich. Die Unbeweglichkeit, die so hervorgebracht wird, gleicht der Unbeweglichkeit *kalter Systeme*.

Zenon aus der Schule des Parmenides, die die Unwandelbarkeit alles Seienden postulierte, formulierte jenen Sophismus vom ewigen Wettlauf des Achilles mit der Schildkröte, der versucht, die Aporie der Bewegung in ein Bild zu fassen:

Achilles, Sinnbild der Schnelligkeit, soll die Schildkröte, Sinnbild der Trägheit, einholen. Achilles läuft zehnmal schneller als die Schildkröte und gibt ihr zehn Meter Vorsprung. Achilles läuft die zehn Meter, die Schildkröte einen Meter; Achilles läuft diesen Meter, die Schildkröte läuft einen Dezimeter; Achilles läuft diesen Dezimeter, die Schildkröte läuft einen Zentimeter; Achilles läuft diesen Zentimeter, die Schildkröte einen Millimeter; Achilles den Millimeter, die Schildkröte einen zehntel Millimeter und so ins Unendliche; woraus folgt, daß Achilles immerfort laufen kann, ohne sie je einzuholen.<sup>243</sup>

---

<sup>242</sup> Russell, Bertrand: *An Inquiry into Meaning and Truth*, 1940, p.102. Zitiert nach Borges, *Die kreisförmige Zeit*, S.236f.

Zenon hat auch das weniger bekannte Gleichnis vom stehenden Pfeil formuliert; hier wird das Problem noch deutlicher: Bevor der Pfeil die volle Distanz zu seinem Ziel durchmessen hat, muss er die Hälfte der Strecke zurückgelegt haben; vor der Hälfte muss er ein Viertel schaffen, vor dem Viertel ein Achtel usw. bis zu den unendlich kleinsten räumlichen Einheiten. Zwar kann jede dieser Einheiten in einer endlichen Zeit durchquert werden; da aber eine unendliche Menge von Einheiten vorliegt, kann Achilles die Schildkröte nicht überholen und der Pfeil niemals sein Ziel treffen; demnach wäre Bewegung im Lichte der Unendlichkeit besehen, unmöglich.<sup>244</sup> Dieser *regressus in infinitum* tritt ein, wenn die durchdrehende Geschichtszeit umkippt in Verkehrszeit und das *heiße System* sich zu einem kalten transformiert. Wenn die Ereignisse (und ihre Gerüchte) immer schneller aufeinander folgen, immer austauschbarer werden, einander nicht einmal mehr widersprechen, dann entspricht das dem „grenzenlosen Sturz in die ständige Verkleinerung von Abgründen“,<sup>245</sup> der Zenons Sophismus so irritierend macht. Ein solche Erstarrung des historischen Wandels wird vom melancholischen Bewusstsein als ausgereckte Zeit wahrgenommen:

Bar jeglichen Inhalts und ohne auch nur den leisesten Anschein einer Bedeutung folgt ein Augenblick dem andern: sie spulen sich ab, sie nehmen einen Verlauf, der nicht der unsere ist. Befangen in stumpfen Wahrnehmungen, sehen wir ihrem Verfließen zu. Es ist die Hohlheit des Herzens vor der Leere der Zeit: ein Gegenüber zweier Spiegel, die ihr *Nichtvorhandensein*, die ein und dasselbe Bild der Nichtigkeit reflektieren. Brütende Blödigkeit, die alles einebnet: keine Gipfel mehr, keine Abgründe ...

Die Langeweile: Nachhall einer sich zerüttenden Zeit in unserem Innern, Offenbarwerden der Leere, Versiegen jenes Wahns, der das Leben erhält oder - erfabelt ...

Eine Hemmung unseres Herzschlags: der Lauf der Welt gerät ins Stocken. Ohne unsere Glut erstarren die Räume zu Eis.<sup>246</sup>

Das kritische Bewusstsein hingegen sieht das Phänomen als Teil eines Verblendungszusammenhangs, der den historischen Fortschritt mittels Gehirnwäsche blockiert: „Das System, dreimal täglich Zeitung zu lesen, ist das sicherste Mittel, täglich dreimal zu vergessen, was auch nur vor einem halben Jahr passierte, was geschrieben, versprochen, paktiert wurde.“<sup>247</sup>

---

<sup>243</sup> Borges, Jorge Luis: „Der ewige Wettlauf zwischen Achilles und der Schildkröte.“ In: Borges, Jorge Luis, Essays, S.108.

<sup>244</sup> Zenon berücksichtigt nicht, dass die Schritte des Achilles/der Schildkröte, bzw. die Distanz zwischen dem Pfeil und seinem Ziel eben nicht in der von ihm demonstrierten Weise teilbar sind.

<sup>245</sup> Borges, Essays, S.109.

<sup>246</sup> Cioran, Émile M.: Lehre vom Zerfall. Stuttgart 1987. S.19f.

<sup>247</sup> Schumacher, Die Angst vor dem Chaos, S.61.

## Andersens *Die Schneekönigin* - Vernunft Herrschaft als profanierte Ewigkeit

In *Die Schneekönigin* versuchte Andersen, über die Chiffrierung des Textes zum Märchen von Sujets zu sprechen, die er im Bildungsroman, diesem ungeliebten Vater des Kunstmärchens, nicht zum Thema machen konnte oder wollte.

Andersen stellt den Entwicklungsgang eines jungen Menschen - ein Motiv, das eigentlich im Bildungsroman entwickelt wird - als einen Prozess der Erkaltung dar, der jedoch nicht irreversibel ist. Statt dessen schwingt er in einer Pendelbewegung zwischen Unschuld, Entzauberung, Desillusionierung und wiedergewonnener Zuversicht.

Der zauberhafte Gegenstand ist ein romantisches Motiv. In Tiecks *Der Runenberg* sind es Minerale, in Hoffmanns *Der Sandmann* optische Geräte, die einen Bann auszustrahlen vermögen, der die menschliche Wahrnehmung trübt und die Handlung in Gang setzt. Bei Andersen ist dieser Gegenstand ein Spiegel teuflischer Provenienz, der „die Eigenschaft besaß, daß alles Gute und Schöne, das sich darin spiegelte, zu fast nichts zusammenschwand; aber was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, das trat umso deutlicher hervor und wurde noch ärger.“<sup>248</sup> Die Betrachtung nimmt gerade das in den Blick, was das Wohlwollen *nicht* sehen möchte. Aus diesem bösen Blick leitet sich gewöhnlich der Anspruch ab, über tiefere Wahrhaftigkeit zu verfügen als jene Optimisten, die sich aus Schwäche und Oberflächlichkeit mit einem freundlicheren Bild der Welt zufrieden geben. Und tatsächlich scheint der teuflische Zauberspiegel zunächst einmal größte Wahrhaftigkeit zu garantieren: „Alle die in die Trollschule gingen, denn er (der Teufel) hielt Trollschule, erzählten rundum, dass ein Wunder geschehen sei; jetzt könne man erst sehen, meinten sie, wie die Welt und die Menschen wirklich aussähen.“(193) Die Wahrheit, die der Spiegel anzubieten hat, und die er dem Betrachter nahe legt, sieht dann so aus:

Die schönsten Landschaften sahen...aus wie gekochter Spinat, und die besten Menschen wirkten abstoßend oder standen auf dem Kopf. Die Gesichter wurden so verzerrt, daß sie nicht zu erkennen waren, und hatte man eine Sommersprosse, dann konnte man sicher sein, daß sie sich über Nase und Mund ausbreitete. Das sei äußerst lustig, sagte der Teufel. (193)

Der Benutzer des Spiegels darf sich als Entlarver wähen. Er kann auch hinter dem Guten und dem Schönen schlummernde Böse entbergen. Denn dieser Spiegel ist das Werk eines bösen

---

<sup>248</sup> Andersen, Hans Christian: *Die Schneekönigin und andere Märchen*. Gütersloh, o. J., S.193.

Demiurgen: er ist ein Zugang zu dessen verkehrter Welt, einem Konkurrenzmodell in ihrer zynischen Variante.

Als der Spiegel durch die Unachtsamkeit vermessener Trolle zur Erde stürzt und zersplittert, haben die Splitter die Fähigkeit behalten, die Welt als die schlechteste aller möglichen Welten zu zeigen; sie multiplizieren und streuen die Perspektive der Verkehrtheit, und der demiurgische Troll erschafft sich eine Vielzahl von Neophyten:

Einige Stücke waren knapp so groß wie ein Sandkorn, und diese flogen in der weiten Welt umher, und wo sie Leuten ins Auge gerieten, da blieben sie sitzen, und da sahen die Menschen alles verkehrt oder hatten nur Augen für das, was bei einer Sache verkehrt war...Einige Menschen bekamen sogar ein kleines Spiegelstückchen ins Herz, und dann war es ganz greulich, das Herz wurde gleichsam zu einem Klumpen Eis. (193)

Es ist ein sehr moderner psychologischer Kunstgriff Andersens, gerade den *Teenager* Kay dem depressiven Erleben auszusetzen, das sich im Verlauf dieser „progressiven Zerebralisierung“ einstellt. Das Kokettieren mit dem endgültigen (Bescheid-) Wissen um die prästabilisierte Disharmonie der Welt und Illusionen über die Ausmaße menschlicher Schlechtigkeit sind schließlich immerwährender geistiger Besitz aller Pubertierenden. Wer aber eine verkehrte Schaulust am Bösen entwickelt, der hält möglicherweise dem eigenen Blick nicht stand, falls das Fixierte einmal zurückstarrt.

Herz und Auge des kleinen Kay werden gleichzeitig von dem Kälte-Zauber befallen. Sofort zeitigt er Wirkung: „Warum weinst du?“ fragte er. „Du siehst so häßlich aus! Mir fehlt ja nichts! Pfui!“ rief er auf einmal. „Die Rose da ist von einem Wurm angenagt! Und sieh nur, die dort ist ja ganz schief! Es sind im Grunde eklige Rosen!“ (197)

In Hoffmanns *Der Sandmann* führt eine Trübung des Blicks den unglücklichen Nathanael ins Verhängnis; hier hingegen verschärft die Verzauberung die Wahrnehmung; Kays Verhexung, der Defekt des bösen Blicks, zeigt sich darin, *wie* er seine neu gewonnene Sinnesschärfe nutzt: das Ganze des betrachteten Phänomens wird zu einem Konglomerat schadhafter Attribute aufgelöst. Symptom der Erkrankung ist nicht eine Überschärfe der Wahrnehmung, sondern die Insuffizienz des Gefühls. Flankiert von „Verständigkeit“, erzeugt sie einen kalten Blick, der den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht. Die Welt verfällt vor diesem Blick, und ihre Schönheiten werden zu Wurmes Speise. Andersen sucht den alten Topos vom kalten Verstandesmenschen auf, welchem der „Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich

hätte wärmen und die Phantasie sich entzünden sollen“,<sup>249</sup> gelöscht hat; so formuliert es Schiller in seinem sechsten Brief *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Auch Schiller führt diese Erkaltung auf eine Neigung zum „Zergliedern“ zurück: „Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein *kalt*es Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren...“<sup>250</sup>

Kays Verhalten unter dem Bann der teuflischen Splitter zeigt alle Anzeichen des Erwachsenwerdens, Herablassung, flegelhaftes Verhalten und Infragestellung von Autoritäten, die ihre Position durch Geschichten legitimieren, eingeschlossen: “Wenn sie (Kays Freundin Gerda) fortan mit dem Bilderbuch kam, sagte er, das sei etwas für Säuglinge; und erzählte die Großmutter Geschichten, kam er immer mit einem Aber ... Seine Spiele wurden nun ganz anders als früher, sie waren so verständig.“(197) - Je altkluger Kay sich gibt, desto mehr beginnt das Verhältnis zu seiner authentischen Umgebung sich abzukühlen.

Zuletzt scheint ihn „das Glas, das er ins Auge bekommen hatte, das Glas, das ihm im Herzen saß“(197) in besonderem Maße darauf konditioniert zu haben, der aseptischen Schönheit der Schneekönigin zu verfallen. Diese zweite Verhexung wird präfiguriert in dem Motiv der Eisblumen: kurz nach des Teufels Missgeschick entwickelt Kay ein auffallendes Interesse an ihnen:

An einem Wintertag, als die Schneeflocken stoben, kam er mit einem Brennglas daher, hob seinen blauen Rockzipfel hoch und ließ die Schneeflocken darauffallen.  
„Sieh nun in das Glas, Gerda“, sagte er, und jede Schneeflocke wurde viel größer und sah aus wie eine prächtige Blume oder ein zehneckiger Stern; es war schön anzusehen.  
„Siehst du, wie kunstvoll“, sagte Kay, „das ist viel interessanter als die wirklichen Blumen! Und es ist nicht ein einziger Fehler an ihnen, sie sind ganz regelmäßig, wenn sie nur nicht schmelzen wollten!“(197)

Was bei dem ähnlich grüblerisch gearteten Jonathan Leverkühn (in einer wohl von Andersen inspirierten Szene in Thomas Manns *Doktor Faustus*<sup>251</sup>) noch auf nachsichtig-patriarchische Missbilligung stößt - nämlich der Umstand, dass Eisblumen „mit ihren eisigen Mitteln im Organischen dilettieren“<sup>252</sup> - findet gerade Kays Zustimmung. Für die gemäßigten Klimazonen des bürgerlichen Alltagslebens ist er somit verloren. Sein vom Splitter getrübt, böser Blick, der die Dinge falsch, verkehrt oder verkürzt sieht, findet sein Genügen an den

---

<sup>249</sup> Schiller, Friedrich: „Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts in einer Reihe von Briefen“, in: Schiller, Friedrich: Gedichte und Prosa, hrsg. von E. Staiger, Zürich 1984, S.418.

<sup>250</sup> Schiller, a.a.O. S.422.

<sup>251</sup> Vgl. Maar, Michael: Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg, München Wien 1995, S.150ff.

Maar weist in seinem anregenden Buch starke Einflüsse Andersens auf Mann nach, dem Einfluss Schopenhauers, Wagners und Mahlers vergleichbar.

<sup>252</sup> Mann, Thomas: Doktor Faustus, Frankfurt am Main 1967, S.22.

erstarrten, toten Eisblumen. Statt dem sterblichen Organischen (Blumen) optiert er für die kristalline Organisation der Eisblumen. Kays Bevorzugung der kalten, makellosen artifiziellen Eisblumen vor den vergänglichen Blumen ist Frevel. Andersen übt Kritik an der Hybris romantischer Naturphilosophie.

Christian, der wahnsinnige Protagonist aus Ludwig Tiecks *Der Runenberg* hatte sich in die Idee verstiegen,

... dass mir eine Pflanze zuerst das Unglück der ganzen Erde bekanntgemacht hat, seitdem verstehe ich erst die Seufzer und Klagen, die allenthalben in der ganzen Natur vernehmbar sind, wenn man nur darauf hören will; in den Pflanzen, Kräutern, Blumen und Bäumen regt sich schmerzhaft nur eine große Wunde, sie sind der Leichnam vormaliger herrlicher Steinwelten, sie bieten unserem Auge die schrecklichste Verwesung dar.<sup>253</sup>

Das Vegetative erscheint als Resultat eines Dekompositions- und Dekompressionsprozesses. Es ist die Schwundstufe einer vormals existierenden, höheren, konzentrierteren Realität von „Steinwelten“, die von einer vegetativen Natur des Schmerzes und der Vergänglichkeit („schrecklichste Verwesung“) abgelöst wurden. Diese Travestie Schelling'scher Gedanken<sup>254</sup> wurde zu einem Topos spekulativer romantischer Naturphilosophie. Kay zieht den „wirklichen“ die „kunstvollen“ und „interessanten“ Blumen vor, weil sie den Anschein der Ewigkeit erwecken - eine Präferenz, die er mit dem alten Leverkühn teilt:

Bildeten, so lautete seine Frage, diese Phantasmagorien die Formen des Vegetativen vor oder bildeten sie sie nach? ... Sollte man die wirklichen Kinder der Flur als die Vorbilder hinstellen, weil sie organische Tiefenwirklichkeit besaßen, die Eisblumen aber bloße Erscheinungen waren?<sup>255</sup>

Die Zurücksetzung einer „organischen Tiefenwirklichkeit“, die alle Fehler des Vergänglichen in sich birgt, zugunsten der „Erscheinung“, des schönen, aber kalten Scheins: das ist zugleich die Substitution des christlichen Evangeliums durch ein *Artistenevangelium*, das eine säkulare Ewigkeit im Artefakt verheißt. In dieser Präferenz manifestiert sich Kays Gefährdung. Es ist seine „Verständigkeit“, die ihn für die Schneekönigin zurichtet.

Kay war dem suchenden Auge der Schneekönigin schon aufgefallen, bevor die teuflischen Splitter ihm in Auge und Herz gefahren waren. (Das erklärt auch, warum das Schloss der Schneekönigin nicht voll ist von Leidensgefährten, die ebenfalls von den Splintern getroffen worden waren.) Zu diesem Zeitpunkt war die Schneekönigin für Kay lediglich der Gegenstand

---

<sup>253</sup> Tieck, Ludwig: *Der Runenberg*, in: *Werke in einem Band*, hrsg von P. Plett, Hamburg 1967, S.152.

<sup>254</sup> Vgl. Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: *Über das Wesen der menschlichen Freiheit*, Stuttgart 1964.

<sup>255</sup> Mann, Doktor Faustus, a.a.O.

einer Geschichte, einer jener Geschichten, die die Großmutter noch als eine Autorität bestätigten, der man zuzuhören hatte. Kay versucht, sich vor der verängstigten Gerda zu profilieren: „Kann die Schneekönigin hier hereinkommen?“ fragte das kleine Mädchen. „Laß sie nur kommen!“ sagte der Knabe. „Dann setze ich sie auf den warmen Ofen, da schmilzt sie.“ Die Großmutter strich ihm übers Haar und erzählte andere Geschichten.“ (195 f.)

Erst nach der „Infektion“ durch die Splitter wird die Fiktion Realität. Herz und Auge sind durch die teuflischen Splitter versehrt, und Kay ist nun ausreichend präpariert, um von der Schneekönigin auserwählt zu werden; wie bei einer Gnadenwahl hat er seine Tauglichkeit und Würdigkeit zu beweisen, bevor er gekürt wird. Allerdings wird der Kandidat erst durch die teuflische Erfindung dazu befähigt: „Er (Kay, M.W.) war ganz erschrocken, er wollte ein Vaterunser beten, aber er konnte sich nur an das große Einmaleins erinnern.“ (199) Die einfachsten Übungen des Katechismus werden vergessen, sobald die Arithmetik ins Spiel kommt! - Novalis hatte die Maximen der heraufkommenden exakten Wissenschaften in dem Axiom „Zahlen und Figuren“ als „Schlüssel aller Kreaturen“ zusammengefasst; damit glaubte er die Krankheit seiner Epoche diagnostiziert zu haben. Und nicht zuletzt gefährdet dieses Axiom auch die Definitionsmacht der Dichter über anthropologische Fragen. Auch Andersen stemmt seine Deutungsmacht gegen diese Tendenz: kurzerhand erklärt er Kälte zu *dem* substanziellen Merkmal des verkehrten Wesens, für das er die moderne Rationalität halten muss.

Die Kälte fordert ihren Tribut auch von jenen, die mit ihr einverstanden sind, und bald wird es selbst dem angehenden jungen Naturforscher in der Nähe der Schneekönigin zu kalt. Ihr „Bärenpelz“ vermag ihn nicht mehr zu wärmen, im Gegenteil: „es war ihm, als versänke er in einer Schneewehe“. (200) Der Kuss, denn er daraufhin von der Schneekönigin empfängt - „Uh! Das war kälter als Eis, es drang ihm bis ans Herz, das ja schon halbwegs ein Eisklumpen war; er fühlte es, als sollte er sterben, aber nur einen Augenblick, da tat es ihm recht wohl; er spürte nicht mehr die Kälte ringsumher“(200) - schließt die Auskühlung der Person ab. Kay kann nun nicht mehr frieren; seine Körpertemperatur hat sich der Außentemperatur angepasst. Die Instanz des Subjekts, in dem es zuvor noch so gemütlich war, schrumpft zu einer hauchdünnen, gefrorenen Membran zwischen der Kälte, die draußen herrscht und der , die sich drinnen eingefleischt hat. Die Innerlichkeit ist gefriergetrocknet.

Die Anpassung an das Milieu nach beinahe behaviouristischer Versuchsanordnung entfernt zudem auch alle Erinnerungen an Kays authentische Umgebung: nach einem weiteren Kuss der kalten *femme fatale* „hatte er die kleine Gerda und die Großmutter und alle daheim

vergessen“(200). Die Schneekönigin achtet jedoch peinlich darauf, dabei die Konstitution des kleinen Neophyten nicht zu überfordern. Sie hat seine Auskühlung, seine Entfernung vom Warmen, Menschlich-Populären schon bis zur äußersten Möglichkeit diesseits des Todes betrieben: “Nun bekommst du keine Küsse mehr“, sagte sie, „denn sonst küsse ich dich tot!“ (200)

Nachdem Kay zum Subjekt *in* der Kälte geworden ist, führt die Schneekönigin ihn in ihren Eispalast. Dieser ist nichts anderes als ein Monument der absoluten Vernunft:

Die Wänden des Schlosses waren aus stiebendem Schnee; und Fenster und Türen waren aus schneidenden Winden; es waren über hundert Säle, je nachdem der Schnee stob; der größte erstreckte sich viele Meilen weit, alle beleuchtet von dem starken Nordlicht, und sie waren so groß, so leer, so eisig kalt und glitzernd. (228)

Im Mittelpunkt dieses ganz aus Vernunft gebauten Schlosses findet sich ein Gegenstück zu dem fatalen Zerrspiegel des Teufels und den Eisblumen:

Mitten in dem leeren, unendlichen Schneesaal war ein gefrorener See. Er war in tausend Stücke zerborsten, aber jedes Stück glich dem andern so genau, daß es ein wahres Kunstwerk war; und mitten darauf saß die Schneekönigin, wenn sie zu Hause war, und dann sagt sie, sie sitze im Spiegel des Verstandes, und das sei das einzige und das beste auf dieser Welt. (228)

Andersen bietet hier eine neue Variante des alten Topos’ vom „zergliedernden“ Verstand; unfähig, Entitäten zu sehen, gleicht der Verstand der geborstenen Oberfläche eines Spiegels. Anders als die frei flottierenden Glassplitter, die dem anarchisch-hybriden Spiel des Teufels entstammten, finden sich im Schloss der Schneekönigin die Splitter, den Eisblumen an der Fensterscheibe vergleichbar, von der Eiseskälte an ihren Platz gebannt. Sie täuschen so eine Ordnung vor, die jedoch den integralen Bezug zu einem Ganzen (d. h. Gott) eingebüsst hat und nur noch eine Ordnung zweiter Ordnung ist.

Ein solches Vernunft-System wirft aber gerade an der Stelle einen blinden Fleck, an der die Religion Trost bietet. Die Vernunft hat kein Verhältnis zu der zentralen Größe religiöser Verheißung, der Ewigkeit. Wie der „Spiegel des Verstandes“ vergeblich eine säkulare Totalität nachahmt, ist der gewaltige Eispalast ein Versuch, Ewigkeit zu simulieren. Was aber statt dessen entsteht, ist Unendlichkeit, eine räumlich-zeitliche Größe, die auf das profane Diesseits beschränkt ist und sich in der unendlichen Wiederholung, dem Modus der Reversibilität, manifestiert. - Die Ewigkeit ist ein Zustand über der Zeit ohne Anfang und Ende. Die menschliche Seele hat in ihrer Unsterblichkeit Anteil an dieser Ewigkeit. Wer nun

durch die Kälte zu einem Subjekt *in* der Kälte konserviert wird, die er wiederum auch nur so überleben kann, der betreibt bloße Selbsterhaltung auf Kosten seiner unsterblichen Seele:

Der kleine Kay war ganz blau vor Kälte, ja fast schwarz; aber er merkte es doch nicht, denn sie hatte ihm ja den Kälteschauer weggeküßt, und sein Herz war wie ein Eisklumpen. Er schleppte einige scharfe, flache Eisstücke mit sich herum, die er auf alle möglichen Arten zusammenlegte; denn er wollte ein Muster daraus bilden...Kay legte alle Figuren, die allerkunstvollsten, es war das Verstandes-Eissspiel. In seinen Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von allerhöchster Wichtigkeit: das bewirkte das Glaskörnchen, das ihm im Auge saß! Er legte ganze Figuren, die ein geschriebenes Wort bildeten; aber nie wollte es ihm gelingen, das Wort zu legen, das er just legen wollte, das Wort: Ewigkeit. Und die Schneekönigin hatte gesagt: „Kannst du mir diese Figur herausfinden, dann sollst du dein eigener Herr sein, und ich schenke dir die ganze Welt und ein paar neue Schlittschuhe.“ Aber er konnte es nicht...Und dann flog die Schneekönigin davon, und Kay saß ganz allein in dem viele Meilen großen, leeren Eissaal und schaut die Eisstücke an und dachte und dachte, so daß es in ihm knackte; ganz starr und still saß er da, man hätte glauben können, er sei erfroren. (229)

Wie in einem Kaleidoskop, „auf alle möglichen Arten“, versucht Kay, die Figuren zu dem Passwort zusammenschießen zu lassen, das ihn in die Freiheit entlassen könnte: Ewigkeit. Die Kälte hat das Herz zu einem „Eisklumpen“ gefrieren und das Bewusstsein erstarren lassen. Die Stockung als Metapher für (jugendliche) Depression? - Die Psychotherapie kennt das Phänomen des veränderten Zeiterlebens bei Depressiven, das sich in einem Gefühl des Stillstands äußert, dem Empfinden, in der Zeit nicht voranschreiten zu können, verbunden mit einem Fixiertsein auf eigentlich Erledigtes. Von einem solchen Gefühl der Hemmung, der Erstarrung und des Nicht-Fertigwerdens, Remanenz genannt,<sup>256</sup> ist auch Kay befallen. Er erscheint nicht nur wie einer lebender Toter - „man hätte glauben können, er sei erfroren“ - er zeigt auch das Symptom unaufhörlichen Grübelns: er „dachte und dachte, so daß es in ihm knackte“.

Aus dieser Leichenstarre zu Lebzeiten, dem Gefangensein in der Reversibilität einer bloß immanenten Unendlichkeit, diesem *regressus ad infinitum*, der die Ewigkeit ersetzen soll, wird Kay erlöst durch Gerdas Tränen: „Sie fielen auf seine Brust, sie drangen in sein Herz hinein, sie tauten die Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelstückchen da drinnen.“ (230) Die Tränen, diese Leitflüssigkeit des Sentiments, erlösen Kays aus dem Kälte-Bann, der sich chemisch durch einen simplen Wechsel des Aggregatzustandes und psychisch/physisch durch ein Erwachen aus der Starre vollzieht. Erst mit der Rückkehr in das Leben und die Zeitlichkeit ist Kay imstande, *Ewigkeit* zu buchstabieren; die Eiskristalle fügen sich von selbst zu der gesuchten Figur:

---

<sup>256</sup> Vgl. Hell, Daniel: Welchen Sinn macht Depression? Ein integrativer Ansatz, Reinbek bei Hamburg 1992, S.53ff.

Da brach Kay in Tränen aus; er weinte so sehr, daß das Spiegelkörnchen aus seinem Auge herausrollte, er erkannte sie und jubelte...und sie lachte und weinte vor Freude; es war so beglückend, daß selbst die Eisstücke vor Freude im Kreise tanzten, und als sie müde waren und sich niederlegten, lagen sie gerade in den Buchstaben, von denen die Schneekönigin gesagt hatte, er solle sie ausfindig machen...(230)

In Tiecks *Der Runenberg* hatte der gravierte Schriftzug den Bann herbeigeführt, der den Protagonisten Christian der Welt entfremden sollte; hier wird durch die Schrift der *status ante*, mit dessen Restauration die meisten Märchen enden, wieder hergestellt. Der Schriftzug (der sich ironischerweise aus Eiskristallen fügt) verheißt Kay den Wiedereintritt in ein Leben, das dem christlichen Dogma eher entspricht als das Unendlichkeits-Konzept der (heidnischen) Schneekönigin; mit der Lösung aus der depressiven Starre tritt Kay wieder in die Biosphäre, in das Leben, damit auch in den irreversiblen Zustand der Sterblichkeit ein. Gerdas Küsse machen seine Wangen wieder „blühend“. (230) Am Ende des Märchens befinden sich beide wieder in ihrer authentischen Umgebung, der Heimat, deren Ordnung die Erfindung des Teufels und das Erscheinen der Schneekönigin so empfindlich gestört hatten:

Die Rosen in der Dachrinne blühten zu den offenen Fenstern herein, und da standen die kleinen Kinderstühle, und Kay und Gerda setzten sich jedes auf den seinen und hielten sich an den Händen; sie hatten die kalte, leere Herrlichkeit bei der Schneekönigin gleich einem schweren Traum vergessen. (233)

Am Ende weiß Kay nicht mehr, als er am Anfang gewusst hat. Das verkehrte Wesen bloßer Verständigkeit, das die teuflischen Splitter gestiftet hatten, ist verschwunden. Das Gemüt, durch die entzaubernde Vernunft verwundet, erfährt Heilung erst, nachdem es dem Regime der absoluten Vernunft ausgesetzt war. Der homöopathische Aufenthalt in der Kälte hat zu einem Naturzustand höherer Potenz geführt. Ähnlich wie bei dem Zauberbergsteiger Hans Castorp (der sich nach seinem Kälteschlaf auch an nichts erinnern konnte) wird christliche Humanität errungen auf dem Umweg über die Todesgefahr.

### **Vom Wesen der Langeweile - *Der Zauberberg* als Regime der Reversibilität**

Thomas Mann hat in einem Selbstkommentar erklärt, man müsse sein Werk als einen Zeitroman im doppelten Sinn verstehen. Er habe in ihm nicht nur ein Panorama der Zeit und der in der Epoche verhandelten Ideen zeigen wollen; das Phänomen der Zeit selbst sei einer der prominentesten Gegenstände des Romans. Im Kontext unserer Überlegungen zu dem

Zusammenhang von Kältemetaphorik und Verkehrszeit/Geschichtszeit erscheint besonders der zweite Aspekt der Mann'schen Zeitdiagnostik interessant.

In der Umbruchsepoche der zwanziger Jahre stellte das Raisonement über die Struktur der Zeit fast eine theoretische Zentraldisziplin dar. Die philosophische Neugier richtet sich dabei insbesondere auf das Wesen und die Wahrnehmung des Augenblicks: Ernst Bloch etwa spricht vom „Dunkel des gelebten Augenblicks“, Carl Schmitt vom „Augenblick der Entscheidung“, Ernst Jünger feiert den „plötzlichen Schrecken“, Paul Tillich den günstigen Moment des *Kairos*; im Kult des Sport zelebriert die *Neue Sachlichkeit* das Vermögen zur Geistesgegenwart.<sup>257</sup> - Seit die Normaluhr, welche die scheinbar gesicherte Kontinuität der bürgerlichen Welt mit ihrem Takt begleitet und gegliedert hatte, unzuverlässig geworden war, gewann der Augenblick besondere Bedeutung; eine Monade erlebter Zeit, erschien er als ein geeigneter Baustoff für die diversen Theorien der Diskontinuität, denn:

Die ganze Kulturtradition, worin die Religion als kultureller Besitz und konventionelle Moral mitgeschleppt wird, verbrennt in diesem existenziell erhitzten Augenblick. (...) Gegen das flache Undsoweniger bürgerlicher Stabilität steht der grelle Genuß einer intensiven Unendlichkeit - im Augenblick.

Der so verstandene Augenblick verspricht eine Beziehung zu dem „ganz Anderen“, er bedeutet eine andere Erfahrung der Zeit und die Erfahrung einer anderen Zeit. Er verspricht jähe Wendungen und Verwandlungen, vielleicht sogar Ankunft und Erlösung, auf jeden Fall aber zwingt er zur Entscheidung.<sup>258</sup>

Auch bei Heidegger gewinnt der Augenblick

(...) ein eigentümliches Pathos. Gemeint ist nämlich nicht der Gemeinplatz, daß die verstreichende Zeit stets eine Gegenwart, einen Augenblickspunkt durchläuft. Der Augenblick ist nicht einfach 'gegeben', sondern er muß entdeckt werden, und zwar deshalb, weil unser gewöhnliches Verhältnis zur Zeit die Augenblicklichkeit durch ein leeres oder stabiles Undsoweniger zudeckt. Augenblicklichkeit ist kein Vorkommen, sondern eine Leistung des Daseins, eine Tugend der Eigentlichkeit.<sup>259</sup>

Solche „Tugend der Eigentlichkeit“, die hinter hinter dem Lauf der Geschichtszeit und seinem „leeren oder stabilen Undsoweniger“ den stehenden Augenblick entdeckt, zeigt nun im *Zauberberg* ausgerechnet der vom Autor als „einfacher junger Mensch“<sup>260</sup> eingeführte Hamburger Patriziersohn Hans Castorp. Von seinem an Lungentuberkulose erkrankten Vetter Ziemßen, den zu besuchen Castorp eigentlich nach Davos gekommen war, muss er sich vorwerfen lassen, er „spintisiere“ (117) geradezu über das Phänomen der Zeit. Anlass dazu bietet ihm die überwiegend horizontale Lebensweise der mondänen Patienten und die damit

---

<sup>257</sup> Vgl. Safranski, Ein Meister aus Deutschland, S.207ff.

<sup>258</sup> Safranski, a.a.O., S.207.

<sup>259</sup> Safranski, a.a.O., S.206.

<sup>260</sup> Mann, Thomas: Der Zauberberg, Frankfurt am Main 1952, S.11.

verbundene Besonderheit ihres Tagesablaufs, der sich hauptsächlich in strikt eingehaltenen Mahlzeiten und Liegekuren gliedert. Als ob er Heideggers Argumente aufnehmen wollte, erklärt Castorp gut intuitionalistisch, die Zeit sei eben nicht „eigentlich“: „Wenn sie einem lang vorkommt, so ist sie lang, und wenn sie einem kurz vorkommt, so ist sie kurz, aber wie lang oder kurz sie in Wirklichkeit ist, das weiß doch niemand.“ (94) Ziemßens Hinweis auf die normierende Verbindlichkeit von Uhr und Kalender pariert Castorp mit der These, solche Methoden, Zeit zu messen, seien ihr im wahren Sinn des Wortes unangemessen. Schließlich sei der Umlauf des Sekundenzeigers

(...) eine Bewegung, eine räumliche Bewegung, nicht wahr? Halt, warte! Wir messen also die Zeit mit dem Raume. Aber das ist doch ebenso, als wollten wir den Raum an der Zeit messen, - was doch nur ganz unwissenschaftliche Leute tun. Von Hamburg nach Davos sind zwanzig Stunden, - ja, mit der Eisenbahn. Aber zu Fuß, wie lange ist es da? Und in Gedanken? Keine Sekunde! ...  
Den Raum nehmen wir doch mit unseren Organen wahr, mit dem Gesichtssinn und dem Tastsinn. Schön. Aber welches ist unser Zeitorgan? Willst du mir das mal eben angeben? Siehst du, da sitzt du fest. Aber wie wollen wir denn etwas messen, wovon wir genaugenommen rein gar nichts, nicht eine einzige Eigenschaft auszusagen wissen! Wir sagen: die Zeit läuft ab. Schön, soll sie also mal ablaufen. Aber um sie messen zu können...warte! Um meßbar zu sein, müßte sie doch gleichmäßig ablaufen, und wo steht denn das geschrieben, daß sie das tut? Für unser Bewußtsein tut sie es nicht, wir nehmen es nur der Ordnung halber an, daß sie es tut, und unsere Maße sind doch bloß Konvention, erlaube mir mal... (95)

Castorp formuliert hier - beiläufig und in für ihn ungewohnter *Gedankenschärfe* - eine Kritik an der herkömmlichen Vertauschung von Zeit und Raum. Denn die Gewohnheit, eine Dimension durch den Verweis auf eine andere zu gliedern, wurde auch von der zeitgenössischen Philosophie beargwöhnt, von der Ideologiekritik ebenso wie von der Phänomenologie.<sup>261</sup>

Im *Zauberberg* wird das Motiv der landläufigen Verwechslung von Zeit und Raum noch von einem weiteren binären Modell flankiert: Wie die Zeit durch Normierung und Überführung in ein System räumlicher Parameter (z. B. die duodezimale Stunden-Einteilung auf dem Ziffernblatt einer Uhr), soll die Wärme/Kälte durch das Ansteigen oder Absinken einer Quecksilbersäule gemessen werden. In beiden Fällen wird eine Empfindung, sei sie temporal oder thermisch, nach den Regelmäßigkeiten räumlicher Ausdehnung ermittelt. *Mercurius*, der Botschafter (und Patron des Handels und des Tauschs!), steigt parallel zur Temperatur an,

---

<sup>261</sup> „Überhaupt ist der Primat des Raums über die Zeit ein untrügliches Kennzeichen reaktionärer Sprache.“ - Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt am Main 1962. S.322.

„Dieser Vorrang des Räumlichen in der Artikulation von Bedeutungen und Begriffen hat seinen Grund nicht in einer spezifischen Mächtigkeit des Raumes, sondern in der Seinsart des Daseins. Wesenhaft verfallend, verliert sich die Zeitlichkeit in das Gegenwärtigen und versteht sich nicht nur umsichtig aus dem besorgten Zuhandenen, sondern entnimmt dem, was das Gegenwärtigen an ihm als anwesend ständig antrifft, den räumlichen Beziehungen, die Leitfäden für die Artikulation des im Verstehen überhaupt Verstandenen und Auslegbaren.“ - Heidegger, Martin: Sein und Zeit, Tübingen 1993, S.369.

bzw. dehnt sich mit ihr aus: Aus dem Wie wird ein Wieviel, Qualitäten werden durch Quantitäten ersetzt. In Hans Castorp erwacht eine Ahnung von dieser Analogie, als er ein Thermometer erwirbt; eingeführt wird es wie ein zauberisches Ding:

Er nahm lächelnd das rote Etui vom Tisch und öffnete es. Schmuck wie ein Geschmeide lag das gläserne Gerät in die genau nach seiner Figur ausgesparte Vertiefung der roten Samtpolsterung gebettet. Die ganzen Grade waren mit roten, die Zehntelgrade mit schwarzen Strichen markiert. Die Bezifferung war rot, der untere, verjüngte Teil mit spiegelig glänzendem Quecksilber gefüllt. Die Säule stand tief und kühl, weit unter dem Normalgrade tierischer Wärme. (233)

Paradoxerweise werden die sieben Minuten, die für die Feststellung der Temperatur benötigt werden, zu schierer Endlosigkeit ausgedehnt, wenn man ihrem Verstreichen aufmerksam beiwohnt: „Die Zeit schlich, die Frist schien endlos. Erst zweiundeinehalbe Minute waren verstrichen, als er nach den Zeigern sah, schon besorgt, er könnte den Augenblick verpassen.“ (235) Die Simultanität der beiden Messvorgänge ist nur scheinbar: Das Messen der Temperatur setzt eben jene Teilbarkeit und Präzision voraus, die dem Zeitempfinden abgeht. Am Ende wird zwar ein präziser Wert auf der Skala des Thermometers gewonnen, aber das Zeitgefühl endet im Ungefähren - und wird Hans Castorp im Laufe der Jahre völlig verlassen. (762) - Hier klingt auch noch einmal das zeitgenössische Motiv vom richtigen Augenblick an, den man verpassen zu können glaubt wie einen Zug.

Nichts ermuntert Castorp so sehr zu einem „Exkurs über den Zeitsinn“ und das Wesen der Langeweile wie die Leere der immer wiederkehrenden Ruhestunden:

Was man Langeweile nennt, ist also eigentlich vielmehr eine krankhafte Kurzweiligkeit der Zeit infolge von Monotonie: große Zeiträume schrumpfen bei ununterbrochener Gleichförmigkeit auf eine das Herz zu Tode erschreckende Weise zusammen; wenn ein Tag wie alle ist, so sind sie alle einer; und bei vollkommener Einförmigkeit würde das längste Leben als ganz kurz erlebt werden und unversehens verfliegen sein. (146)

Wo eine Datierung unmöglich ist, weil die Einheit wegen zu großer Uniformität ineinander übergehen und zu einer Art „Ewigkeitssuppe“ (255) verschwimmen, kann man nicht mehr von Wiederholung sprechen: „es ist immer derselbe Tag, der sich wiederholt; aber da es immer derselbe ist, so ist es im Grunde wenig korrekt, von „Wiederholung“ zu sprechen; es sollte von Einerleiheit, von einem stehenden Jetzt oder von der Ewigkeit die Rede sein.“ (255 f.) - Mann hat das Wort vom stehenden Jetzt (*nunc stans*) der Mystik entlehnt. Sie bezeichnet damit sowohl einen Zeitpunkt im Kontinuum der Geschichtszeit, der weder Vergangenheit noch Zukunft hat, als auch ein Nun der Ewigkeit, das alle Zeiten in sich einschließt, und in

dem „Gott immer neu aufscheint“.<sup>262</sup> Im *Zauberberg* jedoch beschreibt das *stehende Jetzt* einen Zustand der Leere und der Erstarrung; im Modus dieses *nunc stans* ist die Zeit abwesend, soweit sie als erfüllte (und damit auch als vergehende) Zeit gedacht werden kann. Stattdessen bietet sich eine perpetuierliche „Reihe“ (255) identischer Tage, die, strenggenommen, aufgrund eben dieser Identität gar keine Reihe ist. Bertrand Russell hat das Dilemma so beschrieben, -nicht ohne seinerseits die Zeit mit Hilfe des Raumes zu erklären:

Wir müssen sagen, daß der spätere Zustand mit dem früheren der Zahl nach identisch ist; wir können nicht sagen, daß derselbe Zustand zweimal vorkommt, denn damit würden wir ein Datierungssystem postulieren, was die Hypothese gerade nicht zuläßt. Es wäre damit genauso, wie wenn jemand eine Reise um die Welt machen würde: der Betreffende würde nicht sagen, daß der Punkt, von dem aus er seine Reise angetreten hat, und der Punkt, an dem er wieder angekommen ist, zwei verschiedene, wenn auch sehr ähnliche Punkte seien; er wird sagen, daß die beiden Punkte ein und derselbe Ort sind.<sup>263</sup>

Symptomatisch für die daraus resultierende Leere ist das Kältegefühl, das Castorp in den „flüchtigen und gehaltlosen anderthalb Stunden“ der Liegekuren empfindet: „Hans Castorp fröstelte heftig dabei“; (118) „ihn fror entschieden, Schauer überliefen ihn wiederholt, während er durch die Holzbögen in die sickernde, nieselnde Nässe dort draußen blickte, die jeden Augenblick auf dem Punkt schien, wieder in Schneefall überzugehen“; (144) seine Neigung „zum Froste“ (144) verbindet sich mit der Aussicht auf „zwei leere und sicher gefriedete Stunden“; (145) „Die Witterung setzte ihm zu, der Frost wirkte anstrengend und konsumierend auf seinen Organismus.“ (375)

Was wie ein anfänglicher thermischer Dissens Castorps an der horizontalen Lebensweise im Sanatorium erscheint - die wiederkehrenden Symptome scheiternder Akklimatisation: „erhöhte Allgemeinverbrennung“, (226) „Frostschauer“, (125) „Gesichtsbrand“, (99) „trockenhitzige Backen“, (144) „Übertemperatur“, (207) „Hitze im Gesicht“, (227) Herzklopfen (100, 105) - besiegelt Castorps Verfallenheit an das Faszinosum des *Zauberbergs*. Der wiederholt und fast schon aufdringlich betonte Zusammenhang zwischen

---

<sup>262</sup> Winkler, Norbert: Meister Eckhart zur Einführung, Hamburg 1997, S.67.

Und der Jesuit Naphta, als wolle er die theoretische Grundlage dazu liefern, erklärt im vorletzten Kapitel, „die moderne Wissenschaft als Dogma lebe einzig und allein von der metaphysischen Voraussetzung, daß die Erkenntnisformen unserer Organisation, Raum, Zeit und Kausalität, in denen die Erscheinungswelt sich abspiele, reale Verhältnisse seien, die unabhängig von unserer Erkenntnis existierten. Diese monistische Behauptung sei die nacktste Unverschämtheit, die man dem Geiste je geboten. Raum, Zeit und Kausalität, das heiße auf monistisch: Entwicklung, - und da habe man das Zentraldogma der freidenkerisch-atheistischen Afterreligion...In der Tat, man werde, ein wenig Logik vorausgesetzt, zu lustigen Erfahrungen und Ergebnissen gelangen mit dem Dogma von der Unendlichkeit und Realität des Raumes und der Zeit: nämlich zum Ergebnis des Nichts. Nämlich zur Einsicht, daß Realismus der wahre Nihilismus sei. Warum? Aus dem einfachen Grunde, weil das Verhältnis jeder beliebigen Größe zum Unendlichen gleich Null sei. Es gebe keine Größe im Unendlichen und weder Dauer noch Veränderung in der Ewigkeit.“ Mann, *Zauberberg*, S.951.

<sup>263</sup> Russell, Bertrand: *An Inquiry into Meaning and Truth*. 1940, S.102. Zitiert nach Borges, *Essays*, S.236 f.

dem Messen der Temperatur und dem der Zeit besteht darin, dass Castorps langjähriges Verweilen „bei denen hier oben“ umso wahrscheinlicher wird, je höher seine Temperatur steigt. Mit dem Katarrh, den Hofrat Behrens diagnostiziert, wird das Motiv der Todesnähe, das im *Schnee*-Kapitel als Versuchung manifest wird, vorweggenommen: Schwester Mylendonk nämlich - die, wie der Todesbote der Eingangsszene von *Der Tod in Venedig*, über eine aufgeworfene Nase verfügt (231 f.) - klopfte „durch seinen Katarrh herbeigezogen, ... knöchern und kurz an seine Stubentür“. (231) Das leichte Fieber ist eine Voraussetzung zur Initiation. In die Gemeinschaft, die das Tuberkel stiftete, aufgenommen, wird er am Frühstückstisch begrüßt wie ein Eingeweihter, der ein geheimes Wissen gewonnen, seine Unschuld aber eingebüßt hat: mit Augurengesten und Anzüglichkeiten (239 f.). Die Initiation erhält die offizielle Weihe bei der Untersuchung durch Behrens; und weil Castorp „im stillen ein Hiesiger“ (250) ist und somit der hierarchischen Ordnung des Sanatoriums unterliegt, kann der Hofrat von nun an auf die Anrede *Herr* verzichten.

Nichts vermittelt so sehr ein Gefühl von Ewigkeit wie das Vergessen. Hans Castorp steigt nicht von den Reflexionshöhen seines Rasonnierens herab, ohne dessen Errungenschaften gründlich vergessen zu haben; (117, 682) das erscheint wie eine ironische Volte Manns auf Nietzsches berühmte Einleitung zu *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*:

Der Mensch fragt wohl einmal das Tier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Tier will auch antworten und sagen: das kommt daher, daß ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte - da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so daß sich der Mensch darob verwunderte. Er wunderte sich aber auch über sich selbst, das Vergessen nicht lernen zu können und immerfort am Vergangenen zu hängen...

Dann sagt der Mensch „ich erinnere mich“ und beneidet das Tier, welches sofort vergißt und jeden Augenblick wirklich sterben, in Nebel und Nacht zurücksinken und auf immer verlöschen sieht.<sup>264</sup>

Parallel zu Castorps „Mattwerden des Zeitsinns“ (146, 762) wächst sein Vermögen, unhistorisch zu empfinden. Zeit wird in immer kleinere, diskontinuierliche Einheiten aufgelöst, deren jede aktuell als kleine Ewigkeit, als „ausdehnungslose Gegenwart“ (256) empfunden wird, weil das Gefühl für die Unteilbarkeit von Zeit sich nicht mehr einstellen will:

Trotzdem war das damals eine große Menge Zeit gewesen, namentlich die erste Hälfte, wie es Hans Castorp nachträglich schien, - während die rechnerisch gleiche Menge jetzt sehr wenig bedeutete, beinahe nichts...

Sechs Wochen, nicht einmal so viele also, wie die Woche Tage hatte: was war das in Anbetracht der weiteren Frage, was denn so eine Woche, so ein kleiner Rundlauf vom Montag zum Sonntag und wieder Montag war. Man brauchte nur immer nach Wert und Bedeutung der nächstkleineren Einheit zu fragen, um zu verstehen,

---

<sup>264</sup> Nietzsche, Bd.1, S.211.

daß bei der Summierung nicht viel herauskommen konnte, deren Wirkung überdies und zugleich ja auch eine sehr starke Verkürzung, Verwischung, Schrumpfung und Zernichtung war. (397)

Es ist dieses Phänomen des *regressus in infinitum*, die „Summierung des Nichts“, (397) das deutlicher als alles andere die Erstarrung im Reversiblen zeigt.

Die Sublimation zu Nichts und eine lebensfeindliche Symmetrie als wesentliche Merkmale reversibler Systeme gestalten auch im *Schnee* - Kapitel den Schauplatz, auf dem Castorps Kampf gegen die Versuchung des Todes stattfindet. Der Zauberberg schafft, das legt das Eingangstableau dieses Kapitels nah, eine Sphäre, die dem Entscheidungsdruck des praktischen Lebens im Flachland enthoben ist: „die hiesige Luft, dünn und leicht wie sie war, leerer Äther des Alls beinahe, arm an irdischen Zusätzen, an Gutem wie Bösem“. (643) Das Klima zeitigt eine unwirkliche Realität, in der sich alles bis zum Ungegenständlichen sublimiert: „Draußen war das trübe Nichts, die Welt in grauweiße Watte, die gegen die Scheiben drängte, in Schneequalm und Nebeldunst dicht verpackt.“ (644) In den Räumlichkeiten des Sanatoriums schießt die ewige Wiederholung des Gleichen im ritualisierten Tagesablauf zu einem *nunc stans* zusammen, und draußen erschaffen Kälte und Feuchtigkeit ein „wattiges Nichts“, (645) Schneeflächen leiten den Blick „ins Wesenlose“. (644) Im *Schnee*-Kapitel werden die geistigen Antinomien zwischen der Settembrini- und der Naphta-Welt, die in Hans Castorps Kopf Verwirrung gestiftet haben, aufgelöst: „das Chaos von weißer Finsternis“, (646) ein *coincidentia oppositorum*, deutet dies an. - Nach seinem Schnee-Abenteuer wird Castorp sagen: „Ich bin mit Naphta und Settembrini im hochgefährlichen Gebirge ungekommen.“ (677)

Castorp war eigentlich aufgebrochen, um - dem romantischen Impuls nach einer „inniger-freieren Berührung mit dem schneeverwüsteten Gebirge“ (647) folgend - einmal die „volle Umarmung“ (652) der tödlichen Natur zu riskieren. Der Wunsch, den Wintersport-Betrieb samt „Freiluftgecken und Schicksportler“ (648) gewissermaßen zu transzendieren, indem er, Schokolade und ein Fläschchen Portwein in seinen Breeches, „bleiche Höhen hinan“ (654) stöckelt, führt allerdings ins Nichts: „es war überall gar nichts und nirgends etwas zu sehen (...)“. (654) Statt des Erhabenen bietet sich Castorp eine „gewaltig nichtssagende“ Stille, (654) „Urschweigen“. (651)

Auf seiner Exkursion gerät Castorp in einen Schneesturm. Er muss nun sein bisher reichlich praxisfernes - *placet experiri!* - Räsonnieren über Tod und Leben (in dem Kapitel

*Forschungen*) in allererster Instanz, nämlich am eigenen Leib, auf seine unhintergehbare Wahrheit überprüfen. Schon Castorps erster Winter in Davos hatte ihm ein erhabenes, aber lebensfeindliches Spektakel geboten: „In eisige Reinheit schien die Welt gebannt, ihre natürliche Unsauberkeit zugedeckt und erstarrt im Traum eines phantastischen Todeszaubers.“ (374) - Das Prinzip des Lebendigen erscheint hingegen unvollkommen und fehlerhaft, wie Kays „grässliche Rosen!“ aus der *Schneekönigin*:

Was war also das Leben? Es war Wärme, das Wärmeprodukt formerhaltender Bestandlosigkeit, ein Fieber der Materie...Es war ein heimlich-fühlsames Sichregen in der keuschen Kälte des Alls, eine wollüstig-verstohlene Unsauberkeit von Nährsaugung und Ausscheidung, ein exkretorischer Atemhauch von Kohlensäure und üblen Stoffen verborgener Herkunft und Beschaffenheit. (381)

Andersen bot die Erstarrung die verführerische Möglichkeit zur (zynischen) Erkenntnis.<sup>265</sup> Ein Gefallen an der Erstarrung zum Artefakt schreibt Mann auch seinem Adrian Leverkühn zu. Hier ordnet aber nicht die Entzauberungs- und Nihilismus-Thematik die Symbole an, sondern die des Artisten/Künstlers sowie das Problem der Mimesis. Bei Thomas Mann ist die Kälte Voraussetzung, die Erstarrung eine Bedingung von Kunst, denn im Eiskristall entsteht eine „dem Menschaugen nicht zugeordnete, heimliche Kleinpracht“. (656) Diese „Kleinpracht“ ist allerdings eher Artistik als Kunst, denn ihre Erkenntnis hemmt Leverkühn in seiner Produktivität; Mann lanciert hier seine Kritik am Ästhetizismus - ein Topos in seinem Werk spätestens seit der Fehde mit Bruder Heinrich.<sup>266</sup> Eine derartige *l'art pour l'art* ist dem Menschen darum nicht gemäß, weil die Bedingungen, derer sie bedarf, die menschliche Konstitution überfordern, die von Unzulänglichkeiten und „verstohlene(r) Unsauberkeit“ proliferiert ist:

In sich selbst war jedes der kalten Erzeugnisse von unbedingtem Ebenmaß und eisiger Regelmäßigkeit, ja dies war das Unheimliche, Widerorganische und Lebensfeindliche daran; sie waren zu regelmäßig, die zum Leben geordnete Substanz war es niemals in diesem Grade, dem Leben schauderte vor der genauen Richtigkeit, es empfand sie als tödlich, als das Geheimnis des Todes selbst, und Hans Castorp glaubte zu verstehen, warum Tempelbaumeister der Vorzeit absichtlich und insgeheim kleine Abweichungen von der Symmetrie in ihren Säulenordnungen angebracht hatten. (657)

---

<sup>265</sup> „Wer den Teufelssplitter im Auge hat, ist mit dem scharfen Blick geschlagen, durchschaut alle Schwächen und Falschheiten der andern, wird durch Erkenntnis kalt. Wer den Splitter hat, geht dem Leben verloren und liebt nur noch die kristalline Schönheit. Vereisten Herzens, ist er bereit für die Schneekönigin. Sie küßt ihn mit dem kalten Kuss der Muse, da wird er ihr Jünger und kann ihr nicht mehr entkommen. Alles muß er ihr opfern, was ihm herzlich lieb war. Verzaubert, geschützt, gebannt von ihrer Macht, verödet er im Eispalast, einsam, aber unangreifbar.“ - Maar, a.a.O., S.184.

<sup>266</sup> In seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* eifert Thomas Mann gegen die „unleidliche Schönheits - Großmäuligkeit“ (S.105), wobei er zwar d'Annunzio erwähnt, aber Heinrich meint.

Das Schnee-Abenteuer setzt Castorp der Gefahr aus, dieser lebensfeindlichen Kältesymmetrie zu erliegen: er riskiert, zum „Schneemann“ (660) zu werden, seine Gesichtszüge erstarren, (662) und er klopft „einen Harnisch von Schnee herunter“. (661)

Die Erstarrung, der sich solche Symmetrie verdankt, verheißt allerdings auch Entlastung vom Organischen (und von den damit verbundenen irreversiblen Prozessen, die Hans Castorp bis zum körperlichen Unwohlsein mit Hitzewallungen irritieren: die nächtlichen Aktivitäten des liederlichen Paares vom schlechten Russentisch, der von innerer Auflösung zeugende Husten des Herrenreiters). Der Kälteschlaf garantiert, wie ein verkürzter Winterschlaf, eine Auszeit von dem irreversiblen Vorgang organischen Verfalls:

Ein Frösteln begleitete den Augenblick des Hinübergangs, doch gab es dann kein reineres Schlafen als dieses hier in der Eiseskälte, dessen Traumlosigkeit von keinem unbewußten Gefühl organischer Lebenslast berührt wurde, da das Atmen der leeren, nichtig-dunstlosen Luft dem Organismus nicht schwerer fiel als das Nichtatmen der Toten. (645)

Dauert der Kälteschlaf jedoch zu lange, überfordert er das menschliche Vermögen. Mann hat betont, *Schnee* markiere „den Augenblick seiner (Castorps) größter Todesnähe“.<sup>267</sup> Wie Kay im Palast der Schneekönigin an der Lösung des Verstandesspiels laboriert, versucht Castorp, im Schlaf die „intellektuellen Antinomien“<sup>268</sup> aufzulösen, die, repräsentiert durch Settembrini und Naphta, in seinem Bewusstsein gegeneinander Stellung bezogen haben. Das leicht dahingesagte „*Placet experiri*“ (138) gewinnt nun existentielle Bedeutung. Das Kokettieren mit Nietzsches Idee vom „Gefährlich-Leben“ im Hochgebirge als einem Modell, das Gedankenexperimente durchführt und Ideen im außermoralischen Sinn entwickelt, manövriert und von allen Seiten besieht, fordert nun den Einsatz des eigenen Lebens.

Das Kältemilieu des *Schnee*-Kapitels lockt als erhabenes Refugium, das Zuflucht vor der vernünftlerischen „Bevormundung“ (657) durch Settembrini bietet. Ein von Haus aus Wärmebedürftiger wie dieser,<sup>269</sup> der tut, als sei er unter die Skythen geraten, (134 f.) muss dem Faszinosum des „heimlich-heiligen Schrecken(s)“ (652) misstrauen, den die Berührung mit dem Elementar-Numinosen - sei es als Hochsee oder Hochgebirge<sup>270</sup> - in dafür

---

<sup>267</sup> Mann im Gespräch mit Bernard Guillemin. In: Mann, Thomas: Selbstkommentare: „Der Zauberberg“, hrsg. von H. Wysling, Frankfurt am Main 1993, S.76.

<sup>268</sup> Maar, a.a.O., S.186.

<sup>269</sup> „Mein Vater“, sagte er gedehnt und schwärmerisch, - „er war sein so feiner Mann, - empfindlich am Körper wie an der Seele! Wie liebte er im Winter sein kleines, warmes Studierstübchen, von Herzen liebte er es, stets mußten zwanzig Grad Réaumur (etwa 22 Grad Celsius, M.W.) darin herrschen, vermöge eines rotglühenden Öfchens (...)“ Mann, Zauberberg, S.134f.

<sup>270</sup> „Auf Sylt hatte er, in weißen Hosen, sicher, elegant und ehrerbietig am Rande der mächtigen Brandung gestanden wie vor einem Löwenkäfig...Dann hatte er gebadet, während ein Strandwächter auf einem Hörnchen

zugänglichen Naturen hervorruft. Das Erhabene ist kalt und schrecklich, weil es gleichgültig ist gegenüber menschlichem Maß; als das Inkommensurable schlechthin kann es schließlich nicht unter sein Niveau gehen. Wie Meer und Wüste sind Schneefeld und Hochgebirge Schauplätze einer „Regression aus der Individuation“,<sup>271</sup> und der Humanist Settembrini hinter seiner „puffende(n) Spiritusmaschine“ ist „höchlich erschrocken“, (681) weil er seinen Schützling beinahe an das verhasste Prinzip der „Durchgängerei“ verloren hätte.

Die Schneelandschaft verheißt Castorp Ruhe vor den Belehrungen Settembrinis und seiner allzu praktischen Vernunft. Diese Ruhe des „Urschweigens“ (651) ist aber eine Ruhe zum Tode und zur Auflösung. Castorp läuft Gefahr, „vermengt und verschwunden“ zu sein, wie es am Ende des Romans seinen unglücklichen Kriegskameraden widerfährt (983) - und gleichzeitig im Kältetod zu erstarren. Castorps Todesverfallenheit<sup>272</sup> ist der Grund seines Ruhebedürfnisses. Mann deutet das an, wenn er Castorp gegen Ende mit Schuberts/Müllers *Der Lindenbaum* in die große Schlacht schickt; in ihm heißt es: „Und immer hör ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort!“ In einem Brief erklärt Mann den Lindenbaum zu einem „Symbol alles Liebenswert-Verführerischen, worin der heimliche Kern der Verderbnis lauert.“<sup>273</sup> - In Castorps Schneeabenteuer übernimmt der Portwein, „das dilettantische Getränk“, (668) diese Funktion. Mann hatte sich besonders im Zusammenhang mit „Schilderungen besonderer und extremer Naturereignisse, wie Schnee- und Eiskatastrophen“ von Adalbert Stifter anregen lassen,<sup>274</sup> und der Portwein in Castorps Westentasche erinnert an den Kaffeeauszug, der den Kindern aus Stifters *Bergkristall* fürsorglicherweise mit auf ihre Winterwanderung gegeben wurde.<sup>275</sup> Aber statt ihn aufzumuntern, hüllt der Porter Castorp

---

denjenigen Gefahr zublies, die frecherweise versuchten, über die erste Welle hinauszudringen (...)“ Mann, Zaubenberg, S.652.

„Meer und Hochgebirge sind nicht ländlich, sie sind elementar im Sinne letzter und wüster, außermenschlicher Großartigkeit, und es sieht fast aus, als ob der zivile, der städtische, der urbane, der bürgerliche Künstler, wenn es Natur gilt, geneigt wäre, das Ländlich-Landschaftliche zu überspringen und direkt das Elementare zu suchen, weil diesem gegenüber sein Verhältnis zur Natur sich mit vollem menschlichen Recht als das bekennen und offenbaren kann, was es ist: als Furcht, als Fremdheit, als unzukömmliches und wildes Abenteuer.“ Mann, Selbstkommentare, S.S.89.

<sup>271</sup> Koopmann, Helmut (Hg.): Thomas-Mann-Handbuch, Stuttgart 1990, S.412.

<sup>272</sup> Auf Castorps Gefährdung, seine Hinneigung zu Tod und Auflösung deutet - neben den „weichen Zähnen“ (Zaubenberg, S.48) - das Symbol der Taufschale im 2. Kapitel hin: es ist mit Arabesken geschmückt, „halb Stern und halb Blume“ (Zaubenberg, S.36). Für Maar ist die Taufschale gar ein „Todessymbol“ (Maar, a.a.O., S.151); als überliefertes Traditionsgerät steht sie auch für das Überpersönliche der dynastischen Erbfolge hanseatischer Patrizier, die das rein Kontingente und Alltägliche überhöhen soll.

<sup>273</sup> Mann, Selbstkommentare, S.141.

<sup>274</sup> Mann, Selbstkommentare, S.16.

<sup>275</sup> „Für die Mutter habe ich einen guten gebrannten Kaffee mitgegeben“, sagte sie, „und in dem Fläschchen, das zugestopft und gut verbunden ist, befindet sich auch ein schwarzer Kaffeeaufguß, ein besserer, als die Mutter bei euch gewöhnlich macht, sie soll ihn nur kosten, wie er ist, er ist eine wahre Arznei, so kräftig, daß nur ein Schlückchen den Magen so wärmt, daß es den Körper in den kältesten Wintertagen nicht frieren kann.“

eine gefährliche, weil trügerische, dösige Wärme, die ihn in seine Hippe/Chauchats-Visionen versinken lässt.

Die Dramaturgie folgt einem Prinzip der sich steigernden Wiederholung. Bei seiner ersten, auf eigene Faust unternommenen Exkursion, über die das *Hippe*-Kapitel berichtet (eine Weiterführung der eingänglichen Hadesfahrt Castorps nach Davos), hatte sich Castorp erst Nasenbluten, (167) später einen Schnupfen geholt. (227 f.) Der junge Hippe - Objekt einer Schulhofschwärmerei des Schülers Castorp, sein Hans Hansen sozusagen - ist eine Präfiguration Clawdia Chauchats. Das Motiv des Ausflugs in die Wagnis-Sphäre wird an die Identität HIPPES und Chauchats geknüpft und im *Schnee*-Kapitel weitergeführt und gesteigert. Castorp läuft nun Gefahr, der „Durchgängerei“ zu verfallen, der Unordnung, dem *Laissez-Faire*, der Laszivität, der Ausschweifung und dem Schrecken.

Hier werden beide Figuren mit einem Kälte-Phänomen assoziiert; das Motiv der physischen Gefährdung verbindet sich mit dem der tödlichen (Hippe!) Verführung:

Es war so ein eigentümliches zartes Berg- und Tiefenlicht, grünlich-blau, eisklar und doch schattig, geheimnisvoll anziehend. Es erinnerte ihn an das Licht und die Farbe gewisser Augen, schicksalblickender Schrägaugen, die Herr Settembrini vom humanistischen Standpunkte aus verächtlich als „Tatarenschlitze“ und „Steppenwolfslichter“ bezeichnet hatte, - an früh erschaute und unvermeidlich wiedergefundene, an Hippe's und Clawdia Chauchats Augen. (655)

Michael Maar hat in *Geister und Kunst* Clawdia als Andersen'sche Eijsungfrau identifiziert: die Schneelandschaft ist ihr Reich, es trägt ihre Farben:

Schnee ist Unform, sofern Schneekönigin und Eijsungfrau mit Blicken und Küssen bläulich-weiß zur Vermischung locken. Schnee ist aber auch Überform, Tod in der kristallinen Erstarrung. Zum Ursprung, zum Schnee, muß Castorp zurück, um zum Ziel zu kommen, der visionsweisen Überwindung des Dualismus. Nur im Element der Königin kann der Gedankentraum zu der Lösung führen, die beides verwirft, die Verführung zur Allverschmelzung wie die narzißtisch eisige Vollkommenheit...

Wenn Schnee Tod als Unform und Tod als Überform ist, Entgrenzungszauber wie Erstarrungsmittel, muß er gleich doppelt tödlich sein.<sup>276</sup>

Die Kälte des winterlichen Hochgebirges schärft das Empfinden des Bürgers Castorp für seine Entfremdung gegenüber der Natur, es schärft aber auch seine Kontur. Aus dem Ausflügler mit Breeches, Schokolade und Portwein-Flachmann wird einer der heroischen Winterwanderer,

---

„Der ungemein starke Azuszug wirkte sogleich, und zwar umso heftiger, da die Kinder in ihrem Leben keinen Kaffee gekostet hatten. Statt zu schlafen, wurde Sanna nun lebhafter, und sagte selber, daß sie friere, daß es aber von innen recht warm sei, und auch schon so in die Hände und Füße gehe. Die Kinder redeten sogar eine Weile mit einander.“ Stifter, Adalbert: „Bergkristall“, in: Stifter, Adalbert: Bunte Steine und Erzählungen, München 1951, S.182, S.199.

<sup>276</sup> Maar, a.a.O., S.151f.

die sich mit einem „Harnisch von Schnee“ (661) gegen die Zumutungen ihrer Seelenlandschaften panzern müssen: „Überform“. Aber der beinahe tödliche Traum in der Kälte löst auch die Kontur auf zu einer „Unform“, um sie dem „Unwesen“ und der „phänomenale(n) Ausschreitung“ (646) zu unterwerfen und einzuverleiben.

Das ziellose Probehandeln und ewige Kreisen um die Varianten der Antinomie gipfelt und endet in der Vision des *Schnee*-Kapitels. „Ins Schneegebirge hat mich das Suchen danach auch getrieben.“ (680) Mann bezeichnet Castorps Schnee-Vision als „Synthese der Naphta- und Settembriniwelt“.<sup>277</sup> In dieser Landschaft aus erhabenem Nichts, zu welchem sich die reversiblen Zeitdurchläufe addiert haben, hat Castorp „zu Ende geträumt und recht zum Ziele“. (680) Am Ende gewinnt Castorp kurz seine verloren gegangene Teleologie wieder. Der Mensch, so seine Einsicht, ist zu schade für das Leben in seiner Kontingenz und Alltäglichkeit; aber die „Durchgängerei des Todes ist im Leben“, (679) und für den Tod ist der Mensch erst recht zu schade. Aus dieser Todesverfallenheit (in Unform oder Überform) ist er nicht durch die Vernunft zu erlösen; Settembrinis „Vernunfthörnchen“ verklingt hier ungehört. Aber die Liebe „steht dem Tod entgegen, nur sie, nicht die Vernunft, ist stärker als er.“ (679)

Thomas Mann hat diese Stelle in einem Brief kommentiert:

In seinem Schneetraum sieht er: Der Mensch ist freilich zu vornehm für das Leben, darum sei er fromm und dem Tode anhänglich in seinem Herzen. Aber namentlich ist er zu vornehm für den Tod, und darum sei er frei und gütig in seinen Gedanken. Diese Einsicht in die menschliche Vereinbarkeit von aristokratischer Todesverbundenheit (Geschichte, Romantik) und demokratischer Lebensfreundlichkeit trägt Hans nicht „triumphierend am Jagdspieß heim“ (...), sondern er hat sie gleich wieder vergessen, wie er überhaupt seinen gesteigerten Gedanken persönlich nicht gewachsen ist.<sup>278</sup>

Castorps auf dem Umweg über die Todesverfallenheit errungene Humanität hält nicht lange vor: „Was er geträumt, war im Verbleichen begriffen. Was er gedacht, verstand er schon diesen Abend nicht mehr so recht.“ (682) Castorp ist wieder an den „Pflock des Augenblicks“<sup>279</sup> gebunden, der das Reversibilitäts-Regime des *Berghofs* gliedert.

---

<sup>277</sup> Mann, Selbstkommentare, S.77.

<sup>278</sup> Brief an Josef Ponten vom 5.12.1925. In: Mann, Selbstkommentare, S.57f.

<sup>279</sup> Nietzsche, Werke, Bd.1, S.211.

## 2.1. *Durchkältung* der Metapher?

Die Polysemie metaphorischer Sprache wird bei Brecht noch zusätzlich verkompliziert durch die Dichotomie von Tradition und Innovation. Deren Komplexität wiederum ergibt sich aus dem Umfang, in dem Brecht die überlieferte Metaphorik um neue Möglichkeiten bereichert. Diese neuen Bedeutungen sind aber nicht von „privater“ oder „nicht kommunizierbarer Semantik“.<sup>1</sup> Brecht bereichert die metaphorischen Bildfelder in der Auseinandersetzung mit der literarischen Tradition, nicht als isolierter *idiotes*.

Eine adäquate Rezeption der Kälte-Metaphorik Brechts wird erschwert durch die Übercodierung des Topos im allgemeinen. Schon seine Überrepräsentation im traditionellen Diskurs ruft beim Rezipienten Überdruß hervor; um wie viel mehr, wenn der Leser auch bei einem Vertreter der Avantgarde auf ein derart historisch vorbelastetes Motiv stoßen muss.

Wo immer Brecht für die Darstellung eines Gedankens oder Sachverhalts eine Variation des Kälte-Topos platziert, da wirkt die semantische Leerstelle, die sich am Ort der Kälte-Metapher auftut, auf den Leser nicht irritierend, weil er sie nicht als solche wahrnimmt. Die Mühelosigkeit, mit der ein Konsens über ihre Bedeutung hergestellt wird, erübrigt scheinbar jeglichen Klärungsbedarf. Die Decodierung des sprachlichen Bildes erscheint als unnötig, solange der Leser dessen Bedeutung zu kennen glaubt. Zugleich entsteht beim Leser ein Missfallen am scheinbar Banalen, da sich mit dem Effekt des Wiedererkennens Wirkung des Sublimen mehr einstellt.

Der kommunikative Akt, der sich der Metapher bedient, scheitert gerade an der Mühelosigkeit seines scheinbaren Gelingens. Mit der Häufigkeit des Gebrauchs verschleifen sich die Vieldeutigkeiten des gewählten Bildes, weniger deutliche Konnotationen gehen verloren. In der Anwendung (und Rezeption) des Metaphorischen bedeutet das zumeist: die Wiederkehr des Ewig-Gleichen.

Die Faszination einer Metapher ergibt sich jedoch, wenn auch um den Preis von Widersprüchen und gedanklichen Unschärfen, aus der Eigenschaft, gerade den zwielfichtigen Ort heterogener Vorstellungen zu stellen, die sich hier „amalgamieren“.<sup>2</sup> Eine Metapher, deren semantische Eindeutigkeit durch Verschleiß und Abnutzung erzeugt wurde, wirkt

---

<sup>1</sup>von Matt, Peter: „Brecht und der Kälteschock. Das Trauma der Geburt als Strukturprinzip seines Dramas“, in: Neue Rundschau, 87. Jg. 1976, S.613-629, S.614.

<sup>2</sup>Lethen, Helmut: „Kältemaschinen der Intelligenz. Attitüden der Sachlichkeit“, in: Wichner, E./Wiesner, H. (Hg.): Industriegebiet der Intelligenz, Berlin 1990, S.119-S.153, S.126.

hingegen „kraftlos“<sup>3</sup> oder „aufdringlich sakralisiert“.<sup>4</sup> Gerade diese Mängel haben verschiedene Interpreten in Brechts früher Lyrik nachzuweisen versucht. Es soll im Folgenden auch darum gehen, Brecht gegen diese Vorwürfe zu verteidigen und darzustellen, warum die metaphorischen Verfahren des jungen Brecht mit kritischen Methoden, wie etwa der Charlotte Koerners nur bedingt erfasst werden können.

In der Kälte - Metaphorik, wie Brecht sie vorfindet, haben sich Tradition und Vieldeutigkeit in extremem Maße sedimentiert. Nahezu jede Generation der Moderne, vom poetischen Realismus vielleicht abgesehen, hat ihre jeweiligen Positionen, Wertungen und Zwangsvorstellungen in diese Metapher eingetragen und sie jeweils in ihrem Sinn aktualisiert. Dennoch wird sie in den Diskursen des Alltags automatisch und zugleich in einem bestimmten Sinn verstanden. Die vermeintliche Selbstverständlichkeit der Metapher stellt zugleich das größte Problem dar, mit dem man bei ihrer Untersuchung konfrontiert wird.

Der automatische, also der naive und alltägliche Gebrauch einer Metapher macht es nahezu unmöglich, sie um neue Signifikate zu bereichern; sie ist verstopft von Bedeutungen. Das Metaphorische, als eines der konstitutiven Elemente des Poetischen eine Gewähr für sublimen Wirkungen, büßt diese Wirkung durch ewige Wiederholung ebenso sicher ein wie durch die Benutzung des Gesuchten und Inkommensurablen.

Wenn sich in einer Metapher Signifikanten aus verschiedenen Epochen und Syntagmatisierungen ablagern, dann wird ihre Geschichtlichkeit als Geschichte im jeweiligen Ballast der Denotate verortet. Die Metapher gerinnt zu völliger Bewegungsunfähigkeit. Der Aspekt des Konnotativ-Virtuellen, der Möglichkeit neuer Bedeutungszufuhr, der Geschichtlichkeit ebenso ausmacht, wird dabei vernachlässigt.

Das neu erwachte Interesse am Barock etwa weist auf eine derartige Reduzierung hin. Eine resignativ gestimmte Geisteswissenschaft stöhnt unter dem Gewicht der Welt, der Bilder und der Bibliotheken, und sie schreibt, am Beispiel des Barock entlang, die Geschichte der eigenen „alexandrinischen“ Spätkultur, deren schwere Zeichen sich neuer Bedeutungszufuhr als unzugänglich erweisen. Wenn die Geschichte zum Stillstand zu kommen scheint, setzt ein neuer Schub von Geschichts(be)schreibung ein, gerade so, als sei auch Geschichte eine gesättigte Metapher, die neue Bedeutungen nur noch ausfällen könne.

---

<sup>3</sup> Koerner, Charlotte: „Das Verfahren der Verfremdung in Brechts früher Lyrik“, in: Bahr, G. et al. (Hg.): Brecht Heute. Jahrbuch der Internationalen Brecht-Gesellschaft, Jahrgang 3, 1973, Frankfurt am Main 1973, S.173-197, S.173.

### 2.1.1. Verfremdung

Schon Viktor Sklovskij, der in die Kunst im allgemeinen und die Literatur im besonderen die Hoffnung setzt, sie könne die Wahrnehmung des Alltäglichen „entautomatisieren“,<sup>5</sup> hat in seiner *Theorie der Prosa* von 1925<sup>6</sup> darauf hingewiesen, dass der Modus der „automatischen“ Wahrnehmung keinesfalls nur ein Problem alltäglicher Umgangssprache, sondern ebenso eines der Dichtung sei:

Viele Leute glauben also noch, das Denken in Bildern (...) sei ein Hauptzug der Dichtung. Darum müssen die Leute erwarten, daß die Geschichte dieser „Bilderkunst“, wie sie es nennen, eine Geschichte des Wandels der Bilder ist. Aber es erweist sich, dass die Bilder „fast konstant sind“ von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Land zu Land, von Dichter zu Dichter werden sie unverändert weitergegeben.(...) Je gründlicher man eine Epoche der Literatur erforscht, desto klarer erkennt man, daß Bilder, die man für die Schöpfung eines bestimmten Dichters hielt, fast unverändert von anderen Dichtern übernommen wurden. Alle Arbeit der Dichterschulen besteht nur darin, neue Kunstgriffe zur Anordnung und Bearbeitung des Wortmaterials anzuhäufen und aufzuzeigen und die Bilder anzuordnen, nicht aber zu schaffen. Die Bilder sind gegeben, und in der Dichtung ruft man sie sich weit mehr ins Gedächtnis zurück, als daß man sie zum Denken benutzt.<sup>7</sup>

Sklovskijs Darstellung des Problems Automatisierung durch Überlieferung trifft im Wesentlichen auch auf den Gebrauch, die Tradition und die Rezeption des Kälte-Topos zu. Dem Leser, besonders dem ahistorisch rezipierenden, garantiert die scheinbar monolithische Evidenz ein Maximum an Wiedererkennungswert jenseits allen „Wandels der Bilder“. - Brecht hingegen versprach sich ein Höchstmaß an Ambiguität, und auch eine Anrühigkeit, die sich aus ihrer Vergangenheit, ihrer Banalität und Popularität ergab. Die Bereitwilligkeit, selbst einen so abgenutzten Topos seinem System synchroner Bilder zuzuführen, belegt Brechts Schwäche für „große Appetite“. Sie verweist auf sein Postulat von der Relevanz des Verbrauchs:<sup>8</sup> gleich dem Esser, der nichts umkommen lassen kann, bedient er sich auch dieses Bilder-Reservoirs; nichts darf unkonsumiert bleiben, alles muss verwertet werden.

---

<sup>4</sup> von Matt, a.a.O., S.614.

<sup>5</sup> Zu den Parallelen zwischen Brechts Begriff der Verfremdung und Sklovskijs Bemühungen um Entautomatisierung siehe: Heselhaus, Clemens: „Brechts Verfremdung in der Lyrik“, in: Iser, Wolfgang (Hg.): *Immanente Ästhetik Ästhetische Reflexion. Lyrik als Paradigma der Moderne, Poetik und Hermeneutik* Bd.2, München 1966, S.307-326; u. Koerner, a.a.O.

<sup>6</sup> Sklovskij, Viktor: *Theorie der Prosa*. Gekürzte Ausgabe, Frankfurt am Main 1984.

<sup>7</sup> Sklovskij, a.a.O., S.8f.

<sup>8</sup> „Ich habe kein Bedürfnis danach, daß ein Gedanke von mir bleibt. Ich möchte aber, daß alles aufgeschrieben wird, umgesetzt, aufgebraucht.“Brecht, Bertolt: *Tagebücher 1920-1922, Autobiographische Aufzeichnungen 1920-1954*, hrsg. von H. Ramthun, Frankfurt am Main 1978, S.205.

An Brechts Gebrauch der Kälte-Metaphorik wird zugleich der Unterschied gegenüber Sklovskij's Methode deutlich. Den Vorgang der Automatisierung von Wahrnehmung beschreibt Sklovskij folgendermaßen:

Das Ding geht gleichsam in einer Verpackung an uns vorüber, wir wissen, daß es existiert, da es Raum einnimmt, aber wir sehen nur seine Oberfläche. Unter dem Einfluß einer solchen Wahrnehmung schwindet das Ding, es wird nicht mehr wahrgenommen und ist darum nicht mehr reproduzierbar.<sup>9</sup>

Um diesen Zustand der Automatisierung aufzuheben, schlägt Sklovskij ein Prinzip der semantischen Verschiebung vor. Das heißt nicht, einen komplizierten Sachverhalt aus „ökonomischen“ Gründen zu vereinfachen.<sup>10</sup> Die Richtung der semantischen Verschiebung ist für Sklovskij gleichgültig; entscheidend ist, dass sie überhaupt stattfindet. Erzielt wird die semantische Verschiebung dadurch, dass dem allgemeinen und automatischen, dem naiven Gebrauch von Bildern und Formulierungen der nicht-naive entgegengesetzt wird, der sich naiv gibt: Sklovskij hat in seinem Essay *Kunst als Kunstgriff*<sup>11</sup> Tolstoi als Beispiel einer vorgetäuscht-naiven Verfremdung ausführlich zitiert. Das vorsätzliche Missverstehen der allgemeinen, d.h. der naiven Ausdrücke wird bei Sklovskij zur Strategie der Verfremdung. Die „semantische Verschiebung“ repräsentiere als wesentliche „Differenzqualität“<sup>12</sup> den Kern ästhetischer Wahrnehmung. Sklovskij's Formulierung von der „Verpackung“ deutet aber zugleich darauf hin, dass er sich in einer geistigen Tradition bewegt, die postuliert, dass der eigentliche Gegenstand von oberflächlichem *ornatus* entkleidet werden muss, um erkannt zu werden. Die Automatisierung erzeugt danach einen Zustand der Täuschung, einen Verblendungs-Zusammenhang, der nur durch Entautomatisierung aufgelöst werden kann, mit der sich die unhintergehbare wahre Bedeutung („Intensität“) dann wieder herstellt. Die Offenlegung der „nackten“ Wahrheit gerät zu einem Akt heroischer Entlarvung.<sup>13</sup>

Anders als diejenigen, die der Metapher selbst ihre Uneigentlichkeit vorwerfen, macht Sklovskij jedoch nicht den *ornatus* der metaphorischen Rede dafür verantwortlich, den

---

<sup>9</sup> Sklovskij, a.a.O., S.12.

<sup>10</sup> Wie es etwa Herbert Spencer forderte, dessen „Gesetz vom Einsparen geistiger Energie“ Elemente der mechanischen Wärmetheorie travestiert; vgl. Erlich, Victor: *Der Russische Formalismus*, Frankfurt am Main 1987, S.194.

<sup>11</sup> Sklovskij, a.a.O., S.7-24.

<sup>12</sup> Erlich, a.a.O., S.196f.

<sup>13</sup> Vgl. dazu: Blumenberg, Hans: „Die Metaphorik der ‘nackten’ Wahrheit“, in: Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metapherologie*, Sonderdruck aus *Archiv für Begriffsgeschichte*, Bd.6, Bonn 1960. Der Wissenschaftshistoriker Stephen G. Brush hat darauf hingewiesen, dass die „Vorliebe für Nacktheit“ dem gedanklichen Fundus des Empiriekritizismus entstammt, vgl. Brush, a.a.O., S.151.- Es bliebe darüber zu spekulieren, wie weit das Mißtrauen gegenüber dem *Außen* als Symptom dessen, was Hannah Arendt Weltentfremdung nannte, eine Automatisierung der Apperzeption überhaupt erst hervorbringt.

Blick auf das Wesentliche zu verstellen, sondern ihren automatisierten und alltäglichen Gebrauch. Die Wiederholung erzeugt den Zustand der Automation.

Brecht bedient sich einer anderen Methode als Sklovskij. Für Brecht ist die Wiederholung nicht Teil des Problems, sondern Teil der Lösung. Er überwindet den „Automatismus“ nicht dadurch, dass er zur Beschreibung eines Vorgangs oder einer Qualität auf entlegene Metaphern zurückgreift, um der Sprache so Intensität oder Dichte<sup>14</sup> wiederzugeben. Was Sklovskij als Automatisierung der Wahrnehmung bezeichnet, deutet Brecht als einen Entfremdungsvorgang, der allerdings so ubiquitär ist, dass er schon nicht mehr als solcher wahrgenommen wird. Diesem Prozess setzt er nun nicht die Macht der Phantasie und deren metaphorische Innovation entgegen. Brecht weiss, wie schnell Elemente poetischer Sprache der alltäglichen Rede einverleibt werden, besonders wenn sie sich als inkommensurabel gebärden, zugleich aber den Liebesblick des Konvertiblen werfen.<sup>15</sup> Der Vorwurf Koerners, die Metaphorik des jungen Brechts sei „kraftlos“, weil epigonal, und erst die Poetik der Verfremdung habe diesen Mangel behoben, greift daher zu kurz.

Brechts Poetik der Verfremdung, konstitutives Element des *Epischen Theaters*, ist, in allerdings umstrittenen Theorien, auch in seiner Lyrik nachgewiesen worden.<sup>16</sup> Heselhaus spricht, einen Brecht-Terminus aus einem Aufsatz über Chinesische Schauspielkunst variierend, von der „Durchkältung“ der Metapher! Brecht bedient sich der eingeführten, abgenutzten und - nicht so sehr durch die Vielfalt ihrer möglichen Signifikate, sondern durch die Nachlässigkeit und Vagheit ihres Gebrauchs - in ihren semantischen Konturen verschliffenen, „entfremdeten“ Kälte-Metapher und entfremdet sie dem Leser ein zweites Mal. Dieses Prinzip, exemplarisch für die Affirmationsstrategien der Wiederholung, wendet Brecht mehrfach an, um Erkenntnisprozesse in Gang zu setzen.

„Den Frierenden ist die Kälte zu zeigen. Sie kennen nichts so gut wie diese Kälte. Also ist nichts dringlicher, als daß sie dieses Bekannte auch erkennen“ - so umreißt Peter von Matt einen Kernsatz von Brechts Pädagogik.<sup>17</sup> In dieser Definition klingt zugleich ein oft zitierter Satz Hegels an: „Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt.“<sup>18</sup> Im Verfahren der Verfremdung gewinnt die semantische Verschiebung bei Brecht eine eindeutige Richtung, im Gegensatz zu Sklovskijs ungerichteter semanti-

---

<sup>14</sup> Vgl. Erlich, a.a.O., S.195.

<sup>15</sup> Daran entzündete sich auch Brechts Kritik an Stefan George.

<sup>16</sup> Vgl. Heselhaus, a. a. O., Koerner, a.a.O.

<sup>17</sup> von Matt, a.a.O., S.619.

<sup>18</sup> Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes, S.28.

schen Verschiebung. Brechts Strategie ist eine der Multiplizierung und Komplizierung; mit der Verfremdung soll der Prozeß automatischer, d. h. naiver Wahrnehmung unterlaufen werden. Statt die Metapher einem Verfahren der ästhetischen Re-Essentialisierung zu unterwerfen - wie Sklovskij es für das metaphorische Sprechen fordert - schickt Brecht die Entfremdung verfremdend in die zweite Runde. Er konnotiert sie mit neuen Bedeutungen und Ambiguitäten, die weit über den Rahmen ihrer herkömmlichen Aktualisierung in kulturpessimistischen, psychologischen oder marxistischen Rede- und Bild-Kontexten hinausgehen. Brecht folgt hier einer Methode der Überbietung. Wie er dies tut, wird im Einzelnen zu zeigen sein.

Der Gebrauch und die weitere Abnutzung eines Motivs, das seine Metaphern und Texte bereits im Barock, in der Romantik und im Vormärz mit einer Vielzahl von Konnotationen angefüllt hatte, ist riskant. Mit dem Signifikanten handelt man sich zugleich eine Unzahl von Signifikaten ein, deren Wirkung und Geschichte man oft nicht überblickt. Üblicherweise verfiel man bei der Verwendung des Denkbildes von der Kälte dem von Sklovskij beklagten Automatismus. Zumeist verzichtete man darauf, die Motive auf ihre „wirkungsgeschichtliche Fracht“ (M. Frank), ihren diversen „ursprünglichen“ oder auch nur vorgängigen Zusammenhänge hin zu befragen. Das geschah teils aus Unaufmerksamkeit, teils aus naiver Faszination, teils aus der Absicht, eine ungebrochene und unbefragte Tradition fortzuschreiben. Die Metapher wird wiederum Teil des Jargons. - Das Verfahren unreflektierter und naiver Entwendung führte so zu einem Umhertappen in Zusammenhängen, in denen sich nach dem Ende der klassischen Avantgarde im schlimmsten Fall auch politische Prozesse wirkungsvoll ästhetisieren liessen.

Auch in weniger prekären Fällen lief man mit der Verstrickung in die motivgeschichtlichen Komplexitäten zumindest Gefahr, die ideologische Belastung einzelner Metaphern, die inhärenten Voraussetzungssysteme, unberücksichtigt zu lassen. Wie Obertöne schwingen diese vorhergängigen Prägungen aber beim jeweiligen Gebrauch stets mit. Da die verwendete Metapher eine Vergangenheit hat und nicht unschuldig ist, sagt man mehr als man sagen will. Der naive Gebrauch (oder die naive Interpretation) einmal eingeführter Bilder kann Brüche, sogar die Einebnung von Unterschieden zwischen ähnlichen, aber doch nicht identischen Metaphern verursachen. Eine derartige semantische Entropie führt zur Einbuße an künstlerischer Glaubwürdigkeit und zum Verlust von Deutungsmacht. Der derart Unverstandene träumt dann von den großen kataklysmischen

und kulturökologischen Abräumleistungen,<sup>19</sup> die den Blick auf *das Authentische* oder *das Eigentliche*, den zu verstellen er selbst mitunter mitgeholfen hatte, wieder freigeben sollen.

Allerdings ist dieser Wunsch nach „true presence“ immer schon auch ein Movens der Avantgarde und ihres Aufstandes gegen den Historismus gewesen:

Modernity exists in the form of a desire to wipe out whatever came earlier, in the hope of reaching at last a point that could be called a true present, a point of origin that marks a new departure. This combined interplay of deliberate forgetting with an action that is also a new origin reaches the full power of the idea of modernity.<sup>20</sup>

Für solch militante Bemühung um fugenlose Zeitgenossenschaft zeugt der *Plan Voisin* des Architekten Le Corbusier. Er sah vor, weite Teile des historischen Paris einzuebnen und durch eine Flucht gitterartig angeordneter Hochhäuser zu ersetzen. Dieser Impuls der Moderne, „abzuräumen, um dann in die Leere hinein neu zu bauen“,<sup>21</sup> bestätigt die „Anschauung, die der moderne Künstler von seinem eigenen gesellschaftlichen Status als Erfinder hegt.“<sup>22</sup>

So entstehen eine „makellose Leere“ und „Räume der Negation, die Freiheit zu verheißeln scheinen.“<sup>23</sup> In Räumen wie diesen wird Brecht versuchsweise seine Städtebewohner, Benjamin seinen *destruktiven Charakter* aussetzen.<sup>24</sup> (Denn auch dieser berühmte Typus Walter Benjamins trägt dem von Nietzsche inspirierten Bedürfnis nach *tabula rasa* und „freiem Raum“ Rechnung.)

Die Idee der *Entfremdung* ist ein von der Kulturkritik bevorzugtes Signifikat der Kälte-Metaphorik. Ernst Bloch hat darauf hingewiesen, dass der Terminus *Entfremdung* „von früh auf geschäftlich gebraucht“ wurde:<sup>25</sup> Das lateinische *abalienare* bedeute so viel wie *verkaufen* oder *entäußern*. Umgangssprachlich selten benutzt, meine der Begriff aller-

---

<sup>19</sup>Vgl. dazu: Steiner, George: „Hat unser Sprechen Inhalt?“, in: Steiner, George: Von realer Gegenwart, München 1990. Siehe auch das Nachwort dieser Ausgabe, Strauß, Botho: „Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit“, S.303-320.

<sup>20</sup> de Man, Paul: *Blindness and Insight: Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*, London 1983, S.148.

<sup>21</sup> Sennett, Richard: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt am Main 1991, S.222.

<sup>22</sup> Sennett, *Civitas*, a.a.O.

<sup>23</sup> Sennett, *Civitas*, a.a.O.

<sup>24</sup> Vgl. Sennett, *Civitas*, S.244ff.

<sup>25</sup> Bloch, Ernst: „Entfremdung, Verfremdung“, in: Bloch, Ernst: *Verfremdungen 1*, Frankfurt am Main 1968, S.81. Zu dem Zusammenhang von Konvertibilität u. Kälte-Topos vgl. Frank, Manfred: „Das Motiv des ‘kalten Herzens’ in der romantisch-symbolistischen Dichtung“, in: Frank, Manfred: *Kaltes Herz, Unendliche Fahrt, Neue Mythologie*, S.11-49.

dings soviel wie: „Menschen haben sich gegenseitig entfremdet im Sinn von Kühle.“<sup>26</sup> Kühle erscheint als eine haptische Qualität, die an der Oberfläche des isolierten Körpers, auf der Haut, wahrgenommen wird. Kälte ist ein erster sinnfälliger Effekt der Trennung. Seit der Romantik hat die Kulturkritik immer wieder diese Konnotation ausgeschlachtet. Der Prozess der Entfremdung wurde gelesen als ein Verlust von Gefühlsunmittelbarkeit und existenziellen Gewissheiten. - Als philosophischer *terminus technicus* wird der Begriff der Entfremdung noch genauer umrissen; Hegel nutzt ihn, um die Entäußerung der Idee in die Natur, bzw. die des Menschen in seine Arbeit zu umschreiben; Feuerbach prägt den Begriff der Selbst-Entfremdung und akzentuiert damit den Aspekt der anthropologischen Verarmung; Marx schließlich wendet Feuerbachs Interpretation unter dem Begriff der Ausbeutung ins Soziale.

Einer anderen Tradition entstammt Hannah Arendts Begriff der *Weltentfremdung*, den sie in ihrem Hauptwerk *Vita Activa* (1960) entwickelt. Ausgehend von einem Begriff des Politischen, der dem gesellschaftlichen Leben der antiken Polis entstammt, sieht sie nicht in der Selbstentfremdung des Menschen, sondern in seiner Weltentfremdung die Ursache für die spezifischen Probleme der Moderne. Den Beginn dieser Weltentfremdung datiert sie symbolisch mit der Entwicklung des Teleskops als dem Beginn „koper-nikanischer Mobilmachung“ (Sloterdijk). Arendt diagnostiziert Weltentfremdung als fatales Irrewerden an den Phänomenen, als Überbetonung des Metaphysischen, Misstrauen gegen das empirische Außen, und - damit verbunden - als Ursache für den Rückzug des Subjekts in die Innerlichkeit bei gleichzeitiger Konjunktur von Authentizitäts- und Wissenskulturen. Arendts Begriff der Weltentfremdung formuliert eine andere Position gegenüber der Kälte (als intellektuelle oder gesellschaftliche Qualität verstanden) als die aus dem traditionellen Entfremdungs-Begriff gewonnene, die seit dem Beginn der Moderne die Diskurse der Kulturkritik dominiert hat.

Der Begriff der Verfremdung dagegen kann, bevor Brecht ihn übernimmt, nur auf eine kurze Tradition verweisen.<sup>27</sup> Brecht selbst definiert den Begriff folgendermaßen:

Verfremdung als ein verstehen (verstehen (=unmittelbar Vertrautes, Gefühltes, Hingenommenes, 'Natürliches') - nicht verstehen ('fremd' machen, das heißt: aufmerksam auf die Tatsache der 'Entfremdung' - zugleich fürs Subjekt: entfremdeter Zustand) - verstehen (neues Verständnis, Durchschauen der 'Ent-

---

<sup>26</sup> Bloch, Entfremdung, Verfremdung, A.a.O.

<sup>27</sup> vgl. Bloch, Entfremdung, Verfremdung, S.82.

fremdung', Abschluß des Verfremdungsprozesses: Voraussetzung für praktisches Eingreifen, 'Bewußtsein'), Negation der Negation (= Entfremdung der Entfremdung).<sup>28</sup>

Im Prozess der Verfremdung wird also die Entfremdung des Betrachters vom Gegenstand<sup>29</sup> durch ihre eigene Negation überboten und gegen sich selbst gekehrt. Sie wird im Organ des Verfremdens verlängert und auf einen Ort der wahren Wahrnehmung zurückgebogen. Hier werden, so die Hoffnung Brechts, Neuorientierung und Handlungsfähigkeit des Betrachters wieder möglich.

Bloch beschreibt diesen Effekt

als Abrückung, Verlegung eines Vorgangs, Charakters aus dem Gewohnten, damit er als weniger selbstverständlich betrachtet werden könne.(...) Nicht zuletzt soll die heimische Entfremdung gemerkt werden, mit Umweg als kürzestem Weg, mit einer Bereitung durch Entlegenheit, die als Sache freilich älter ist als ihr Wort.<sup>30</sup>

Die Einsicht in die Notwendigkeit verfremdender Methoden gewann Brecht aus den unbefriedigenden Resultaten eines mimetisch-abbildenden Realismus':

Die Lage wird dadurch so kompliziert, daß weniger denn je eine einfache 'Wiedergabe der Realität' etwas über die Realität aussagt. Eine Photographie der Kruppwerke oder der AEG ergibt beinahe nichts über diese Institute.<sup>31</sup>

Von Bacon übernimmt Brecht dabei einen Gedanken, der für die Konzeption der Brecht'schen Verfremdung ( die wiederum Parallelen zu Bacons „Staunen“ aufweist ) von großer Wichtigkeit ist: den Begriff des Einverständnisses. Im dritten Aphorismus seines *Novum Organum* schreibt Bacon: „Natura enim non nisi parendo vincitur“,<sup>32</sup> also sinngemäß: „Die Natur wird nicht anders besiegt als durch Gehorchen“. Brecht überträgt diesen Begriff auf die Belange der Ästhetik. Er stellt der automatisierten Folie entfremdeter Wahrnehmung, ( die als gewöhnliche eine natürliche Wahrnehmung zweiter Ordnung ist ) nicht das *Novum* authentischer Expression entgegen, sondern „gehört“ dem Prozess der Entfremdung, indem er die entfremdete Wahrnehmung des Betrachters diesem erneut entfremdet. Brecht bezeichnet diesen Vorgang der Distanzierung und des „doppelten Zeigens“<sup>33</sup> als die „Durchkältung“ schauspielerischer Gestik.<sup>34</sup> So erscheint

---

<sup>28</sup> Brecht, „Dialektik und Verfremdung“, in: Brecht, Bertolt: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe (BFA), hrsg von W. Hecht et al., Berlin 1988, Bd.22.1, S.401f.

<sup>29</sup> Vgl. Arendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München 1960, S.244ff.

<sup>30</sup> Bloch, Entfremdung, Verfremdung, a.a.O.

<sup>31</sup> Brecht, BFA, Bd.21, S.469.

<sup>32</sup> Bacon, Francis: Neues Organon; Hamburg 1990, 2 Bde., Bd.1, S.80.

<sup>33</sup> Brecht, BFA, Bd.22, S.126.

der Satz „Ebenso kalt wie der Wind ist die Lehre ihm zu entgehen“<sup>35</sup> nicht nur als Bereitschaft Brechts, auf „kalte Weise“<sup>36</sup> vom Marxismus zu lernen, sondern auch als ästhetische Maxime. Die überbietende Bewegung der Brecht'schen Verfremdungsmethode wird zugleich metaphorisch nachvollzogen.

Bisher wurde die Methode der Verfremdung primär als integratives Element des *Epischen Theater* gewertet. Hier ging es Brecht darum, der auf der aristotelischen Poetik der Einfühlung fußenden europäischen Theater-Tradition ein Konzept entgegenzusetzen, in dem die Identifikations-Kette zwischen Rolle, Darsteller und Betrachter, die beim Letzteren den gefühlsunmittelbaren Effekt der Katharsis hervorrufen sollte, zu unterbrechen. Brecht hielt die so angestrebte Authentizität kathartischen Erlebens für rein illusionär, da ihr immer schon ein primärer Entfremdungsprozess vorangegangen sei.

Er beargwöhnte den Begriff der Einfühlung als zentralen Terminus einer bürgerlichen Ästhetik, die um die zentrale Figur des Helden ein Kunstganzes konstruiere, das sich, unter Berufung auf ästhetische Autonomie, zu streng von der Wirklichkeit absondere. Andererseits beanspruche sie aber die Kompetenz auf gültige Beschreibung dieser Realität, was schon allein deshalb scheitern müsse, weil das Postulat einer „Dichtungsganzheit“, also einer kunstimmanenten Logik, auch immer die Manipulation ihrer Elemente zeitige.

Zudem verurteilte Brecht das „Theater der Einfühlung“ als „barbarisch“ und warf ihm Nähe zu Mystizismus und magischen Riten (Eucharistie) vor.<sup>37</sup> - Diese Einschätzung widerrief Brecht allerdings später in seinem späteren *Kleinen Organon zum Theater*, in dem er den Begriff der Einfühlung wieder halbwegs rehabilitierte.

Im *Epischen Theater* dagegen hat der Schauspieler neben der Darstellung einer Figur auch die Aufgabe, eine eigene Position zum Dargestellten zu beziehen. Er spricht nicht einfach einen Rollentext, er zitiert ihn. Dem Zuschauer wiederum bleibt es überlassen, die distanzierte Position des Darstellers gegenüber dem Dargestellten zu teilen, für den/die Dargestellte(n) zu optieren oder aber eine dritte Möglichkeit zu wählen. Der Schein von Identität, der das Theater in der Tradition des Aristoteles zur moralischen Anstalt gemacht hatte, wird zugunsten eines mehrfach gebrochenen, komplexen und vielschichtigen Systems multipler Reflexion aufgelöst. Rolle, Schauspieler und Zu-

---

<sup>34</sup> Brecht, „Verfremdungseffekte in der chinesischen Schauspielkunst“ (1936), BFA, Bd.22, S.203.

<sup>35</sup> Brecht, „Über den Frieden“, BFA, Bd. 14, S.281.

<sup>36</sup> Brecht, „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“, Szene 9, BFA, Bd.3, S.200.

schauer werden einander entfremdet (etwa durch Überführung der Rolle in die Dritte Person und in die Vergangenheit, das Mitsprechen von Kommentaren und Spielanweisungen, Aufzeigen von Alternativen, Musik, Songs, Wendung zum Publikum), um die bereits stattgefundene Entfremdung, die sich mit der Gewöhnung eingestellt hat, im Vollzug der Verfremdung aufzuheben. Diese Methode der Überbietung findet auch in der Lyrik Verwendung: Das wird hier zu zeigen sein.

Diese *kalte Lehre* liegt in der Fähigkeit zu Distanz und Reserve, die Brecht dem Dramaturgen, dem Darsteller und dem Zuschauer abverlangt (was die Darstellung von Gefühlen nicht notwendigerweise ausschließt). So lobte Brecht die Wirkung chinesischer Schauspielkunst: „Man bleibt ganz kalt.“ Die Trennung der Instanzen von Rolle, Darsteller und Zuschauer bescherte Brecht den Vorwurf, er beabsichtige die emotionale Dimension des Theaters zu eliminieren. Er entgegnete auf diesen Vorwurf des Rationalismus:

Ich empfehle euch aber, besonders mißtrauisch zu sein gegen Leute, die in irgendeiner Weise die Vernunft aus der künstlerischen Arbeit verbannen möchten. Sie denunzieren sie für gewöhnlich als 'kalt', 'unmenschlich', 'lebensfeindlich' und als eine unversöhnliche Gegnerin des Gefühls, das allein die Domäne des Künstlers sei.<sup>38</sup>

Brecht zeigt mit der Setzung des Klassems *kalt* in kontextueller Nähe zu dem Klassems *lebensfeindlich* die Abstammung solcher Argumente aus Empfindsamkeit und Vitalismus. Brecht referiert diese Vorwürfe hier zwar nur, aber ihre Verortung in der Lebensideologie überzeugt und ist mehr als einmal in dieser Weise praktiziert worden. Die Diskussion um Brechts *Episches Theater* weist hin auf eine Polarisierung, die auch die kulturkritischen Diskussionen des späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts prägte.<sup>39</sup>

Bereits in den sechziger Jahren war der Versuch gemacht worden, Brechts Verfremdungsbegriff über den engeren Kontext des Dramatischen hinaus auf die Lyrik auszuweiten.<sup>40</sup> Allerdings war der Verfremdungsbegriff selbst nun ein derart gängiger germanistischer Terminus geworden, dass er selbst einer Entfremdung bedurfte.

Neben Clemens Heselhaus weist Charlotte Koerner auf Methoden des *Epischen Theaters* hin, die das poetische System der Brecht'schen Lyrik prägten. Auch auf die Sujets

---

<sup>37</sup> Vgl Knopf, Jan (Hg.): Brechts Heilige Johanna, Frankfurt am Main 1986, S.103.

<sup>38</sup> Brecht, BFA, Bd.23, S.338.

<sup>39</sup> Vgl. Lindner, Martin: Leben in der Krise. Zeitromane der neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne, Stuttgart, Weimar 1999.

<sup>40</sup> Vgl. Heselhaus, a.a.O.

der Brecht'schen Brechts Lyrik falle jener gebrochene Blick, der schon im Medium des Dramas als „doppeltes Zeigen“ das trennte, was noch in der aristotelischen Tradition zusammengehört hatte. Koerner bezeichnet dies als „doppelte Perspektive“;<sup>41</sup> die Metapher sei hier „zugleich Bild und dessen logische Interpretation“.<sup>42</sup> Das erzwingt eine gewisse Folgerichtigkeit und Kohärenz des Bildzusammenhangs, mitunter auf Kosten der Bedeutung. Brecht bemüht sich, die Kälte-Metaphorik über ihre Stellung als *ornatus* und *uneigentliche Rede* hinaus zu vertiefen. Er benutzt die Metapher und reflektiert im Gebrauch über die Art ihrer Verwendung. Er folgt den Metaphern zum Ende, bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden, und stellt ihre Konsequenzen dar. Er nimmt die von ihm genutzte Metaphorik ernst und macht so das vorher Uneigentliche zu einer absoluten Qualität. Der Signifikant beginnt, eigene Wege zu gehen. An dieser Aufwertung wird auch deutlich, dass Brechts Methode der Verfremdung, anders als die Sklovskijs, nicht von einem Furor der Entlarvung getragen wird, der die Wahrheit als stets hinter dem Uneigentlichen verborgen wähnt. Metaphorik, in besonderem Maße die Kälte-Metaphorik, ist für Brecht ein Vehikel vorläufiger Erkundungen im Sinne von *Wahrheit ist Arbeit*. Daher unterhält sie auch eine eher lockere Beziehung zur Notwendigkeit. Sie dient nicht mehr, wie noch im genießerisch ausgemalten Kulturpessimismus, der Aufdeckung der *einen* Wahrheit, deren Gültigkeit stets daran verifiziert wird, dass man an ihr „friert“, um so einen erneuten Anlass zur Klage zu haben. Statt dessen wird sie verworfen oder modifiziert, sobald sie nicht mehr zur präzisen Markierung der gerade eingenommenen Position taugt. - Diese Strategie der „Volatilität“ war es letztlich auch, die ab Anfang der Dreißiger Jahre zu einer Relativierung des Lobes der Kälte führte. Die psychischen Kosten, Defizite, Konsequenzen und Resultate, die der Flirt mit der Kälte u.a. in der Kultur der *Neuen Sachlichkeit* hervorgebracht hatte, waren mit einem Mal sichtbar geworden, und damit zugleich die blinden Flecke dieser Haltung. - Brecht vermeidet es, die Begriffe des Bekannten und Gewohnten einerseits und des Verborgenen oder Ungewöhnlichen andererseits gegeneinander auszuspielen; er schreckt auch vor der Verwendung banaler und abgegriffener Bilder nicht zurück. Koerner macht dies zum Ausgangspunkt ihrer Kritik am lyrischen Frühwerk. Die Besetzung der tradierten Kälte-Metapher war für Brecht schon darum wichtig, weil eine Verfremdung nur möglich ist, wenn die Elemente der zu verfremdenden Struktur als bekannt vorausgesetzt werden können, als automatisierte Folie. „Tatsächlich interessiert die Techniker des Epischen

---

<sup>41</sup> Koerner, a.a.O., S.174.

Theaters nicht die Beibehaltung der Gesten, sondern ihre Änderung, genauer gesagt, die Beibehaltung im Hinblick auf die Änderung“.<sup>43</sup> Mit dem Einsatz der Metapher werden ihre Beschädigungen vorgezeigt und zugleich demonstriert, dass es eine höhere und verborgene Wahrheit, die eine richtig plazierte Metapher sublim und schockartig zeigen könnte, nicht gibt. Es gibt aber verschiedene Möglichkeiten, Realitäten zueinander in Bezug zu setzen und zu prüfen, wie sie jeweils aufeinander reagieren. Die permanente Präsenz der Kälte-Metaphorik in Brechts Werk belegt, dass Brecht gerade in ihr ein Medium gesehen hat, in dem er Bezüge immer wieder modellieren und ihre Elemente zu neuen Versuchsanordnungen umstellen konnte. Viele Avantgardisten haben Anfang der dreißiger Jahre ihr Kälte-Experiment abgebrochen. Bei Brecht hingegen erweist sich das Kälte-Motiv als eine Konstante. Im Medium seines Bedeutungswandels manifestieren sich die Positionswchsel und die Revisionen, die Brecht jeweils für notwendig erachtet.

In den frühen Gedichten ist die Verwendung der Kälte-Metaphorik noch gefärbt von expressionistischen und vitalistischen Einflüssen. Koerner findet eine „enttäuschende Ansammlung abgenutzter, gefühlsmäßig flach wirkender, gewohnter, ja geradezu altmodischer Bilder“.<sup>44</sup> Koerner moniert besonders Brechts „Mangel an ‘gefühlsmäßiger Beteiligung’ und innerer Überzeugung“.<sup>45</sup> er habe, zumindest in seiner frühen Lyrik, versagt, was die Darstellung des „von ihm als wahr und wirklich Empfundene“<sup>46</sup> angeht. Koerner sieht den frühen Brecht als expressionistischen Epigonen. An den wichtigsten Hervorbringungen der expressionistischen gemessen, müssen Brechts Neuerungen allerdings wie epigonale Ermüdung erscheinen. Genauso verfährt Koerner, wenn sie bei den Expressionisten anerkennt, was sie bei Brecht vermisst, dass diese nämlich „durch ‘innere Aufschwünge’ das durchaus empfundene äußere Dilemma der Zeit zu überwinden suchten“.<sup>47</sup> Wollte man dieser Argumentation folgen, dann erklärte sich Brechts „kraftlose Metaphorik“<sup>48</sup> aus einem Mangel an Empfindung und der Unfähigkeit zu jenen Wallungen und inneren Aufschwüngen, die dem Expressionismus so teuer waren. Koerner unterstellt ein Unvermögen des Epigonen, sich an die Authentizitäts-

---

<sup>42</sup> Koerner, a.a.O.

<sup>43</sup> Brecht, BFA, Bd.22.1, S.127.

<sup>44</sup> Koerner, a.a.O., S.173.

<sup>45</sup> Koerner, a.a.O., S.174. Die Formulierung stammt von Brecht selbst; vgl. Koerner, a.a.O., S.173.

<sup>46</sup> Koerner, a.a.O., S.174.

<sup>47</sup> Koerner, a.a.O.

<sup>48</sup> Koerner, a.a.O., S.173.

Diskurse expressionistischer Erlebnislyrik samt ihren Ritualen von Schrei, Klage, Anklage und Geständnis anzukoppeln. Der metaphorische Signifikant büßt schon bei dem jungen Brecht seine eindeutige und authentische Verweisfunktion ein - eben zugunsten des „doppelten Zeigens“ - und er deutet nur gelegentlich auf ein Signifikat, das noch als Behälter expressionistischer Erregungszustände taugen könnte. Brechts Unfähigkeit zur Naivität wird Voraussetzung für die Herausbildung einer vielfach gebrochenen „doppelten Perspektive“, die man überall in Brechts Lyrik findet. Die vermeintliche Kraftlosigkeit der frühen Lyrik zeugt nicht von einem Mangel an Gefühl, sondern ist die Imitation eines empfindsamen expressionistischen Stils, der zu diesem Zeitpunkt durch die Elaboriertheit seiner Themen, Symbole und Rhetorik schon halbwegs kanonisiert war.

Brechts Kälte-Metaphorik weist schon dort, wo sie als Imitation erscheint, eine eigenartige Gebrochenheit auf. In der Lyrik der zwanziger Jahre werden die Widersprüche des Motivs dann wie in einem Prisma zusammenschießen. Zuvor aber versucht Brecht eine tastende und unsichere Umschreibung, in der er sukzessive die Motive menschlichen Leidens und Schmerzes aus seinen Kälte-Bildern entfernt.

So werden in dem frühen Gedicht *Prototyp eines Bösen* (1918) die moralisch und kosmetisch verheerenden Folgen eines Lebens gezeigt, das der Kälte ausgesetzt ist: „Frostzerbeult und blau wie Schiefer/ Sitzend vor dem Beinerhaus/ Schlieft er. Und aus schwarzem Kiefer/ Fiel ein kaltes Lachen aus.“<sup>49</sup> Zugleich demonstriert Brecht aber auch schon, wie die Kälte das Subjekt selbst gegen Freudlosigkeit und Leiden abzustumpfen vermag. Dem Leser wird im weiteren Verlauf des Gedichts eine groteske Figur präsentiert, die eher an Baal erinnert als an eine Leidens-Ikone mit Gänsehaut, die ihre Ausgesetztheit beklagt. Ein ähnlich stoisches Dulden der Kälte wird in *Die schwarzen Wälder* (1920) und dem *Kalendergedicht* demonstriert. In *O Falladah du hangest* (1922) wird die Kälte wiederum zur Voraussetzung für die allgemeine Verrohung. Obwohl Brecht hier ein Erlebnis der Augsburger Revolutionsphase verarbeitet, ist das Gedicht schon von den Erfahrungen der ersten Berlin-Aufenthalte grundiert, das der junge Brecht 1921 als „das kalte Chicago“ mystifizierte.<sup>50</sup> - Die Welt als eine kalte Hölle, die selbst unter einem ebenso kalten Himmel friert:<sup>51</sup> Das ist zugleich eine Variation der lebensphilosophischen Klage vom „kalten Stern“. Brecht zeichnet aber die Gestalten, die er auf diesem Terrain aussetzt, nicht als Leidende; sie sind zu sehr mit den Bedin-

---

<sup>49</sup> Brecht, BFA, Bd.2, S.53f.

<sup>50</sup> Vgl. Brecht, Tagebücher 1920-1922, S.177.

<sup>51</sup> Vgl. Brecht, „Der Himmel der Enttäuschten“ (1919), in: BFA, Bd.13, S.100f.

gungen ihrer Existenz verwoben, um ihr gegenüber durch Rituale der Klage, Anklage, Dissidenz oder gar Revolte auf Distanz gehen zu können. Die Kälte bedingt die Verfassung der Subjekte, die bereit sind, sich ihr auszusetzen. In seinem Zyklus *Aus einem Lesebuch für Städtebewohner* wird Brecht dieses Thema wieder aufgreifen.

Die Art, wie die Kälte die ihr preisgegebenen Subjekte konditioniert, bringt zugleich eine Didaktik hervor, die dem Subjekt Überlebentechniken an die Hand geben soll. Bereits in den ersten lyrischen Adaptionen und Modifikationen des Kälte-Motivs sind diese Vorstellungen präsent. Die Gestalten aus dem *Gesang der Soldaten der roten Armee* von 1919 etwa sind offensichtlich bereits mit allen Schneewassern „kommunistischer Pädagogik“ (Walter Benjamin) gewaschen. Zwar müssen auch sie noch gelegentlich für Kontradiktionen lebensphilosophischer Provenienz herhalten: „In diesen Jahren fiel das Wort Freiheit/ Aus Mündern drinnen Eis zerbrach“. Dennoch sind sie bereits derart von der Kälte konditioniert, dass sie, anders als die stoischen Standhalter, so gut wie keine Einbuße an Handlungsfähigkeit zu verzeichnen haben.<sup>52</sup>

Und mit dem Leib, von Regen hart  
Und mit dem Herz, versehrt von Eis  
Und mit den blutbefleckten leeren Händen  
So kommen wir grinsend in euer Paradeis.<sup>53</sup>

### 2.1.2. Affirmation, Einverständnis, Überbietung

Anfang der zwanziger Jahre wird Brecht damit beginnen, die einzelnen Schichten des Kälte-Motivs abzutragen und ihre Elemente voneinander zu isolieren, um so die analytischen Valenzen der Kälte-Metapher zu erproben. Dabei ist deren Aussagekraft ebenso erstaunlich wie Brechts Fähigkeit, sie immer wieder aufs Neue zu gruppieren. Bereits der *Gesang der Soldaten der roten Armee* hatte das Thema *Kälte als Lehrer* präsentiert. Aber selbst diese Gestalten wiesen noch den stoischen Blick von Nietzsches *Nordpolfahrer* auf, der große Reserven mobilisieren muss, um nicht aus der Rolle zu fallen. - Jetzt meditiert Brecht über die Geburt der Freundlichkeit aus dem Geist der Kälte:

Und die Tiere wurden besser  
Wenn warm die Sonne schien. Und auch wir.

---

<sup>52</sup> Hier deutet sich schon der unterkomplexe Kollektiv-Typus der Zwanziger Jahre an. Vgl. Lethen, Verhaltenslehren.

<sup>53</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.49.

Auch haben wir oft selbst gar vielen Tieren  
Quartier gegeben. An der Brust oft. Und  
Wir haben nichts dabei gedacht. Wir taten's  
Weil es sie fro: aus keinem andern Grund.<sup>54</sup>

Und sogar Demut vermag die Kälte zu lehren:

Wenn der Abendstern im Froste zittert  
Kriechen wir in euer Holz  
Hören dort den Wind von innen, igeln uns im  
Kober ein: wohl denn, wir sind nicht stolz!  
Warm ist warm. Und es gibt viele Tiere.<sup>55</sup>

Zwar demonstriert Brecht an den lyrischen Subjekten der Gedichte dieser Phase die therapeutischen Vorzüge einer Kälte-Kur, aber es bleibt zweifelhaft, ob die lyrischen Subjekte selbst deren Notwendigkeit einsehen. Meist bleiben sie merkwürdig passiv. Sie zeigen meistens nur Nehmer-Qualitäten. Imitiert Brecht hier noch einmal das auch von den Expressionisten ausgebeutete Motiv der „Kreatur“ als dem „Inbegriff des unmaskierten Wesens“,<sup>56</sup> das schon aufgrund seiner Blöße den Frost besonders heftig zu spüren bekommt? Gegen die matten Gesten dieser „Anpassungsbehinderten“,<sup>57</sup> die die Lehren der Kälte noch nicht verinnerlicht haben, setzt Brecht seit den frühen zwanziger Jahren zunehmend eine Haltung, die statt Duldung das Einverständnis postuliert. Das Subjekt beginnt nun, selbst Fähigkeiten zu entwickeln, die gemeinhin als *kalt* gelten. Brecht vollzieht die Experimente, mittels derer er seinem Personal ebenso wie dem Leser Lehren erteilt, unter strenger Beibehaltung und Dominanz des Signifikats Kälte-Metapher. Es kann Brecht also nicht, wie Koerner behauptet, darum gehen, „die Metapher als betrügerische Illusion oder (...) als reines Produkt der menschlichen Einbildungskraft zu entlarven“.<sup>58</sup> Warum sollte sich Brecht um Entlarvung bemühen bei einer semantischen Einrichtung, die seinem Primat des Nützlichen so sehr entgegenkommt und ein ideales Material für seine Experimente darstellt?

Die *Weihnachtslegende* (1923), die eine Selbsthilfe mit tödlichem Ausgang in einem der üblichen Kälte-Milieus schildert, ist exemplarisch für die logische Konsequenz des

---

<sup>54</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.216.

<sup>55</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.215.

<sup>56</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.244.

<sup>57</sup> Diederichsen, Dietrich: Freiheit macht arm. Das Leben nach Rock'n'Roll 1990-1993, Köln 1993, S.47.

<sup>58</sup> Koerner, a.a.O., S.195f.

Bildzusammenhangs. Brecht zeigt, wie der Mangel an Einverständnis die Katastrophe herbeiführt.

In der *Weihnachtslegende* ist das Denotat Kälte, der Methode der doppelten Perspektive entsprechend, nicht nur durch Sememe des entsprechenden Bildfeldes gegenwärtig (kalter Wind, Schnee). Die Kälte dominiert und reguliert die Handlungen der betroffenen Personen über ihre naturalistische Abbildung in den kontextuell aktualisierten Sememen hinaus und konfrontiert sie zuletzt mit den für sie tödlichen Folgen: um sich vor der ubiquitären, absoluten Kälte zu schützen ( „In einer kalten Stube drin / Der Wind geht draußen und herein“ ), die sie bedrängt ( „Der Schnee will unbedingt herein“ ), greifen sie zu einer Maßnahme ( „Wir tun ins Feuer die Röck hinein / Dann wird uns allen wärmer sein“ ), die ihren Tod scheinbar hinauszögert, ihn letztlich aber um so unausweichlicher herbeiführt: „Erst in der Früh erfrieren wir.“<sup>59</sup> - Das Verhältnis zwischen der Metapher und der Art, wie Brecht sie ausführt, könnte man emblematisch nennen. Dabei stellt die *subscriptio* die Variation einer Einsicht dar, die Brecht auch im sogenannten *Badener Lehrstück* formuliert hat.

Hier wird angesichts der „Erkaltenden“<sup>60</sup> erörtert, ob eine Haltung des Einverständnisses gegenüber der absoluten Kälte zu anderen Ergebnissen führen könnte als die fatale Selbsthilfe der *Weihnachtslegende*.

Das Lehrstück demonstriert am Modellfall eines Flugzeugabsturzes über dem Ozean die - theoretisch - verschiedenen Möglichkeiten des Verhaltens. Wiederum erscheint der Begriff des Einverständnisses als Achse der Deutung. Der Pilot, der sich gegen den Unterkühlungstod auflehnt, stirbt. Brecht schreibt das Verhalten des Piloten dessen Individualitäts-Begriff zu; weil er „selbstsüchtige“ Träume vom Ruhm nährt,<sup>61</sup> vermag er der (symbolischen) Auslöschung seiner Individualität nicht zuzustimmen:

Du bist aus dem Fluß gefallen, Mensch.  
Du bist nicht im Fluß gewesen, Mensch.  
Du bist zu groß, du bist zu reich.  
Du bist zu eigentümlich.  
Darum kannst du nicht sterben.  
(...)  
Aber  
Wer nicht sterben kann  
stirbt auch.<sup>62</sup>

---

<sup>59</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.272.

<sup>60</sup> Brecht, Bertolt: „Das Badener Lehrstück vom Einverständnis“, in: BFA, Bd.3, S.29.

<sup>61</sup> Vgl Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.41f.

<sup>62</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.44.

Das Bild vom Fluss ist Heraklit entliehen. Brecht deutet es um zu einem Symbol für synchrones, also der Wirklichkeit gemäÙes, nicht ideologisches, nicht „ungleichzeitiges“ Denken.<sup>63</sup> Es ist allerdings selbst ideologischen, nämlich lebensideologischen Denk-Zusammenhängen entliehen.<sup>64</sup> Ein Gedicht-Fragment aus den dreißiger Jahren, *Der Mann, der die Vergänglichkeit fürchtet*, modifiziert erneut das Motiv von den üblen Folgen mangelnden Einverständnisses. Auch hier bedient Brecht sich tektonischer Denkmotive der Lebensideologie: um der Vergänglichkeit, auch der eigenen, zu entgehen, hastet ein Flüchtender von Eisscholle zu Eisscholle; die Vorstellung vom vitalen, fließenden Leben und seiner Erstarrung, Erkaltung und Gerinnung in den tektonischen Formen von Zivilisation ist ein genuin lebensideologisches Modell. Martin Lindner hat darauf hingewiesen, dass in der Lebensideologie der Begriff der „Krise“ eine zentrale Rolle spielt: in ihrem binäroptionellen Modell markiert sie den Zeitpunkt, an dem das bisher unter der Kruste fließende Leben an die Oberfläche der Zivilisation tritt, bzw. diese durchbricht, und in einem Vitalitätsschub von Katastrophen die zivilisatorischen Erstarrungen löst. - Man könnte auch bei Brecht mit dem Zeitpunkt seiner Emigration eine Krise konstatieren. Brecht hatte sich noch in den zwanziger Jahren als Kälte-Ingenieur verstanden und war dabei mitunter in den triumphierenden Tonfall derer verfallen, die sich als Subjekte der Geschichte gewäht hatten.<sup>65</sup> Nun musste er mit ansehen, wie seine Forderungen nach Synchronizität im Laufe der frühen dreißiger Jahre - für ihn nicht ganz überraschend,<sup>66</sup> - in die Hände einer Art von Soldaten-Moderne fielen. Das wiederum veranlasste Brecht zu einer Revision und Neu-Formulierung<sup>67</sup> seines Kälte-Experiments.

Die frierende Runde, die ihren letzten Schutz vor der Kälte verheizt; der unterkühlte Pilot im eisigen Wasser, der sich weigert, seiner Erkaltung zuzustimmen; der über berrstende und tauende Eisschollen hastende Flüchtling; sie alle befinden sich im Widerspruch zu der vehement und wiederholt vorgebrachten Lehre vom Einverständnis; und

---

<sup>63</sup> Vgl. dazu auch das Kapitel „Kritik der Vorstellungen“ in Brechts Aufzeichnungen über den „DreigroschenprozeÙ“, in BFA, Bd.21, S.464-505.

<sup>64</sup> Vgl. Lindner, Martin: *Leben in der Krise*. Lindner fasst die Vielzahl der lebensphilosophischen und vitalistischen Denkansätze der Jahrhundertwende unter dem Begriff der Lebensideologie zusammen, um den Eindruck eines scharf umrissenen, in sich geschlossenen Denksystems zu vermeiden.

<sup>65</sup> Vgl. einen Brief von Brecht an Thomas Mann: „Sie werden bemerkt haben, daß die Luft sich in ihrem letzten Jahrzehnt abgekühlt hat. Dies kam nicht von allein und wird nicht aufhören von allein, 'irgendwo' waren Gefriermaschinen in Tätigkeit. Nun: Wir waren es, die sie bedienten.“ - Zitiert nach Lethen, *Kälte-maschinen*, S.128f.

<sup>66</sup> Schon im „DreigroschenprozeÙ“ hatte Brecht bemerkt, die Neue Sachlichkeit sei reaktionär.

stets wird diese Dissonanz in metaphorischen Aktualisierungen des Kälte-Topos formuliert. Die drei Monteure aus dem Badener Lehrstück hingegen, die ihrer „Entpersönlichung“ zustimmen, überleben immerhin als Exemplare eines neugeborenen Typus' in der Instanz des Kollektivs:

Ihr aber, die ihr einverstanden seid mit dem Fluß der Dinge  
Sinkt nicht zurück in das Nichts.  
Löst euch nicht auf wie Salz im Wasser, sondern  
Erhebt euch  
(...)  
Richtet euch also sterbend  
Nicht nach dem Tod.  
Sondern übernehmt von uns den Auftrag  
Wieder aufzubauen unser Flugzeug  
Beginnt!  
Um für uns zu fliegen  
An den Ort, wo wir euch brauchen  
Und zu der Zeit, wo es nötig ist.<sup>68</sup>

Voraussetzung für das Eingehen in das Kollektiv ist die Auslöschung des Individuellen. Der Pilot stellt einen hybriden Anspruch: „Ich / Fliege nicht zu euch hin, ich / Fliege weg von euch, ich / Werde nie sterben.“<sup>69</sup> Der Totalitätsanspruch des absoluten Subjekts äußert sich als Expansionsdrang: „Aber ich habe mit dem Fliegen / Meine größte Größe erreicht.“<sup>70</sup> Auf den Typus des kopernikanischen Geistesweltumseglers ( z. B. repräsentiert in Bacon, Descartes, Hegel ) folgt der des Entdeckers, der seine Ansprüche auch auf die Regionen der Luft, des Ozeans und des ewigen Eises ausdehnt.<sup>71</sup> Für ein solches Selbst ist eine kollektive Existenz, selbst die Tätigkeit für ein solches Kollektiv unvorstellbar. Brecht notiert 1926 im Rahmen seiner Marxismus-Studien:

---

<sup>67</sup> Vgl Brecht, „Die Nachtlager“, in: BFA, Bd.14, S.137f.

<sup>68</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.45.

<sup>69</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.42.

<sup>70</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.41.

<sup>71</sup> Auch Gottfried Benn und Thomas Bernhard haben diesen Typus in variierenden Männerfiguren portraitiert (vgl. Benn, Der Radardenker, in: Benn, Werke, Bd.2, S.258-274, und Bernhard, Thomas: Frost. Frankfurt am Main 1972), die „starken“ Subjekte werden im Zustand finalen Solipsismus' dargestellt, in dem zirkuläre Autoreflexivität und leer kreisendes Irresein zum tödlichen Ersatz für das durch *Weltentfremdung* in den Tiefen des absoluten Bewusstseins verlorengegangene Material werden.

In den wachsenden Kollektiven erfolgt die Zertrümmerung der Person. (...) Sie geht über in ein anderes, sie ist namenlos, sie hat kein Antlitz mehr, sie flieht aus ihrer Ausdehnung in ihre kleinste Größe - aus ihrer Entbehrlichkeit in das Nichts -; aber in ihrer kleinsten Größe erkennt sie tiefatmend übergegangen ihre neue und eigentliche Unentbehrlichkeit im Ganzen.<sup>72</sup>

Der konstitutive Gegensatz ist der von Ausdehnung und kleinster Größe. Das im Lehrstück enthaltene Gleichnis vom Denkenden im Sturm<sup>73</sup> sowie das Einverständnis der Monteure demonstrieren ein defensives Verhalten der kleinsten Größe. Der „zentrierte“ Pilot kann sich nicht dazu durchringen, weil er unfähig ist, sich der Träume von eigener Bedeutsamkeit zu entledigen. Daher hält er es auch für wichtig, sein *l'art pour l'art* - Ethos zu betonen: „Ich bin für nichts und niemanden geflogen./ Ich bin für das Fliegen geflogen.“<sup>74</sup> Der Prozess von der Ausdehnung ( Anspruch, Expansion ) zur Existenz in der kleinsten Größe ( Existenz im Kollektiv ) entspricht einer Bewegung der Kontraktion, der Schrumpfung, des Zusammenziehens, die von der Kälte ausgelöst wird.<sup>75</sup> Diese Existenz der kleinsten Größe ist das, was übrigbleibt, wenn der letzte Rest unhintergebar und authentischer Innerlichkeit getilgt wird. Die Faszination, die der Kollektivismus auf jene Intellektuellen ausübte, die anti-psychologisch und anti-expressionistisch eingestellt waren, lag darin, dass die Subjekte ohne Vorbehalte in die *Verkehrssphäre* eines „modernen Draußen“ geworfen wurden, in der Hoffnung, damit jene Instanz letzter Unverfügbarkeit gegenüber der Zirkulation zu liquidieren, die den Schauplatz seelischer Anfechtungen darstellte. Mit dem Identitätsverlust und der Anonymität, die für die Subjekte im Kollektiv zu gewinnen waren, stellte sich aber auch ein gewisses Maß an Unverfügbarkeit<sup>76</sup> wieder ein, das umgehend für kollektive Interessen mobilisiert werden konnte. Vermutlich war es auch diese angestrengte Klandestinität, die Benjamin auf die Idee brachte, die Gedichte *Aus einem Lesebuch für Städtebewohner* als ein *Vademecum* für Illegalität und Exil zu interpretieren.<sup>77</sup>

---

<sup>72</sup> „Individuum und Masse“, zitiert nach Brecht, BFA, Bd.3, S.418.

<sup>73</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.38.

<sup>74</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.42.

<sup>75</sup> Eine Konvergenz, die sich auch die barocke Metaphorik zunutze macht, etwa wenn sie z. B. bei Angelus Silesius, das „liebende Herz“ als warm und geöffnet, das „verstockte“ aber als kalt und zusammengeschrumpft darstellt. Zum Motiv des „kalten“, kontrakten Herzen bei Brecht, siehe Pietzcker, Carl: 'Ich kommandiere mein Herz.' Brechts Herzneurose - ein Schlüssel zu seinem Leben und Schreiben, Würzburg 1988.

<sup>76</sup> Sogar Unsichtbarkeit: vgl. Die heilige Johanna der Schlachthöfe, Szene 9: „Nirgends treffbar, da nirgends wohnhaft“, BFA, Bd.3, S.186

<sup>77</sup> Vgl. Benjamin, Walter: Versuche über Brecht, Frankfurt am Main 1971, S.84.

Im kalten Wasser erfährt man am deutlichsten, wo die Welt aufhört und das Selbst anfängt. Auf die Kälte solcher Umgebung reagiert der Körper mit Kontraktion. Dies verringert die Oberfläche und damit die Abgabe von Wärme. Verkleinerung wird zur Maßnahme des Überlebens und der Selbstbewahrung. Brechts Forderung nach Preisgabe des Subjektes, um „der grausamen/ Wirklichkeit/ Grausamer zu begegnen und/ Mit dem Zustand, der den Anspruch erzeugt/ Aufzugeben den Anspruch“,<sup>78</sup> wurde nicht als ideologiekritische Forderung nach Schrumpfung und Abrüstung des harten und expansiven Subjekts gedeutet ( für Brecht allesamt Qualitäten des bürgerlichen Individuums, die in der Neuen Sachlichkeit im „Sportsubjekt“ wieder auftauchen ), sondern als zynischer Angriff auf die körperliche Unversehrtheit der empirischen Einzelperson (was sie *auch* war!). Hans Thies Lehmann und Helmut Lethen haben darauf hingewiesen, dass in den Lehrstücken nicht nur individueller Glücksanspruch und die Legitimität der Tat ( etwa der des „jungen Genossen“ aus *Die Maßnahme* ) ausgeschlossen werden; darüber hinaus werden dem Delinquenten die Lehren der Dialektik, der hier zuwidergehandelt wurde, auf den Leib geschrieben: „Zu leicht macht es sich, wer von der sinnlichen Qualität der so richtigen Lehrsätze Brechts abstrahiert, denn deren sinnliche Qualität ist die Kälte gegenüber den dramatis personae.“<sup>79</sup> Der Körper repräsentiert auch in seiner kontrakten Form, die er durch den Aufenthalt in der Kälte angenommen haben mag, die letzte Instanz von Unverfügbarkeit, die dem Kollektiv nicht völlig eingegliedert werden kann, auch wenn es ihn für seine Zwecke ausbeutet:

The body is ultimately outside the collective's definition; the body is never a given self. Subjecthood, the foundation of the body, is here sharply distinguished from selfhood: it is the collective which grants the subject its status as a self but it does not provide that from which the self is made. The tragic moment is therefore far from being purely existential, since the existential is political through and through. The political strategies and decisions of the learning plays are to do with fitting subjects into theories, with finding a theory which includes and accounts for the needs of bodies.<sup>80</sup>

Brecht deutet an, wie schnell die Dialektik, von ihm bisher verstanden als „theorie zum zwecke der harmonikerbekämpfung“,<sup>81</sup> selbst zu Ideologie werden kann. Wo Brecht den Phrasen nachgeht bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden, da erscheint die Dialektik als schiefe Ebene, als Eisbahn; selbst wer sich im Zustand der Übereinstimmung auf

---

<sup>78</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.36.

<sup>79</sup> Lehmann, Hans Thies/Lethen, Helmut: „Ein Vorschlag zur Güte. Zur doppelten Polarität des Lehrstücks“, in: Steinweg, Rainer (Hg.): Auf Anregung Bertolt Brechts: Lehrstücke mit Schülern, Arbeitern, Theaterleuten, Frankfurt am Main 1978, S.302ff., Zitat S.310.

<sup>80</sup> Wright, Elizabeth: Postmodern Brecht. A Re-Presentation, London, New York 1989, p.17.

<sup>81</sup> Zitiert nach Lehmann/Lethen: Ein Vorschlag zur Güte, S.317.

ihr bewegt, kann sehr schnell an ihrem abschüssigen Rand landen. In *Die Maßnahme* dient sie der Wiederherstellung einer Ordnung (Organisation und Strategie der Partei), die angeblich durch den Spontaneismus eines jungen Genossen ( über den sie sogleich Ideologie-Verdacht verhängt ) gefährdet war. Ihre Konsequenzen vollziehen sich aber am Körper des jungen Genossen, der zugleich den Rand dieser Dialektik, die „biologische Grenze gegen den Begriff“<sup>82</sup> markiert. Der Begriff ( d.h. Dialektik, Organisation, Partei, Kollektiv ) wird die biologische Größe entweder in seinem Dienst ausbeuten und überlasten ( man denke an martialische Proletkult-Posen ), sie als „Linksradikalismus“ diffamieren, wenn sie, wie in Gestalt des jungen Genossen, „jetzt die Aktion, jetzt und sofort“<sup>83</sup> machen will, oder aber der Auslöschung des Körpers „im Kalk“ zustimmen. Ebenso kalt wie der Wind ist die Lehre ihm zu entgehen - und manchmal ist sie zu kalt. Arthur Koestler lässt in seinem Roman *Sonnenfinsternis* von 1940 einen jungen Kommunisten über das Versagen der Kommunisten gegenüber den Nationalsozialisten mit den Worten resümieren:

Die noch übrig sind, gehen uns davon. Vielleicht, weil es zu kalt ist oben auf dem Pfad. Vielleicht, Genosse, ist es zu kalt bei uns. Die andern, die haben ihren Leuten fein eingeheizt. Bei denen gibt es Musik und Fahnen, und die sitzen alle um den warmen Ofen. Vielleicht haben sie deshalb gewonnen. Und wir brechen uns alle den Hals.<sup>84</sup>

Der Begriff des Einverständnisses wurde vielfach als Schlagwort eines Überbietungs-Zynismus beargwöhnt, der auf die kapitalistische Verwertungslogik im Sinne des Satzes „Wir brauchen keinen Hurrikan...“ aus *Mahagonny* antwortet. Einverständnis, ein Substantiv, in dem auch Verständigkeit mitschwingt, bedeutet vielmehr

nicht ein sinnloses Anerkennen dessen, was ist ..., sondern besagt: daß die gesellschaftliche Realität erst verstanden, man mit ihren 'Gesetzlichkeiten' 'einverstanden' sein muß ..., ehe sie real beherrscht und veränderbar wird; alles andere Vorgehen verfehlt die Realität, ist illusionär.<sup>85</sup>

Brechts Kritik an der bürgerlichen Ideologie der Epoche schlug seine Funken gerade aus deren Mangel an Einverständnis, aus der asynchronen Widersprüchlichkeit ihres Anspruchs (bürgerlicher Vollmensch als Ziel, Transzendenz und Rechtfertigung von Kapital-Akkumulation) und ihrer Wirklichkeit (*nur* Kapital-Akkumulation). Vor diesen Dissonanzen suchte man in intim-familiäre oder utopische, lebensreformerische Wärme-

<sup>82</sup> Lehmann/Lethen, Ein Vorschlag zur Güte, S.309.

<sup>83</sup> Brecht, „Die Maßnahme“ (Fassung von 1931), Szene 6, in: BFA, Bd.3, S.119.

<sup>84</sup> Koestler, Arthur: *Sonnenfinsternis*, Stuttgart 1948, S.44.

Refugien auszuweichen. In diesen Harmonie- und Integrationsmilieus kamen solche Widersprüche entweder gar nicht erst zur Sprache oder wurden durch sympathetische Erlebnisse und einen Kult der tiefen Blicke neutralisiert. Brecht dagegen setzt in den zwanziger Jahren sein dramatisches und lyrisches Personal mehr und mehr den Beschaffenheiten eines Milieus aus, dessen Klima durch die von industrieller Verwertungslogik ausgefallten Niederschläge bestimmt ist, die mit der Macht von „Naturgewalten“<sup>86</sup> in Erscheinung treten: „Ich sehe da auftreten Schneefälle/(...) Aber die Schneefälle haben Hüte auf“.<sup>87</sup> Unter solchen Bedingungen wird die Bekundung von Einverständnis zu einem heroischen Akt, der allein das Überleben ermöglicht.

Im Werk der zwanziger Jahre begegnet der Leser immer wieder Subjekten, denen diese Bereitschaft erfolgreich eingepflanzt worden ist. Galy Gay etwa, der Mann, der „nicht Nein sagen kann“, und dessen Umrüstung zur „menschlichen Kampfmaschine“ der Zuschauer des Stückes *Mann ist Mann* (1926) beiwohnt, ist als „ein Mann von weichem Gemüt“<sup>88</sup> allen Manipulationen gegenüber aufgeschlossen. Auch die Personen des Zyklus *Aus einem Lesebuch für Städtebewohner* wissen, dass eine Affirmation der Umstände die einzige Möglichkeit ist, um zu einem überlebensfähigen Subjekt *in* der Kälte zu werden. Dies verlangt ihnen - das Gedicht *Verwisch die Spuren* weist darauf hin - die Preisgabe eines Teils ihrer Persönlichkeit ab. Die Lehre, die Brecht mit der Darstellung der tödlichen Selbstbewahrungsmaßnahmen der *Weihnachtslegende* erteilt hatte, formuliert er im *Lesebuch* aufs Neue. Anders als die Frierenden der *Weihnachtslegende* verfolgt das Subjekt in der Kälte eine Strategie der Selbstpreisgabe. Seine Taktiken sind: Bereitschaft zur Entwurzelung und Trennung, Mobilität, Fähigkeit zu schnellem Positionswechsel, Leugnung von Identität und Kontinuität, das Vermögen zu handlungstaktischer Ironie, Affirmation von Vorläufigkeit, Verweigerung von Expressivität, Pragmatismus, Absage an Innerlichkeit, Vergessen.<sup>89</sup> - Die Kälte grundiert als absolute Qualität die großstädtischen Entfremdungsszenarios, die Brecht im Raum des *Lesebuchs* zu einer Versuchsanordnung arrangiert. Diese Kälte verlangt dem Subjekt die erwähnten Fähigkeiten aber nicht nur ab; sie begünstigt auch deren Ausführung. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat beobachtet, dass eine Haltung der Indifferenz die Rei-

---

<sup>85</sup> Knopf, a.a.O., S.99.

<sup>86</sup> Vgl. Brecht, „Der Dreigroschenprozeß. Ein soziologisches Experiment“, in: BFA, Bd.21, S.459.

<sup>87</sup> Brecht, „Lied des Stückeschreibers“, in: BFA, Bd.14, S.299.

<sup>88</sup> Vgl. Brecht, BFA, Bd.2, S.95.

<sup>89</sup> Vgl. Lethen, Helmut: „Freiheit von Angst. Über einen entlastenden Aspekt der Technik-Moden in den Jahrzehnten der historischen Avantgarde“, in: Grossklaus, G./Lämmert, E: (Hg.): *Literatur in einer industriellen Kultur*. Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 1989, S.72-98, S.82.

bung der Bewegungen städtischer Subjekte innerhalb der Verkehrssphäre mildert, sozusagen als Kühlflüssigkeit dient.<sup>90</sup>

Die Strategien, die Brecht im *Lesebuch* und an anderer Stelle (eben im *Badener Lehrstück* oder in *Die Maßnahme*) entwickelte, wurden vielfach als reiner Zynismus gelesen: Besorgt das Subjekt hier nicht, in einem Akt vorausseilender Unterwerfung gegenüber dem kalten Objektiven, sein Absterben selbst, um an diesem Nullpunkt wieder zu einer (Schein-) Instanz der Selbstermächtigung zu werden? - Das Insistieren darauf, das Unheil wenigstens selbst gewählt zu haben, wurde ja bereits in *Mahagonny* auf den Punkt gebracht: „Wir brauchen keinen Hurrikan / Denn was ein Hurrikan tun kann / Das können wir selber tun“, so die bereits zitierte Passage aus *Mahagonny*. Und Helmut Lethen pointiert: „Das Ich ergreift die Flucht nach vorn - wo der Tod wartet.“<sup>91</sup> Brecht selbst hat allerdings den Eifer, mit dem die *Neue Sachlichkeit* tatsächliche und vermeintliche ideologische Atavismen zugunsten des Kultes einer rein entfremdeten Technik entsorgte, scharf kritisiert. Das Personal des *Lesebuchs* besteht entsprechend nicht aus aggressiven „Duell-Subjekten“,<sup>92</sup> die - als menschliche Schrapnelle noch einmal kurz in der Beschleunigung ihre Identität und Selbstermächtigung feiern dürfen, bevor sie dann detonieren oder als Mensch-Prothese-Einheiten an die „Produktionsfront“ geschickt werden.<sup>93</sup> Brecht präsentiert vereinzelt Subjekte, aber nicht Vereinzelt in einem pathetisch existentialistischen Sinn. Sie werden weniger durch ihre Subjektivität oder ihren Charakter definiert als durch ihre Position im Gitter der Großstadt.<sup>94</sup> Wie das Modell des Gitters industrielle Prinzipien, etwa das der Serie oder der Wiederholung, verkörpert - der Architekt Le Corbusier postulierte die neue Stadt als Wohnmaschine - so werden auch die Städtebewohner, die sich innerhalb dieses Gitters bewegen müssen, zu anonymen Variationen eines Typus. Aus beiden, dem Modell des Gitters und dem des modernen Städtebewohners, ist die integrative Instanz der Mitte entfernt worden.

Brecht trägt dieser Tendenz Rechnung, indem er psychische Vorgänge sichtbar macht. Die Psyche wird in die Geste ausgelagert. Im Licht des Tages werden ihre Motive dem Raisonement zugänglich gemacht, zur Diskussion gestellt und vergesellschaftet. Bewahrung erscheint als Defensiv-Maßnahme, vergleichbar einem Abfrieren bestimmter Persönlichkeitssegmente. Durch diese Reduzierung zur kleinsten Größe soll wenigstens

---

<sup>90</sup> Sennett, *Civitas*, S.171f.

<sup>91</sup> Lethen, *Verhaltenslehren*, S.173.

<sup>92</sup> So ein Terminus Helmut Plessners, vgl. Lethen, *Verhaltenslehren*, S.75f.

<sup>93</sup> Vgl. Sloterdijk, Peter: *Kritik der zynischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1983, Bd.2.

<sup>94</sup> Zum Begriff des Gitters vgl. Sennett, *Civitas*, S.69ff.

die zwar *unterkomplexe*, aber noch empirische Person gerettet werden, und sei es als Typus im Kollektiv. In der Clown-Szene des *Badener Lehrstücks* wird eine solche Reduzierung als Amputation dargestellt. Brecht deutet in der Kostümierung der Figuren auch schon die Möglichkeit einer falschen Erfüllung dieser Vorstellungen an: der Demontierte ist gekleidet wie ein Arbeiter, während die beiden Operateure Kleinbürger-Garderobe tragen. Brecht weiß, dass an der industriellen „Produktionsfront“ gerade solche Qualitäten, wie er sie seinem anonymen Städtebewohner nahelegt, besonders gefragt sind: „Die Esser sind vollzählig / Was hier gebraucht wird, ist Hackfleisch.“<sup>95</sup>

Mit der Figur der Johanna Dark (aus *Die heilige Johanna der Schlachthöfe*) präsentiert Brecht eine Gestalt, in der die Widersprüche zwischen bürgerlicher Idealität und kapitalistischer Praxis auf tödliche Weise ins Schlingern geraten, sobald sie auf dem kalten Boden der Tatsachen geerdet werden. Die Heilsarmistin Johanna wird mit dem Elend der Arbeiter auf den winterlichen Schlachthöfen Chicagos konfrontiert. Als kleinbürgerlich Sozialisierte, die frühbürgerliche Tugendideale verinnerlicht hat, deren sich die Praxis des Spätkapitalismus längst entledigt hat, durchleidet Johanna auf ihrem Weg nach unten, in ihrer „Entwicklung von der Bourgeoisie hin zum Proletariat“<sup>96</sup> die schmerzhafteste Lösung von diesem Tugendideal, ohne sich jedoch als eine neue Person mit neuer Ethik im Kollektiv rekonstituieren zu können. In drei Stufen vollzieht sich diese Entwicklung; sie korrespondieren mit Johannas drei „Gängen in die Tiefe“: den anfänglichen Versuchen, den Armen „Sinn für das Höhere“ einzubläuen, der Bitte um Reformen, als sie „Der Armen Armut“<sup>97</sup> erkennt, und schließlich der Forderung nach Revolution. Diese scheidet jedoch, weil Johanna bis zum Ende dem Kollektiv der Kälte-Konditionierten gegenüber Vorbehalte hegt. Ihre bürgerliche Sozialisation wird zur Ursache für ihr Dilemma. Anders als die Proletarier ist sie durch keinerlei Notwendigkeit gezwungen, in der Kälte auszuharren; im Gegensatz zu ihnen ist Johanna eine Überzeugungstäterin, die zur Güte verführt wurde. Die Möglichkeit zum Rückzug führt zur Distanz gegenüber den Arbeitern und lähmt ihre Entscheidungsfähigkeit:

---

<sup>95</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.164.

<sup>96</sup> Herrmann, Hans Peter: „Wirklichkeit und Ideologie. Brechts ‘Heilige Johanna der Schlachthöfe’ als Lehrstück bürgerlicher Praxis im Klassenkampf“, in: Knopf, Jan (Hg.): Brechts Heilige Johanna, Frankfurt am Main 1986, S.317.

<sup>97</sup> Brecht, Die heilige Johanna der Schlachthöfe, BFA, Bd.3, S.135f., S.154.

So kalt wars nicht in meinem Traum  
 ...  
 Ihr habt gut frieren  
 Aber ich kann jederzeit  
 Kommen in den warmen Saal  
 Die Fahne nehmen und die Trommel schlagen  
 Und von IHM reden, der in den Wolken wohnt.  
 ...  
 Ja, fast ein Schauspiel scheint's mir, also  
 Unwürdig, wenn ich hierbliebe  
 Ohne dringendste Not....<sup>98</sup>

Johannas Unvermögen, die Kälte auszuhalten, führt sogar zu kleineren Gewaltakten gegenüber anderen Frierenden.<sup>99</sup> Als Ursache für die Reserviertheit gegenüber den Arbeitern und für die Unfähigkeit, sich in der Kälte einzurichten, deutet Brecht Johannas Hang zur Selbstbewahrung an. Bis zuletzt verweigert sie sich dem Kollektiv. Selbst ihr Traum-Bild von der Revolution (Bild 9a) trägt hybride, individualistisch-idealistische Züge - und erinnert fatal an den finalen Demonstrationszug in Leonhard Franks expressionistischer Betroffenheitsorgel *Der Mensch ist gut*:<sup>100</sup> - sie sieht sich dabei als Delacroix'sche Liberté in Drillich, die den Revolutionszug anführt, dabei „alles anrufend, was wie ein Mensch aussieht“.<sup>101</sup> Das ist der äußerste Gegensatz zu jener Kontraktion zur kleinsten Größe, die Voraussetzung für ein Überleben in der Kälte gewesen wäre. Als endlich ein Aufstand unter den Arbeitern ausbricht, ist ihre eigene Rolle eher kläglich: sie soll eine Nachricht überbringen, beginnt aber zur Unzeit zu kontemplieren, gibt den Brief nicht ab und verursacht damit das Scheitern des Aufstandes.

Das „Es war zu kalt“, mit dem sie ihren Posten verlässt, birgt verschiedene Motive: Das Bewusstsein, eine andere Erfahrungswelt zu besitzen als die Arbeiter; die Unsicherheit dessen, der nicht eigentlich dazugehört und dem immer noch der Rückweg offen steht, der den andern versagt ist; schließlich ganz offene Furcht vor der eigenen Proletarisierung und, vor allem, als zuletzt ausschlaggebendes Moment, Gewaltangst.<sup>102</sup>

Der diesbezügliche Kommentar seitens der Arbeiter: „Sie haben überhaupt keinen Verstand. Sie sind eben zu kurz hier in der Kälte gesessen.“<sup>103</sup> Mangelnde Gewöhnung an

---

<sup>98</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.198f.

<sup>99</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.198.

<sup>100</sup> Frank, Leonhard: *Der Mensch ist gut*, 1918, S.131ff.

<sup>101</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.186.

<sup>102</sup> Herrmann, a.a.O., S.306-333, S.322.

<sup>103</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.199.

das Klima führt schließlich zu Johannas Tod: Sie stirbt an einer Lungenentzündung. Ihr Wirken resümiert einer der Arbeiter in einem lakonischen Epitaph:

Ich habs mir gleich gedacht, daß sie weggeht, wenn der eigentliche Schnee kommt ...  
Der Schnee beginnt zu treiben  
Wer wird denn da bleiben?  
Da bleiben, wie immer so auch heut  
Der steinige Boden und die armen Leut.<sup>104</sup>

Die Kälte fungiert in *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* aber nicht nur als abstrakt-metaphorisches Denotat einer thermischen Qualität. Sie reguliert nicht nur das Verhalten der Personen auf der Bühne, sondern bietet dem Zuschauer auch visuellen Erlebnisse. (Allerdings würde auch ein Verzicht auf Anschaulichkeit der absoluten Qualität Kälte in Brechts *Episches Theater* passen.) Denn die Kälte wird mit dem Sinken der Temperatur und ihrer Aktualisierung im Bild des einsetzenden Schneefalls in Szene 7 geradezu aufdringlich gegenständlich. Mit dem Schnee verstärken sich auch andere Eigenschaften des kalten Raumes, die eine Auslöschung persönlicher Unverwechselbarkeit begünstigen können: im Schneetreiben werden die Einzelpersonen verwechselbar, bisweilen sogar unsichtbar: „Seit sieben Tagen fällt jetzt Schnee auf sie / Und dieser selbe Schnee, der sie umbringt, entzieht / Sie jedem menschlichen Aug.“<sup>105</sup> Für Ermittlungswissenschaften und Polizei, die auf die Identität und Kontinuität ihrer Objekte angewiesen ist, eine Katastrophe! - Auch auf Johannas idealistischem Revolutions-Tableau, das sie selbst doch in so deutlichen Konturen zeigt, bleiben, durch den Schneefall bedingt, die Umrisse der Anderen verschwommen:

So zog der Zug und ich mit ihm  
Verhüllt durch Schnee vor jedem feindlichen Angriff  
Durch Hunger durchscheinend, keine Zielscheibe  
Nirgends treffbar, da nirgends wohnhaft  
Durch keine Qual belangbar, da jede  
Gewohnt.<sup>106</sup>

Die mit dem Identitätsverlust verbundene Chance zur Unsichtbarkeit und Unverfügbarkeit, die Brecht hier andeutet, wird im Zusammenhang mit dem *Lesebuch* näher behandelt werden. Wie auch im *Lied des Stückeschreibers* treten Schneefall und Kälte als „Naturgewalten“ in Erscheinung. Man verstünde Brecht allerdings falsch, wenn man

---

<sup>104</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.202.

<sup>105</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.

<sup>106</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.186.

diesen Begriff als ontologische Festschreibung im Sinne von: „Das ist die Welt wie sie ist“ deutet, wie es der Makler Slift tut.<sup>107</sup> Naturgewalten sind zwar objektiv verhängte Bedingungen, zugleich aber sind diese Bedingungen gesellschaftliche. Die Arbeiter sind der Kälte nicht natürlich ausgesetzt, sondern in Folge abstrakt ausgeübter, aber höchst konkret erfahrener Gewalt.

Wie konkret diese Erfahrung sein kann, zeigt ein Ausschnitt aus Sinclairs dokumentarischem Roman *Der Dschungel* von 1906, den Brecht in der *Johanna* verarbeitete:

Vier oder fünf Meilen von der Ostseite der Stadt entfernt lag der See, über den die scharfen Winde dahinströmten. Manchmal fiel das Thermometer auf zehn oder zwanzig Grad unter Null, und der Schnee lag in den Straßen bis zum ersten Stockwerk. Die Wege, auf denen unsere Freunde zur Arbeit gehen mußten, waren ungepflastert und voll tiefer Löcher und Kuhlen. Wenn es im Sommer stark regnete, mußte ein Mann häufig bis zum Rumpf im Wasser waten, um ins Haus zu kommen, und jetzt im Winter war es wahrhaftig kein Vergnügen, durchzukommen, besonders vor Tagesgrauen und nach Anbruch der Nacht. Sie wickelten sich in alte Kleider, die sie noch besaßen, aber gegen die furchtbare Kälte half kein Einwickeln. Und manch einer von den Männern mußte im Kapf gegen die Schneewehen unterliegen - er legte sich hin und schlief ein.<sup>108</sup>

Obwohl Johanna selbst unter derartigen Bedingungen Gewalt ausübt, verurteilt sie die Gewaltbereitschaft der Arbeiter:

O, welch unbekannte Schule, ungesetzlicher Raum  
Von Schnee erfüllt, wo Hunger lehrt und unhinderbar  
Von der Notwendigkeit redet die Not!

...

Halt, lernst nicht weiter!  
Nicht in so kalter Weise!  
Nicht durch Gewalt  
Bekämpft Unordnung und die Verwirrung.  
Freilich, riesenhaft ist die Verführung!

...

Und sicher standet ihr  
Schon in vielen Nächten vieler Jahre  
Beisammen und lernet  
Kalt zu denken und furchtbar.<sup>109</sup>

Die Arbeiter selbst folgen nur einer Weisung, wie sie auch der *Gelernte Chor* aus dem zur gleichen Zeit entstandenen *Badener Lehrstück* erteilt, und die Teil des Brecht'schen Affirmations-Doktrin ist:

Dennoch raten wir euch, der grausamen  
Wirklichkeit

---

<sup>107</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.148.

<sup>108</sup> Sinclair, Upton: *Der Dschungel* (1906), S.81f., zitiert nach Knopf, a.a.O., S.85f.

<sup>109</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.200f.

Grausamer zu begegnen und  
Mit dem Zustand, der den Anspruch erzeugt  
Aufzugeben den Anspruch. Also  
Nicht zu rechnen mit Hilfe:  
Um Hilfe zu verweigern, ist Gewalt nötig  
Um Hilfe zu erlangen, ist auch Gewalt nötig.<sup>110</sup>

Der Gedanke, die Bitte um Hilfe bestätige die Gewalt, ja fordere sie mitunter erst heraus, erscheint dabei nur auf den ersten Blick absurd. Die bittende Geste ist ein Eingeständnis der Bedürftigkeit; sie bestätigt die angesprochene Instanz in ihrer Macht, diesen Appell ebenso gut ablehnen zu können.<sup>111</sup> Nachdem der Souverän und die Ohnmacht bezeichnet wurden, kann die Haltung des Bittens mitunter sogar erst Gewalttätigkeit der skrupellos Mächtigen hervorrufen.<sup>112</sup> Um diese Lehre, kalt wie der Wind, dem sie entgegen will, wusste schon Baudelaire: Sein Rat „Schlagt los auf die Armen!“ ist kein Zynismus, sondern der Versuch, unter Umgehung christlicher Mitleidsethik die Würde der Hilfesuchenden wiederherzustellen und ihren Forderungen zu entsprechen.<sup>113</sup>

Darüber hinaus weist die Schneefall-Metapher nicht nur auf die vorgebliche Unausweichlichkeit der ökonomischen Prozesse im Kapitalismus hin, der letztlich auch der Mächtigste unterliegen muss: am Ende ist auch Mauler bankrott. Die Regelmäßigkeit, mit der die Krisen eintreten (Überproduktion, Pleite, Aussperrung, Arbeitslosigkeit etc.) ist für die Betroffenen das „Gewohnte“.

Die Faktoren, die solche Witterung erzeugen, sind gerade durch ihre scheinbare ewige Wiederkehr um so schwieriger zu überwinden, da sie den Eindruck des Absoluten, Dauerhaften, naturgesetzlich Ewigen vermitteln. Die Rede des *kleinen Mönchs* aus dem Drama *Leben des Gallilei* zeigt, wie sich mit der Not - einem Zustand, den Brecht zumindest in seinen bürgerlich konstituierten Kälte-Subjekten erst künstlich erzeugen musste - auch Vorstellungen von deren Dauerhaftigkeit und Autorität in das Opfer verlagern, und deren machtvolle Präsenz den Wunsch nach Veränderung überwiegt: Der *kleine Mönch* versucht, Gallilei begreiflich zu machen, warum er dessen neues heliozentrisches Weltbild ablehnt; er beschreibt die Situation seiner Eltern: „Es geht ihnen nicht gut, aber selbst in ihrem Unglück liegt eine gewisse Ordnung verborgen (...) Es ist regelmäßig, was auf sie herabstößt an Unfällen.“<sup>114</sup> Brechts Versuche der zwanziger

---

<sup>110</sup> Brecht, Das Badener Lehrstück, a.a.O., S.35 f.

<sup>111</sup> Denselben Gedanken entwickelt Hannah Arendt in ihren Ausführungen über die Vorteile der Anonymität. Vgl. Sennett, Civitas, S.179.

<sup>112</sup> Vgl. Brecht, „Der hilflose Knabe“, in: BFA, Bd.18, S.438, S.666.

<sup>113</sup> Vgl. Baudelaire, Charles: Prosadichtungen, Heidelberg 1974, S.159f.

<sup>114</sup> Brecht, „Das Leben des Gallilei“, Szene 7, in: BFA, Bd.5, S.65.

Jahre, ein Subjekt in der Kälte zu konstituieren, seine Experimente mit dem Behaviourismus sollten (hier ganz im Widerspruch zum Prinzip der Verfremdung!) gerade die Fähigkeit zur Gewöhnung auch beim bürgerlich konditionierten Individuum erzeugen. Noch in den dreißiger Jahren ist diese (neusachliche) Idee der Synchronisation des Subjekts präsent. In der Rede des *kleinen Mönchs* erscheinen Gewöhnung, Konditionierung und Reflex immerhin noch als Möglichkeiten, die Identität des Subjekts vor den Verunsicherungen und Zumutungen der Verfremdung in Schutz zu nehmen.<sup>115</sup>

Im Rückblick mag diese behaviouristische Vorstellung Brecht als Sackgasse erscheinen, und in diesem Sinne antwortet auch Galilei. Für ein zynisches Lob der Illusion hält er sie indes nicht. Der Mönch, den er sie vortragen lässt, ist nicht der *Großinquisitor*. Dennoch täuscht die Erklärung, ein System der Ausbeutung gewähre seinen Objekten neben dem fragwürdigen Trost, auszubeuten oder ausgebeutet zu werden, auch die Garantie seiner Fortdauer, darüber hinweg, dass eine Algodizee von der regelhaften Gesetzmäßigkeit des Unrechts, die Brecht als Kälteeinbruch mit Schneefall darstellt, diesen Zustand stabilisiert und legitimiert. Derartige Zusammenhänge als „Ideologie“ darzustellen, war aber letztlich Teil der Brecht'schen „Bedingungsanalyse“ (Ernst Bloch). Mittels dieser Bedingungsanalyse, die sich nach Bloch aus dem „Kältestrom“<sup>116</sup> des Marxismus speist, unterwirft Brecht auch sein eigenes Werk einer Sichtung. Das Resultat ist die teilweise Distanzierung von neusachlichen Maximen. Brechts Um-Schreibung der Kälte-Metaphorik ist keine Revision, sondern eine Korrektur, die nach Bloch Bestandteil der „Abkühlung“ und Folge der Bedingungsanalytik ist.<sup>117</sup> Sie ergibt sich aus der Notwendigkeit, sein Wissen immer wieder an der Realität überprüfen.

Bei aller Dominanz kommt die Kälte-Metapher jedoch nicht ohne gelegentliche Gestaltung ihres semantischen Binäroponenten, des Wärme-Motivs, aus. Die hieraus erwachsende antithetische Relation scheint die absolute Dominanz der Kälte-Bilder eher noch zu bestätigen, sogar Anteil an ihrer Konstituierung zu haben. Brecht macht das Wärme-Motiv, das ab und zu epigrammatisch neben den Kälte-Topos tritt, zum Schauplatz der Nebenwidersprüche, die seine Doktrin vom *Lob der Kälte* aufwirft.

Im Motiv der Wärme als dem komplementären Element bildet Brecht wiederholt Verhältnisse und Zustände ab, deren Mängeln er sein *Lob der Kälte* entgegensetzt. Anders

---

<sup>115</sup> Der kleine Mönch bezieht also eine Position, die dem in den dreißiger Jahren kurrenten Neoklassizismus gleicht.

<sup>116</sup> Vgl. Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt am Main 1959, S.235ff.

als Ernst Bloch, der den „Wärmestrom“<sup>118</sup> immerhin als legitimes, sogar notwendiges Korrektiv für den „Kältestrom“ des dialektischen Materialismus erachtet - das Verhalten des jungen Genossen aus der *Maßnahme* entspräche diesem „Wärmestrom“ -, begegnet Brecht Wärme-Zuständen zumeist misstrauisch. Die Wärme-Szenarien, die sich in der *Hauspostille* finden, beschreiben Milieus der Stagnation (*Apfelböck oder Die Lilie auf dem Felde*), der bedrängenden Omnipräsenz und Kontrolle (*Bericht vom Zeck*) und der Platzangst (*Vom Mitmensch*). Wenn Kälte die notwendige Voraussetzung für Lernprozesse ist,<sup>119</sup> ergeben sich die Negativ-Qualitäten, die um den Wärme-Pol gruppiert sind, beinahe von selbst:

Im fiktionalen Raum der Wärme herrscht bis zum Sterbebett eine terroristische Präsenz der Eltern, der Familie, der Umwelt. Und in diesem Raum wird nichts gelernt. Solange die Präsenz des 'milden Lichts', der 'Scheinwerfer' nicht ausgelöscht werden kann, gibt es keine Freiheit und Selbstständigkeit, keine eigenen Gedanken, keine selbstbestimmte Freude.(...) Trennungsangst macht dumm.<sup>120</sup>

Mitunter vermag selbst Gewalt die Zwanghaftigkeit „der Verklammerung, des Nicht-Loslassen-Könnens“<sup>121</sup> nicht zu durchbrechen. Dem entspricht auf semantischer Ebene die binäre Verklammerung der beiden Bildfelder von Kalt und Warm. Und so verbleibt Jakob Apfelböck, um den stets ein milder Sommerwind weht, selbst nach dem Mord an seinen Eltern noch „im Bannkreis des Familiengeruchs“.<sup>122</sup>

Brecht kehrt damit jene bekannte Argumentation um, die die bürgerlich-konservative Kulturkritik gegen die Moderne in Stellung brachte. Unter dem Kampfbegriff der *Gemeinschaft* sollten Werte wie Natürlichkeit, Unmittelbarkeit, Authentizität, Intimität, Verwurzelung, Vertrautheit, Übersichtlichkeit gegenüber den als kontradiktorisch suggerierten Qualitäten des Entwurfs *Gesellschaft*<sup>123</sup> bevorzugt werden. Die ideologischen Züge dieses Postulats (vor- und frühbürgerliche Idealität versus spätkapitalistische Praxis) entbirgt Brecht in *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny*.

Brecht treibt das epigrammatische Spiel mit den Gegensätzen Kälte und Wärme und ihrer wechselseitigen Bedingtheit selten weiter als hier. Zugleich aber hebt er die Ideologie-beladene Antithetik dieser Formation aus, indem er nachweist, dass es keinen Un-

---

<sup>117</sup> Vgl. Bloch, Prinzip Hoffnung, S.240.

<sup>118</sup> Etwa in der Form revolutionären Enthusiasmus?. Vgl. Bloch, Prinzip Hoffnung, S.239.

<sup>119</sup> Der „Kälteschock“ dient etwa bei von Matt als psychoanalytischer Terminus für die Einübung des „Realitätsprinzips“, vgl. von Matt, a.a.O.

<sup>120</sup> Lethen, Helmut: „Horrorbilder des Ungetrennten“, in: Lethen, Helmut/Lehmann, Hans-Thies (Hg.): Bert Brechts Hauspostille. Text und kollektives Lesen, Stuttgart 1978, S.55-59, S.56f .

<sup>121</sup> Lethen, Horrorbilder, S.57.

<sup>122</sup> Lethen, Horrorbilder, S.58.

terschied gibt zwischen der paradiesischen Wärme in Mahagonny und der Kälte, die dort regiert, wo das Geld verdient wird. Das Tauwetter, das in Mahagonny, diesem anarchischen Wunschtraum des Spießers, („Dort gibt es frischen Fleischsalat/ Und keine Direktion“, Mahagonnygesang Nr.1) herrscht, ihr „Aggregatzustand des Lauen, der strömenden Wärme“<sup>124</sup> ist bedingt durch die Verflüssigung zur Konvertibilität.<sup>125</sup> Wärme und das Behagen werden allein entfacht und befeuert durch Geld, das in der Kälte akkumuliert wurde. Was - nach marxistischer Theorie - erst zur Entfremdung als dem Zentralphänomen der Moderne geführt hat, nämlich das Bad im „Eiswasser der Berechnung“, gebärdet sich zugleich als Remedium gegen den Zustand der Kälte. Das Konstrukt Mahagonny, dessen Klima zu gleichen Teilen von Alkoholdunst und von Anarchie gesättigt ist, verweist immer wieder auf den Ort, wo die Voraussetzungen für seine schmelzende Wärme geschaffen wurden. Die Art und Weise, wie hier das Geld ausgegeben wird, lässt - ebenso wie die Verhältnisse der Menschen untereinander - Rückschlüsse zu auf die Bedingungen, unter denen es verdient wurde. So verweigert Heinrich seinem in finanzielle Schwierigkeiten geratenen Freund Paul die Kautions. Er tut dies nicht etwa, weil er die gemeinschaftlich ertragenen Qualen beim Erwerb vergessen hätte, sondern weil er sich, im Gegenteil, an das Leben während der „sieben großen Kälten“ nur allzu gut erinnert:

Paul, ich erinnere mich noch  
 An unsere Zeit in Alaska.  
 Die sieben Winter, die großen Kälten  
 Und wie wir beide die Bäume fällten  
 Und wie schwer es war  
 Das Geld zu verdienen  
 Drum kann ich, Paule, dir  
 Das Geld nicht geben.<sup>126</sup>

Wenn die Kaufkraft nachlässt, gefährliche Illiquidität droht und die „strömende Wärme“ ins Stocken und Erkalten gerät, dann bleiben selbst in Mahagonny moralische Belehren nicht aus. Auch sie beziehen ihre Bildlichkeit aus gemeinsamen Erfahrungen mit der Kälte: „Denn wie man sich bettet, so liegt man / Es deckt einen da keiner zu (...)“<sup>127</sup> Auch in der Stadt jenseits der großen Kälten hilft nichts dem, der kein Geld hat. Damit

---

<sup>123</sup> Vgl. Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft, 1887.

<sup>124</sup> von Matt, a.a.O., S.618.

<sup>125</sup> Vgl. Brecht, „Lied von der belebenden Wirkung des Geldes“, in: BFA, Bd.14, S.209-211.

<sup>126</sup> Brecht, BFA, Bd.2, S.378.

<sup>127</sup> Brecht, BFA, Bd.2, S.360.

erlischt zugleich der Anspruch des Projektes Mahagonny, ein praktikables Gegenmodell zu einem Leben in den Sphären bloßen Erwerbs zu bilden. Mahagonny ist eine widerlegte Utopie. Am Ende wird dem insolventen Paul mehr Wärme zuteil, als für Geld zu haben- und auch mehr, als gut für ihn ist: er landet auf dem elektrischen Stuhl. Das Klima in Mahagonny, die für das dortige Klima charakteristische Aufheizung durch Warenzirkulation und Dienstleistung transportiert nicht nur Behagen, sondern eben auch Paranoia. Dabei wird diese Paranoia, die in Form hysterischer Besitzstandswahrung erscheint, umgehend der *Kälte der Welt* angelastet und in eine Sphäre beklagenswerter, letztlich aber ontischer Unabänderlichkeiten verrückt. Im *Lied von der belebenden Wirkung des Geldes* heißt es entsprechend:

Überall dicke Luft, die uns gar nicht gefällt.  
Alles voller Haß und Neider.  
Keiner will mehr Pferd sein, jeder Reiter.  
Und die Welt ist eine kalte Welt.<sup>128</sup>

Zuletzt erweist sich, dass die scheinbare Opposition der Pole *kalt* und *warm* zuletzt zur Koinzidenz zusammenfallen.

Deshalb zeigt der Ausgang des Mahagonny-Experiments eines: die „allesbeherrschende Kälte“ kann nicht in dieser Art und Weise bewältigt werden. Indem das Behagen gekauft wird mit dem in der Kälte und durch die Kälte verdienten Geld, wird das System, das Prinzip Kälte in Wahrheit stabilisiert. Nur dialektisch könnte die allesbeherrschende Kälte überwunden werden: im Vollzug jener Dialektik, die das Stück „Im Dickicht der Städte“ verschlüsselt vorführt, worin dieses Stück die Lehren des Brecht'schen Marxismus vorwegnimmt, aber auch schon über deren dogmatische Fixierung hinausgreift.<sup>129</sup>

---

<sup>128</sup> Brecht, *Lied von der belebenden Wirkung des Geldes*, in: BFA, Bd.14, S.210.

<sup>129</sup> von Matt, a.a.O., S.618.

## 2.2. Signification und der *Signifying Monkey*

### 2.2.1. Signification

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Brecht eine äußerst komplexe und widersprüchliche Tradition der Kälte-Metaphorik mit Ausprägungen verschiedenster Topoi vorfand. Bisher wurde die spezifisch Brechtische Art der Aneignung und Umwertung lyrischer Tradition mit Begriffen wie *Verfremdung* oder *Ironie* zu erklären versucht, wenn auch nicht immer ganz unwidersprochen.

Hier soll nun ein weiterer Begriff vorgeschlagen werden, der zwar eng mit denen der *Verfremdung* und *Ironie* verwandt ist, aber über schärfere Konturen verfügt als die beiden recht ubiquitär verwendeten Termini.

Wer ein derart distanzierendes Verhältnis zu einem tradierten Idiom hat, dass er davon abgestoßen wird, es so weiterzuführen, wie es auf ihn gekommen ist, und dennoch der Elemente dieses Idioms bedarf, der wird eine Umschreibung versuchen, die seinen Interessen entspricht.

Der afro-amerikanische Literaturwissenschaftler Henry Louis Gates jr. gebraucht für Phänomene, die der obsessiven Adaption von Kälte-Metaphern durch Brecht gleichen, den Begriff des *Signifying*. Gates umschreibt mit diesem Begriff eine rhetorisch-semanticische Methode zur Umschreibung traditioneller und hegemonialer Diskurse.

Das *Signifying* operierte dabei ursprünglich von einer Position aus, die außerhalb von Prozessen der Signifikation liegt. Diejenigen, die sich in dieser Position befinden (und für Gates sind das, da er sich auf die amerikanische Kulturtradition bezieht, primär Afro-Amerikaner), partizipieren nicht an den Zuschreibungsprozessen - es sei denn als ihr Objekt. Das *Signifying* ermöglicht die Zurückgewinnung eines Stücks definitiver Teilhabe durch einen semantischen Coup, um aktuellen Diskussionen den eigenen Standpunkt einschreiben zu können.<sup>130</sup>

An anderer Stelle<sup>131</sup> konkretisiert Gates diesen Ansatz. Die historischen (Menschenraub, Sklaverei) und aktuellen (Rassismus) Lebensbedingungen der amerikanischen Schwar-

---

<sup>130</sup> Vgl. Gates Jr., Henry Louis: „The ‘Blackness of Blackness’. A Critique of the Sign and the Signifying Monkey“, in: Gates Jr., Henry Louis: *Figures In Black. Words, Signs and the ‘Racial’ Self*. New York, Oxford 1987, S.235-276. Siehe auch: Gates Jr., Henry Louis: *The Signifying Monkey. A Theory of Afro-American Literary Criticism*, New York 1988 sowie eine Einführung zum Signifying in: Diederichsen, a.a.O., S.65ff.

zen haben zugleich eine rhetorische Tradition gefördert, die Tradition des *Signifying*. Denn die Besonderheit dieser Situation ist nicht ohne Auswirkungen auf die Sprache geblieben. Das Dilemma ist hier, dass schon die Sprache, zu deren Gebrauch die Schwarzen gezwungen waren, Element eines Systems war/ist, an dem die Schwarzen zumeist nur als Objekte einer *Signification* teilhatten und teilhaben. Gates weist wiederholt darauf hin, dass es in dieser Theorie nicht darum gehen soll, politische Binäroptionen zu rekonstruieren.<sup>132</sup> Ihn interessieren vielmehr die semantischen Folgen dieser besonderen sozialen Konfiguration. Da außerhalb dieser einen keine andere genuine Sprache als Ort oder Instrument für Authentizitäts-Bekundungen existierte, entstand für die Schwarzen so etwas wie eine postmoderne Situation *avant la lettre*. Gates weist auf die Kontinuität dieses Bewusstseins in der afroamerikanischen Tradition der letzten 200 Jahre hin und entdeckt dabei eine in diesem Zusammenhang wichtige Figur schwarzer Folklore, den *Signifying Monkey*:

Signifyin(g) bezeichnet ... eine aus der Fremdheit gegenüber der Sklavenhalter-Sprache geborene, mißtrauisch-parodistisch deren Effekte nachahmende Redeweise unter Schwarzen, die sich aber eigentlich gegen das aufgezwungene Verständigungssystem (Sprache des Unterdrückers) richtet ....<sup>133</sup>

Gates war als Heranwachsender gewohnt, *Signification* und die Methode des *Signifying* als Bestandteile seiner Erziehung der schwarzen Alltagskultur zuzuschlagen. Dementsprechend groß war seine Verwunderung, als er beim Studium des Strukturalismus erneut auf den Begriff der *signification* stieß:

Signification is a theory of reading that arises from Afro-American culture; learning how to signify is often part of our adolescent education: That it has not been drawn upon before as theory of criticism attests to its sheer familiarity in the idiom. I had to step outside my culture, to defamiliarize the concept by translating it into a new mode of discourse, before I could see its potential in critical theory.<sup>134</sup>

---

<sup>131</sup> Gates Jr., Henry Louis: „The Signifying Monkey and the Language of Signifyin(g): Rhetorical Differences and the Orders of Meaning“, in: Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.44-88.

<sup>132</sup> Gates Jr., *Signifying Monkey*, S. 70.

<sup>133</sup> Diederichsen, a.a.O., S.65.

<sup>134</sup> Gates Jr., *Blackness*, S.235f.

Gates bemerkt, dass der Begriff der *signification*,<sup>135</sup> im wissenschaftlichen Diskurs von Ferdinand Saussure zu Beginn des Jahrhunderts geprägt und seitdem Zentralbegriff strukturaler Linguistik und Literaturtheorie, in Form von *Signification* im *black vernacular* eine wesentlich längere, wenn auch unakademische Tradition vorzuweisen hat:

It is curious to me that this neologism in the Western tradition cuts across a term in the black vernacular tradition that is approximately two centuries old. Tales of the Signifying Monkey had their origins in slavery.<sup>136</sup>

Das Verhältnis von *Signification* und *signification* beschreibt Gates als das einer „relation of difference inscribed within a relation of identity“.<sup>137</sup> Um die Differenz der beiden Homonyme auch lautlich deutlicher zu machen und den Akt der *Signification* als genuine rhetorische Strategien des *black vernacular* zu markieren, elidiert Gates, dem Usus schwarzer Alltagssprache folgend, das auslautende ‘g’.<sup>138</sup> Aus *Signifying* entsteht der Neologismus *Signifyin(g)*. Auf Derridas Unterscheidung von *difference* und *differance* verweisend, gibt Gates hier zugleich schon ein erstes Beispiel für *Signifyin(g)*.

Das *Signifying* ermöglicht im Rahmen des *black vernacular* eine Rhetorik der Subversion. Denn obwohl Gates an der ternären Struktur der *Signifying Monkey*-Fabeln (s.u.) belegt, dass hier nicht einfach eine „simple allegory of the black's political oppression“<sup>139</sup> dargestellt werden soll, so geht es ihm dennoch um die Möglichkeit, die Autorität tradierter Signifikanten in einer manipulativen „guerilla action“<sup>140</sup> in Frage zu stellen. Im Akt des *Signifying* wird der offiziellen, traditionellen *signification* - und zugleich der durch sie erfolgenden Zuweisung bestimmter Eigenschaften - eine Selbstbeschreibung entgegengesetzt. (Hier wird auch schon erkennbar, wie diese Theorie für das Problem der Kälte-Metaphorik bei Brecht fruchtbar gemacht werden kann.) Zusammenfassend beschreibt Diederich Diederichsen Gates' Analyse so:

Gates bezeichnet als „Signifyin(g)“ sowohl das Ganze schwarzer Rhetorik, als auch einen speziellen, der Ironie verwandten Fall, den er von den anderen (...) unterscheidet und von dem im Folgenden die Rede sein soll. Schlagfertiges Beschimpfen, Parodieren im Straßentalk ebenso wie gegenüber dem Offiziellen der weißen Kultur, oft in Reimen. Dabei werden Buchstaben und Silben ausgetauscht, über Reimwörter argumentiert, Floskeln durch Wiederholung und Verschiebung ausgehöhlt, Sinn und In-

---

<sup>135</sup> Gemeint ist der linguistische Begriff der englischen Standardsprache, den Gates Jr. als Homonym von dem Begriff der *Signification* im Sinn des *black vernacular* unterscheidet. Vgl. Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.45ff.

<sup>136</sup> Gates Jr., *Blackness*, S.235.

<sup>137</sup> Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.45.

<sup>138</sup> „The absent g is a figure for the Signifyin(g) black difference.“ Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.46.

<sup>139</sup> Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.55.

<sup>140</sup> Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.46.

tention der Lächerlichkeit preisgegeben, Metaphern zu Metonymien, Zufälle und Buchstäblichkeit durch Insistieren und Wiederholungen bedeutsam.<sup>141</sup>

Das „Zeichen-Setzen“ ist Element einer rhetorischen Strategie, die den direkten Dialog in Form von Widerspruch, Kritik, Verbesserungsvorschlägen tunlichst zu vermeiden sucht. Statt dessen scheut sie sich nicht, einmal geprägte Worte - und seien sie noch so „falsch“ - zu wiederholen. Das Resultat:

Statt mit der Welt der Kommunikation zu sprechen, wird diese durch ihre eigenen Hervorbringungen zum Sprechen gebracht, zu einer „wahren“ Aussage gezwungen.<sup>142</sup>

Es werden also nicht neue Signifikanten eingefordert, von denen man sich adäquater bezeichnet, repräsentiert fühlt; statt dessen werden die beim Wort genommen, die zur Verfügung stehen, und die ursprünglich vom Inhaber der Definitionsmacht geprägt wurden. Wenn mit dem Sprecher aber zugleich das Voraussetzungssystem des Verständnisses, sein Horizont, wechselt, das gesprochene Wort aber dasselbe bleibt, dann verschiebt sich mit der Konstellation zwischen Sprecher und Gesprochenem zugleich auch die Bedeutung des Wortes. Ein Beispiel: Im *black vernacular* sprechen sich Schwarze oft gegenseitig mit *Nigger* an. Natürlich ist das Wort nicht Träger der ursprünglichen rassistischen Zuschreibungen. Der einmal derart „Signifizierte“ singt, indem er dieses Wort wie ein Homonym benutzt, den Verhältnissen ihre eigene Melodie vor ( um eine Formulierung von Marx zu gebrauchen ). Die Differenz der Bedeutungen, die auf diese Weise augenfällig wird, verhindert allerdings, dass diese Methode zum Duett mit den Verhältnissen gerät ( auch wenn diese Differenz für Dritte nicht unbedingt sichtbar wird ).

Das *Signifying* kann sich die Dispensierung appellativer Elemente (Dialog, Kritik, Vorschläge) zugunsten einer Rhetorik der Anspielung und der Indirektheit schon deshalb leisten, weil es hier nicht primär um gegenseitiges Sich-ins-Einverständnis-Setzen und Konsensfindung über arrivierte Bedeutungen geht. Mit der Demonstration semantischer Dispositivität in der Relation von Signifikant und Signifikat (durch neue Konnotationen etc.) entsteht zugleich eine Kritik am Begriff der Bedeutung generell:

To revise the received sign (quotient) literally accounted for in the relation represented by signified/signifier at its most apparently denotative level is to critique the nature of (white) meaning itself, to challenge through a literal critique of the sign the meaning of the meaning.<sup>143</sup>

---

<sup>141</sup> Diederichsen, a.a.O., S.65f.

<sup>142</sup> Diederichsen, a.a.O., S.65f.

Auf die Willkür, mit der Signifikanten bestimmte Bedeutungen eingeschrieben werden, reagiert das *Signifyin(g)*, da eine Entleerung des Signifikanten vom aktuell zugewiesenen Signifikat nicht möglich ist,<sup>144</sup> mit dem von der Notwendigkeit, ein Signifikat bezeichnen zu müssen, befreiten Spiel der Signifikanten. Sie verweisen nun nicht mehr auf Bedeutungen, sondern auf andere Signifikanten; sie funktionieren nur noch figurativ und metaphorisch. Sie verweigern die Aussage, ohne aber dabei gleich sinnlos zu werden. „Signifyin(g) turns on the play and chain of signifiers, and not to some supposedly transcendent signified.“<sup>145</sup>

Die klassische Rhetorik kennt ein vergleichbares Verfahren der Informationsverweigerung. Man bezeichnet es als „handlungs-taktische Ironie“. Wie diese spezifische Form der Ironie spekuliert auch der Sprechakt des *Signifyin(g)* auf die „Endgültigkeit des Missverständnisses“.<sup>146</sup> In seinem Zyklus *Aus einem Lesebuch für Städtebewohner* gibt Brecht ein schönes Beispiel für diese Sprechhaltung. - Bertolt Brecht als *Signifying Monkey*, der „kalt und allgemein redet (...) wie die Wirklichkeit selbst“?

### 2.2.2. Der Signifying Monkey

Eng mit der Praxis des *Signifying* ist die mythische Gestalt des *Signifying Monkey* verbunden, den Gates als „trickster figure“, als eine Art pikaresker Gaunergestalt bezeichnet, und der zugleich „black mythology’s archetypical signifier“<sup>147</sup> darstellt. Ihre Quellen hat diese Gestalt in afrikanischen, mittel- und südamerikanischen Mythen, etwa dem von Esu. Wie Hermes ist Esu ein Bote der Götter, der den Menschen den göttlichen Willen überbringt und vermittelt. Und wie Hermes ist er zugleich als Hermeneut ein Meister der Bedeutungen, denn es bleibt ihm überlassen, die göttlichen Botschaften in seinem Sinn zu manipulieren. Nach Gates ist er „the divine linguist“.<sup>148</sup>

---

<sup>143</sup> Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.47.

<sup>144</sup> „It would be erroneous even to suggest that a concept can be erased from its relation to a signifier. A signifier is never, ultimately, able to escape its received meanings, or concepts, no matter how dramatically such concepts might change through time.“ - Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.48.

<sup>145</sup> Gates Jr., *Signifying Monkey*, S.52.

<sup>146</sup> Lausberg, Heinrich: *Elemente der literarischen Rhetorik*, München 1976, S.142.

<sup>147</sup> Gates Jr., *Blackness*, S.237.

<sup>148</sup> Gates Jr., *Blackness*, a.a.O.

Der *Signifying Monkey* ist, anders als Esu und Hermes, nicht mehr Überbringer göttlicher Botschaften, die er verfälschen könnte. Als geborener Intrigant hintertreibt er stattdessen die Kommunikation der Menschen, die ohne göttliche Weisungen auskommen müssen. Hierin zeigt sich eine weitere Parallele zum Strukturalismus: Kommunikation findet nicht mehr im Dreieck via Gott statt, der die Hierarchie der Zeichen regelt, sondern als Mühe in der Ebene; die Struktur dieser Kommunikation bleibt allerdings dennoch ternär. Ziel des *Signifying Monkey* ist es letztlich, den Herrn des Diskurses und Inhaber der Meister-Tropen zu düpiieren.<sup>149</sup>

In den Fabeln, die vom *Signifying monkey* und seinen Freunden, dem Löwen - als Herr des Dschungels ein ideales Objekt für *signifying* - und dem Elefant überliefert sind,<sup>150</sup> fällt auf, dass der *Signifying Monkey* niemals handelt. Stattdessen dominiert er durch seine Anwesenheit und sein Sprechen. Entweder verdreht er die Bedeutungen des Gesagten und provoziert so Reaktionen der derartig Signifizierten, oder er setzt selbst Gerüchte in Umlauf. Wie jeder tüchtige Intrigant kann er so erfolgreich tricksen, weil er über einem naiven Gebrauch der Worte steht, der nur die *eine* Verbindung von Signifikant und Signifikat gelten ließe. Ein *Signifying Monkey* bezieht sich auf die Zeichen, statt auf ihre Bedeutungen. „Signifying turns on the play and chains of the signifiers“.<sup>151</sup> Als wäre er bei den Strukturalisten in die Lehre gegangen, kann er behaupten, das Zeichen in einem (oder sogar mehreren) anderen Kontext(en) als dem gerade aktualisierten gelesen zu haben. Der syntagmatischen Methode, den Signifikanten in einem bestimmten Kontext konkret zu aktualisieren, dabei aber doch alle Denotate (von Konnotaten ganz zu schweigen) zu unterdrücken, die die Kohärenz des Rede-Zusammenhangs (der Isotopie) gefährden könnten, setzt der *Signifying Monkey* die Methode der paradigmatischen Serie gegenüber, die, von der Verpflichtung zur Information befreit, sich dem Spiel der zuvor unterdrückten Assoziationen hingeben kann.

Whereas signification depends for order and coherence on the exclusion of unconscious associations which any given word yields at any given time, Signification luxuriates in the inclusion of the free play of these associative rhetorical and semantic relations.<sup>152</sup>

---

<sup>149</sup> Dass diese Intriganten- und „Trickster“-Figur dabei die äußere Gestalt eines Affen besitzt, ist selbst schon wieder, als Umkehrung der rassistischen weißen Zuschreibung vom „affenähnlichen“ Schwarzen, Resultat einer *Signification*.

<sup>150</sup> Vgl. Gates Jr., *Blackness*, S.239f.

<sup>151</sup> Gates Jr., *Blackness*, S.238.

<sup>152</sup> Gates Jr., *Blackness*, S.49.

Welche Möglichkeiten das *Signifyin(g)* seinem Anwender nun praktisch bietet, zeigt etwa die afro-amerikanische Schriftstellerin und Anthropologin Zora Neale Hurston. Hurston, im ländlichen Süden der USA aufgewachsen, berichtet, sie sei arrestiert worden, nachdem sie eine Kreuzung bei Rot überfahren hatte. Einer weiteren Strafe sei sie dadurch entgangen, dass sie vor dem Richter behauptete, sie habe die Weißen bei Grün fahren sehen und daher angenommen, Rot gelte für sie.

Hurston hat mit diesem *Signifyin(g)* die Zeichen Rot/Grün aus ihrer ursprünglichen Aktualisierung im Kontext *Verkehr* gelöst. Stattdessen addiert sie bei Konstanthaltung des Sems *Farbe* assoziativ die Farben Schwarz/Weiß hinzu. Damit schreibt sie ihre seriell-paradigmatischen Assoziationen (figurativ) quer über den syntagmatisch-kohärenten Kontext *Verkehr* (literarisch). So erzeugt sie eine Zweideutigkeit, die, obwohl Verbindungen von Signifikant und Signifikat immer rein willkürlich sind, in der konkreten Aktualisierung des Syntagmas stets geleugnet werden muss und die letztlich der Ordnung der Rede zum Opfer gebracht wird.

Bei ihrer Festnahme vermeidet Hurston Widerspruch und entgeht zugleich mit einer Konfrontation auch ihrer Bestrafung. Denn scheinbar akzeptiert und respektiert sie, was von der Definitionsmacht ( hier der Judikative ) als Gebot/Verbot verhängt wurde. Gleichzeitig weist sie mit ihrer „falschen“, verfremdenden Auslegung des Zeichens auf das Faktum der Rassentrennung hin, in deren Kontext sie sich wiederum (auch im Sinne der Definitionsmacht) „angemessen“ verhalten hätte, wenn die die Zeichen in dessen Sinn zu lesen wären. Man könnte auch sagen, dieses Beispiel für *Signifyin(g)* folge dem Prinzip der „Isotopienmodulation“. Die Analogie zwischen der binären Struktur Rot/Grün im Kontext *Verkehr* (Isotopie I) und der binären Oppositionen im Kontext *Rassismus* (Isotopie II), der die Diskriminierung der Opponenten impliziert, wird für eine vorsätzlich herbeigeführte Verwirrung genutzt. Die binäre Struktur beider Kontexte dient so als Anlass für deren vorgebliche Verwechslung.

Der Inhaber der Definitionsmacht ist einem solchen *Signifyin(g)* gegenüber hilflos, denn eine gesetzgebende Instanz wird (und muss) immer die Eindeutigkeit der von ihr verhängten Zeichen/Bedeutung-Relation behaupten. Ist ein Zeichen zweideutig, so liegt der Fehler (zugleich auch das Monopol der Korrektur, der Manipulation oder der Modifikation) natürlich bei ihr selbst. Der *Signifying Monkey* genießt es indessen, den Herrn des Diskurses mit dieser Methode simulierter Naivität geschlagen zu haben.

### 2.2.3. Wiederholung und Differenz

Der praktische Nutzen solchen *Signifyin(g)*'s ist evident. Bei Brecht finden sich Strategien, die deutliche Analogien zum Verfahren des *Signifyin(g)* aufweisen. Beispielhaft für eine solche Strategie ist eine Anekdote über den Schüler Brecht, deren Überschrift dem Leser allerdings nahelegt, die hier erfolgreich angewandte Methode als Dialektik aufzufassen:

Als Herr B. ein Knabe war, hing seine Versetzung aus der Tertia von einer Klassenarbeit in Französisch ab. Die Arbeit ging daneben. Einem Mitschüler geschah dasselbe in Latein. Dieser radierte einige Stellen aus, ging zum Professor und verlangte eine bessere Note. Er bekam eine schlechtere, die radierten Stellen waren dünn geworden. Herr B. erkannte die Nachteile dieses Verfahrens. Er nahm rote Tinte, strich sich in seiner Arbeit mehrere Stellen als Fehler an, die keine waren, und ging zum Professor: Was hier falsch sei? Der Lehrer war bestürzt: Die Stellen seien richtig. - Wenn der Herr Professor sich so in der Zahl der Fehler geirrt habe, meinte Herr B., müsse er ihm doch eine bessere Note geben. Der Lehrer beugte sich dieser Logik und Herr B. wurde versetzt.<sup>153</sup>

Der Knabe Brecht operiert hier mit denselben Methoden wie Nora Zeale Hurston in dem oben gezeigten Beispiel für *Signifyin(g)*. Hier ist es die unbefragte, vom Lehrer selbst verhängte Signifikant/Signifikat-Relation von Fehler und Rotstrich. Das Einverständnis mit diesen Regeln führt, anders als bei dem unglücklichen und weniger klügeren Mitschüler, bei Brecht dazu, sein *Signifying* auf der definitivisch postulierten Eindeutigkeit von: Rotstrich = Fehler aufzubauen, diese Relation aufzulösen ( Rotstrich auch an korrekten Stellen ), und mit dem Pochen auf die (vorgeblich) eindeutige Relation den Lehrer zu düpieren und sein Ziel zu erreichen.

Wie bei dem analogen Fall Hurstons liegt bei dieser Anekdote das wichtigste Element für erfolgreiches *Signifyin(g)* in der scheinbaren Affirmation und dem Respekt, die der *Signifier* der definitivischen Instanz zollt; schließlich sitzt diese ohnehin am längeren Signifikanten. Gerade das naiv zur Schau gestellte Vertrauen in deren Gerechtigkeit, das Beim-Wort-Nehmen ihrer Parolen und Verheißungen wirkt entwaffnend. Dieses Beim-Wort-Nehmen, die Methode, die Welt „durch ihre eigenen Hervorbringungen zum Sprechen zu bringen“,<sup>154</sup> ist aber nicht nur eine gängige Praxis der historischen Avantgarde - etwa im Prinzip der Collage, die Elemente aus ihrem ursprünglichen Kontext löst, um sie im neu montierten Zusammenhang zum Sprechen zu bringen und bloßzustellen -

---

<sup>153</sup> Müller, André: Geschichten vom Herrn B. Gesammelte Brecht-Anekdoten, Leipzig 1994, S.7.

<sup>154</sup> Diederichsen, a.a.O., S.41.

sondern auch einer der zentralen Kunstgriffe, mit denen Brecht die Metaphern-Tradition in einer Verbindung von Wiederholung und Differenzierung verarbeitet.

Sowohl *Signifyin(g)* als auch die *Verfremdung* bedürfen einer bestimmten Qualität des Signifikanten, nämlich seiner Dispositivität. Beide Methoden zeigen, wie die Relation von Signifikant und Signifikat ( als Resultat willkürlicher Übereinkünfte ) der Verfügbarkeit zurückgewonnen werden kann. Der Verfremdungsbegriff allerdings hat schwer an seinen germanistischen Hypothesen zu tragen. Für eine adäquate Analyse ist er entweder zu weit gefasst ( insofern als *Verfremdung* als wesentliches Merkmal von Literarizität überhaupt definiert wird ) oder zu eng (durch die oben dargestellte Verbindung mit Brechts *Epischem Theater*).

Ein weiteres Merkmal der *Verfremdung* lässt, bei aller Ähnlichkeit beider Methoden, den Begriff des *Signifying* ( mit Einschränkung ) als den ergiebigeren für eine Untersuchung der Lyrik Brechts erscheinen: Nach semiotischer Definition ergibt sich der Effekt der *Verfremdung* aus dem synthetischen Zusammenwirken von automatisierter Folie und Novum. Deshalb ist auch der Bekanntheitsgrad dessen, was verfremdet werden soll, der automatisierten Folie, so wichtig; ohne eine Fortsetzung der Tradition des Zeichens ist der Verfremdungseffekt nicht wahrnehmbar. *Verfremdung* bedeutet demnach die Verlagerung eines Signifikanten aus einem Kontext ( automatisierte Folie ) in einen anderen (Novum). Die Wirkung dieser semantischen Verschiebung zeigt sich als *Verfremdung*. Sie funktioniert also stets in einer Situation syntagmatischer Aktualisierung: die Metapher aktualisiert sich immer in einem bestimmten Kontext, wobei sie nur jene Denotate repräsentiert, die der herrschende, der aktuelle Kontext ihr nahelegt. Ein Beispiel: in der Metonymie „kalt wie Eis“ werden, bedingt durch das Klassem „kalt“, all jene Seme des Wortes „Eis“ unterdrückt, die die Kohärenz des Kontextes gefährden könnten, also Transparenz, Glätte, Feuchtigkeit und Härte. - *Verfremdung* bedeutet: die Präsentation einer Metapher in einem neuen, ungewohnten Kontext. Damit ersetzt sie aber nur eine Situation syntagmatischer Aktualisierung ( wobei die Unterdrückung von unerwünschten Nebenbedeutungen kalkuliert ist ) durch eine andere. Das Primat der Bedeutung bleibt unangetastet.

In Brechts Aneignung der Kälte-Metaphorik finden sich neben der syntagmatischen Aktualisierung auch andere Verfahren: das der paradigmatischen Serie und der Wiederholung. Die Kälte-Metapher wird immer wieder aufs Neue durchgespielt, dabei aber nie

ganz fugenlos in dem jeweiligen Kontext aktualisiert.<sup>155</sup> So entsteht auch der Eindruck der Verbrauchtheit, den Koerner in der Lyrik des jungen Brecht konstatierte. Durch die immer präsente (weil nicht ausgesparte oder unterdrückte) Polysemie des Signifikanten ist die Sicht auf das Signifikat getrübt. Der Signifikant wird opak.

Die Präsenz der Polysemie wiederum ergibt sich dadurch, dass Brecht den mit der Kälte-Metaphorik traditionell assoziierten Konnotationen zwar keinen Vorschub leistet, sie aber auch nicht unterbindet. Konnotationen sind im Text nicht anwesend, d.h. ihre jeweiligen Signifikanten sind, im Gegensatz zum Denotat, im Text nicht notiert. Von anspielungsreichen Bildern angestoßen, können Konnotationen beim Leser aber Folgerungen von scheinbar hoher Plausibilität auslösen.

Der Leser der frühen Lyrik Brechts, etwa der bereits erwähnten *Weihnachtslegende*, glaubt sich anfangs mit einer Version der herkömmlichen Klage über die Kälte der Verhältnisse konfrontiert, die ( auf der Folie des Kulturpessimismus ) Konnotationen evozieren, die Brecht jedoch gerade nicht einlösen will. In der *Weihnachtslegende* zeigt er statt dessen, wie die Bemühungen zur Selbsthilfe, die zu Schutz vor dem perhorreszierten Kältetod unternommen werden, diesen nur umso schneller herbeiführen. Brecht diffamiert nicht Erfahrungen, die der Mensch aus der biologisch-anthropologischen Bedeutung der Kälte gewinnt ( Kälte als Sinneseindruck an der Haut, der „biologischen Grenze“ (Lethen), z. B. nach Trennung von der „Horde“, vom geliebten Objekt etc. ), aber er beargwöhnt die Möglichkeiten ihrer Manipulation. Nahezu jede Aktualisierung der Kälte-Metaphorik bei Brecht (von den ganz frühen Gedichten vielleicht abgesehen) ist definiert durch den Versuch, sie aus den Zusammenhängen mythischer Interpretation zu lösen. Auf den Versuch, biologisch-anthropologische Relationen durch Anspielungen und Konnotationen manipulativ auf soziale und politische Verhältnisse abzubilden und diesen so überzeitliche, mythische und ontische Qualitäten einzuschreiben, reagiert Brecht mit einem Verbleib auf der Ebene des Denotats: Er vollzieht die Transferleistung des Lesers, den er selbst angestoßen hatte, nicht nach. Der Leser, der - etwa in der *Weihnachtslegende* - bereits nach den ersten Zeilen „traditionell zu konnotieren beginnt“ ( wobei er vielleicht auch vom Text nicht gedeckte Binäroppositionen wie Gesellschaft versus Gemeinschaft, Technik versus Natur, Intellekt versus Seele etc. assoziiert ), ist irritiert, wenn das Gedicht einen Ausgang nimmt, der sich eher aus der konsequenten Verfolgung der Ereignisse auf der Ebene des Denotierten ergibt als aus seinen

---

<sup>155</sup> Vgl. Brecht, „Die schwarzen Wälder aufwärts“, in: BFA, Bd.13, S.175.

eigenen Konnotationen. Brecht hat im Kopf des Lesers gedacht und dort Verwirrung gestiftet. Oder anders formuliert: wo die Kälte-Metaphorik als die Spiegelachse funktioniert, an der das Anthropologisch - Mythische auf das Politische abgebildet wird, da bleibt Brecht auf der Ebene des nur bildlich Denotierten. Die Metapher erhält Erkenntniswert erst durch die Negierung der mythischen Dimension (wodurch sie - strenggenommen - vielleicht aufhört, Metapher zu sein), indem die mythischen Konnotationen des Lesers im Lauf der dargestellten Ereignisse ad absurdum geführt werden. Denn hier, auf der Ebene des Denotats, vollzieht sich inzwischen an den Protagonisten eine rein physische Tragödie:

Wir tun ins Feuer die Röck hinein  
Dann wird uns allen wärmer sein!  
Dann glüht uns das Gebälke schier  
Erst in der Früh erfrieren wir.<sup>156</sup>

## 2.3. „Kalt und allgemein wie die Wirklichkeit selber“

### 2.3.1. Das Lesebuch für Städtebewohner

In einem der Gedichte aus dem thematischen Umfeld des Lesebuchs für Städtebewohner heißt es:

Die Städte sind für dich gebaut. Sie erwarten dich freudig  
Die Türen der Häuser sind weit geöffnet. Das Essen  
steht schon auf dem Tisch.  
(...)  
Da man eure Wünsche nicht genau kannte  
Erwartet man natürlich noch eure Verbesserungsvorschläge.  
Hier und dort  
Ist etwas vielleicht noch nicht ganz nach eurem Geschmack  
Aber das wird schleunigst geändert  
Ohne daß ihr euch einen Fuß ausreißen müßt.  
Kurz: ihr kommt  
In die besten Hände. Alles ist seit langem vorbereitet. Ihr  
Braucht nur zu kommen.<sup>157</sup>

Nichts wäre leichter, als derartige Verheißungen, mit denen die Asphaltstädte sich ihren Nachschub an ausbeutbarem „Menschenmaterial“ sichern, des Zynismus’ und der Lüge

---

<sup>156</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.272.

<sup>157</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.363 f.

zu überführen. Brecht zeigt ( z. B. in Gedicht Nr. 9 des Lesebuchs, *Vier Aufforderungen...*), wie solchen Versprechungen die allmähliche Deklassierung des von ihnen Verführten folgt. Das Ritual der Klage und Anklage aber, in das noch viele Expressionisten verfallen waren, wenn es darum ging, das Phänomen Stadt zu beschreiben, vermag Brecht nicht zu wiederholen. Er fasst statt dessen die Figur des einzelnen Städters selbst genauer ins Auge. Auch das ist ein Novum der zwanziger Jahre, zumindest in der deutschsprachigen Literatur. Selbst Georg Heym und Alfred Lichtenstein hatten eher Bilder eines der Apokalypse geweihten Kollektivs<sup>158</sup> gezeichnet als präzise Einzeldarstellungen. Auch bei Kästner und anderen taucht er etwa zeitgleich mit Brecht als literarisches Thema auf.<sup>159</sup> Brecht bietet im *Lesebuch für Städtebewohner* allerdings keine Sammlung konturierter Porträts, etwa im Sinne von Baudelaires Zyklus *Der Wein aus den Blumen des Bösen*. Auch Ausblicke auf eine städtische Geographie werden nicht geboten: „selbst Ruinen fehlen als Dekor, Orientierungsmarken des kollektiven Gedächtnisses sind nicht wahrzunehmen“.<sup>160</sup> Das *Lesebuch* dient vielmehr als Fibel, die Grundlagen einer großstädtischen „Bewegungslehre“<sup>161</sup> vermitteln soll. Eine der Regeln, die dem Schüler dieser Kinesiologie eingetrichtert werden sollen, besteht in der Notwendigkeit mimetischer Anpassung an die Qualität der vom Subjekt zu durchmessenden Entfremdungs-Szenarien - die natürlich nicht anders denn als Kälte-Zonen gedacht und dargestellt werden.

In den Ritualen der Anpassung erweist sich jenes *Die-Parolen-beim-Wort-nehmen*, das sich bereits in den Strategien des *Signifying Monkey* bewährt hatte, als besonders hilfreich. Der britische Kunsthistoriker T. J. Clark hat in seinem Buch über Gustave Courbet<sup>162</sup> darauf hingewiesen, dass die Fähigkeit, die Selbstanpreisungs-Elaborate der Moderne beim Wort zu nehmen und zugleich ihre Propagandisten wiederholt mit der Notwendigkeit ihrer Einlösung zu konfrontieren, stets konstitutives Merkmal „dissidenten“ Lebensformen, etwa jeglicher Boheme, gewesen sei. Am Beispiel des Paris der Epoche nach 1848 zeigt er, dass „das Modell der Boheme in erster Linie eine gelebte, soziale Karikatur war.“<sup>163</sup> Das Personal dieser Boheme war bunt genug dafür, und rekrutierte

---

<sup>158</sup> Vgl. Benjamin, Walter: Versuche über Brecht, Frankfurt am Main 1972, S.81.

<sup>159</sup> Vgl. Benjamin, Walter: Linke Melancholie, in: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften, hrsg. von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1972, Bd.3, hg. von H. Tiedemann-Bartels, S.279-283.

<sup>160</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.171.

<sup>161</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.53.

<sup>162</sup> Clark, T.J.: Image of the People. Gustave Courbet and the 1848 Revolution, Princeton N.J., 1982.

<sup>163</sup> Diederichsen, a.a.O., S.79.

sich zumeist aus „Anpassungsbehinderten“ vor- oder nachbürgerlicher Provenienz, aus deklassierten Adligen, Anarchisten wie Proudhon, Lumpenbohemiens wie Baudelaire, landflüchtigen Bauern, die es vorzogen, Künstler zu werden, wie Courbet: mithin aus Verlierern der letzten beiden Revolutionen. Clark schreibt:

The effectiveness of bohemian style was this: in a city which still half believed in the first dreams and ideals of capitalism, in the fairy world of arcades, exhibitions, the bazaar, the entrepreneur and the vote for everyone, the Bohemien caricatured the claims of bourgeois society. He took the slogans at face-value; if the city was a playground, he would play; if individual freedom was sacrosanct then he would celebrate the cult twenty-four hours the day; laissez-faire meant what it said. The Bohemien was the dandy stood at his head: where the dandy was the bourgeois playing at being an aristocrat (hence his pathos), the Bohemien was the bourgeois playing at being the bourgeois - the heroic, absurd, mythical bourgeois of 1789.<sup>164</sup>

Gerade die scheinbare Anpassung und das vorgeblich naive Einverständnis mit den Parolen des Tages ermöglichten dem Subjekt dieser gelebten Kontrafaktur, „the slogans at face-value“ zu nehmen und die Realisierung von Bürgerrechten etc. einzufordern.

Brecht wusste ebenso gut wie die Pariser Lumpenboheme von 1848, dass diese Versprechen nicht erfüllt werden würden. Er stellt deshalb nun, fast ein Jahrhundert später, nicht mehr jene Figur des Bourgeois' nach, der als Bohemien den mythischen und heroischen Bourgeois nachäfft. Er präsentiert den Bourgeois als Verbrecher, der nicht mehr auf Zuteilungen warten will, und den Verbrecher als Bourgeois. Das Personal seines *Lesebuches* bekundet grenzenlose Affirmation gegenüber den kalten Szenarien der Entfremdung, als die ihnen die Mobilitätssphäre der modernen Großstadt erscheinen muss. Diese Attitüde birgt jedoch zugleich ein Problem: wer derart Einverständnis mit Prozessen demonstriert, die zweifellos auch ohne sein Zutun stattfinden, der ist versucht, die Stelle seiner „Differenz“ dennoch auf irgendeine auffällige Art zu markieren. Die Emphase, mit der das pathetische, *dezisionistische* Einverständnis geleistet wird, lässt vermuten, dass zumindest das Subjekt selbst noch an eine solche Differenz glaubt. Die Zustimmung erscheint als subtile Form des Vorbehalts, vergleichbar der Pose, die das lyrische Subjekt in *Vom armen B.B* einnimmt. Das *Ja zur Entfremdung* wird zu einem Ausdruck vorgeblicher Souveränität, denn in der freiwillig geleisteten Affirmation schwingt auch ein drohendes „Wir können auch anders“ mit. Das Subjekt phantasiert in eine Position hinein, in der es Subjekt der Geschichte zu werden glaubt. Das gebietet sein Bedürfnis, sich als Souverän über die eigenen Entscheidungen zu präsentieren, sich zu bewahren: „Wer sich in die Entscheidung mächtiger Institutionen eingebettet hat, will

---

<sup>164</sup> Clark, a.a.O., S.34.

durch entschiedene Haltung darauf hinweisen, daß er zumindest seiner eigenen Entscheidung gefolgt ist.<sup>165</sup>

Der Begriff der Haltung wird im neusachlichen Jahrzehnt unter vielen Intellektuellen zum fetischisierten Terminus. Erst das Ertragen von Zumutungen bringt Zwangssituationen hervor, in denen der nachdrückliche Hinweis auf die Haltung überhaupt relevant wird.<sup>166</sup> Brechts „Logik der Überbietung“<sup>167</sup> folgt im Lesebuch für Städtebewohner nun einem Verfahren, in welchem selbst noch diese Haltungen liquidiert werden. Im Lesebuch liefert er seine Figuren einem sozialen Raum aus,

der unter agonaler Spannung steht und mit Personen bevölkert ist, die ihn ohne Kompaß passieren müssen und darum auf äußere Stimmen angewiesen sind. Und diese Stimmen raten: suche Distanz, betrachte Unterkünfte als Provisorien, trenne dich von der Kohorte, zerschneide deine Familienbande, meide übertriebene Individualisierung, ziehe den Hut tief in die Stirn, und entferne dich von allen Wärmequellen.<sup>168</sup>

Mit „kühler Impassibilität“<sup>169</sup> entwirft Brecht ein behaviouristisches Milieu, in dem sich kein Subjekt, und wäre es selbst ein kälte-gewohnter „Trennungsspezialist“<sup>170</sup> und Frischluft-Fanatiker wie der Benjamin'sche *destruktive Charakter*, ohne Haltungseinbußen bewegen kann:

Reden Sie nichts von Gefahr!  
In einem Tank kommen Sie nicht durch ein Kanalgitter:  
Sie müssen schon aussteigen.  
Ihren Teekochoer lassen Sie am besten liegen  
Sie müssen sehen, daß Sie selber durchkommen.  
(...)  
Wenn Sie noch etwas sagen wollen, dann  
Sagen Sie es mir, ich vergesse es.  
Sie brauchen jetzt keine Haltung mehr zu bewahren:  
Es ist niemand mehr da, der Ihnen zusieht.  
Wenn Sie durchkommen  
Haben Sie mehr getan, als  
Wozu ein Mensch verpflichtet ist.  
Nichts zu danken.<sup>171</sup>

---

<sup>165</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.170.

<sup>166</sup> Vgl. Brecht, Bertolt: „Eine aristokratische Haltung“, in: BFA, Bd.18, S.29, S.465f.

<sup>167</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.170.

<sup>168</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.171.

<sup>169</sup> Jacobs, Jürgen: „Wie die Wirklichkeit selber. Zu Brechts Lesebuch für Städtebewohner“, in: Fuegi, John et al. (Hg.), Brecht-Jahrbuch 74, Frankfurt am Main 1975, S. 77-91, S.87.

<sup>170</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.172.

<sup>171</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.162f.

Die selbstbewahrende Haltung des Subjekts, das sich in einem Akt der Selbstermächtigung und Überbietung an die Spitze „objektiver“ Prozesse stellt, führt allerdings ebenso sicher dessen Untergang herbei wie die Geste der Auflehnung:

Was also als „Nullpunkt“ des Subjektschwunds erscheint, kann auch als Drehpunkt einer Subjektermächtigung gelesen werden; nicht die Institutionen der Gesellschaft, nicht der dunkle Prozeß der Geschichte besorgen das Verschwinden des Städtebewohners! Das Ich ergreift die Flucht nach vorn - wo der Tod wartet.<sup>172</sup>

Diese düsteren Implikationen ließen den Schluss zu, dass das Bestreben des Subjekts, sich in einem kalten Milieu als autonom, distanziert und abgegrenzt zu erhalten -also *nicht* einverstanden zu sein -, seinen Untergang nur beschleunigt.<sup>173</sup> Darüber hinaus schwingt hier aber auch ein Gedanke Hegels mit:

Aber nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes. Er gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerissenheit zu sich selbst findet. Diese Macht ist er nicht als das Positive, welches vom Negativen wegsieht, wie wenn wir von etwas sagen, dies ist nichts oder falsch, und nun, damit fertig, davon weg zu irgend etwas anderem übergehen; sondern er ist diese Macht nur, indem er dem Negativen ins Angesicht schaut, bei ihm verweilt.<sup>174</sup>

Mit anderen Worten: Es gibt kein richtiges Leben im Kalten, aber immerhin ein Leben. - Wer jedoch dem „Negativen ins Angesicht schaut“ wie einer Gorgonenmaske, dessen Gesicht nimmt - von stoischer, ertragender Haltung verzerrt - mitunter ähnliche Züge an:

Man sieht einen traurigen, harten, aber entschlossenen Blick - ein Auge, das hinaus-schaut, wie ein vereinsamer Nordpolfahrer hinaus-schaut (vielleicht um nicht hineinzuschauen? um nicht zurück-zuschauen?). Hier ist Schnee, hier ist das Leben verstummt; die letzten Krähen, die hier laut werden, heißen „Wozu?“ „Umsonst!“ „Nada!“<sup>175</sup>

Im Raum seines *Lesebuchs* erstellt Brecht nun einen Resonanzkörper, der diese Sätze noch verstärkt: wenn Macht für das sich bewahrende Leben nicht zu haben ist, dann versucht man es eben mit einem Aufenthalt in der Kälte des Negativen. - Mit dem Re-

---

<sup>172</sup> Lethen, *Verhaltenslehren*, S.173.

<sup>173</sup> Das entspräche der Lektion, die Brecht seinem George Garga in „Im Dickicht der Städte“, oder auch jener, die er den Zuschauern des Badener Lehrstücks erteilt.

<sup>174</sup> Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S.29f. Vgl. Lethens Modifizierung dieser Stelle in: Lethen, *Lob der Kälte*, S. 293. Er ersetzt *Tod* durch *Kälte*.

<sup>175</sup> Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, § 26, in: Nietzsche, *Werke*, Bd.2, S.895. Vgl. Lethen, *Lob der Kälte*, S.310ff. sowie: Krüger, H.P.: „Postmodernes beim jungen Brecht?“, in: Heise, W. (Hg.): *Brecht 88. Anregungen zum Dialog über die Vernunft am Jahrtausende*, Berlin 1989, S.152f.

sultat, dass man selbst noch jene stoisch-larmoyante Haltung des „traurigen, harten, aber entschlossenen Blicks“ dem selbstgewählten Unheil zum Opfer bringen muss.

### 2.3.2. Das Subjekt des Lesebuchs

Die Sekundärliteratur, die sich das Lesebuch für Städtebewohner zum Objekt von Untersuchungen gemacht hat, tut sich in der Regel schwer mit der Beantwortung der Frage nach dem lyrischen Subjekt des Zyklus', *Wer spricht?* Der erste Eindruck, man habe es mit den unverstellten Selbstaussagen eines stereotypen Großstädtlers zu tun, der die gelernten Lektionen weitergeben will, erweist sich bei den meisten Gedichten als trügerisch. Sechs von neun Gedichten sind Bemerkungen in Klammern nachgestellt, die sie als Ratschläge einer anonymen Instanz ausweisen, zugleich als Elaborate eines nicht näher identifizierten Kollektivs: „Das wurde mir gelehrt“ - „Das hast du schon sagen hören“ - „So sprechen wir mit unseren Vätern“ - „So habe ich die Leute sich anstrengen sehen“ - „Das habe ich eine Frau sagen hören“ - „Das habe ich schon Leute sagen hören“ - „Aber das soll euch nicht entmutigen.“ - Diese Epigraphe setzen die Gedichte nachträglich in Anführungsstriche. Der Ort, von dem aus der Urheber spricht, ist nicht mehr identisch mit dem des Sprechers. Dies führte viele Interpreten zu dem Schluß, die dem *Lesebuch* zugrundeliegende Redehaltung als ironisch zu deuten. Dabei wird meist auf das letzte Gedicht des Zyklus verwiesen:

Wenn ich mit dir rede  
kalt und allgemein  
Mit den trockensten Worten  
Ohne dich anzublicken  
(Ich erkenne dich scheinbar nicht  
In deiner besonderen Artung und Schwierigkeit)  
So rede ich doch nur  
Wie die Wirklichkeit selber  
(Die nüchterne, durch deine besondere Artung unbestechliche  
Deiner Schwierigkeit überdrüssige)  
Die du mir nicht zu erkennen scheinst.<sup>176</sup>

Wenn es um die Frage nach dem Subjekt und dem Ort der Rede geht, dann wird dieses Gedicht zumeist als Beleg für die These herangezogen, hier käme eine Art allegorisch gestalteter „Wirklichkeit selbst“ zu Wort. Indem man die mitunter zynischen Ratschläge

---

<sup>176</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.165.

und Imperative der Wirklichkeit unterschiebt, rehabilitiert man zugleich den noch nicht identifizierten Sprecher, der als Bote, Sprachrohr oder Verstärker nur bedingt für das von ihm vermittelte Wort zur Verantwortung gezogen werden kann - vorausgesetzt, er vermittelt den getreuen Wortlaut des Urhebers. Aber darauf darf man sich hier so wenig verlassen wie beim *Signifying Monkey*. Vermutlich wollte Brecht die Instanz des Mediums hier vorsätzlich zur Diskussion stellen. Darauf weist auch die Tatsache hin, dass die Gedichte *Aus einem Lesebuch für Städtebewohner* ursprünglich für eine Schallplattenaufnahme konzipiert waren.

Folgt man der Argumentation einer allegorisierten Wirklichkeit, die „selbst spricht“, dann erscheint das *Lesebuch* als ein Kompendium, das dem Leser drastisch die fatalen Folgen des Großstadtlebens für diejenigen demonstriert, die sich zu sehr darauf einlassen. Damit spräche es aber auch moralisierend im Sinne derjenigen, die, statt sich der Kälte des Negativen zu stellen, lieber hinter dem Ofen bleiben, und die deshalb auch nicht des Pathos' bedürfen. Der mit dem Sachlichen kokettierende zynische Tonfall der Ratschläge verberge, so die These, die eigentliche Haltung des Sprechers, die sich nun hier, im Gedicht Nummer zehn, als „Scheinverhalten“,<sup>177</sup> d.h. als Ironie, offenbare. Diese These wird zugleich vom lyrischen Subjekt her extrapoliert und auch dem Autor übergestülpt: jetzt, da die Haltung als Ironie identifiziert wurde, darf er sich zeigen, jetzt endlich „tritt der Dichter aus seinem Versteck hervor“,<sup>178</sup> lässt die „Maske“ seiner uneigentlichen Rede fallen und ist damit für die Anhänger authentischer Sprechweisen und Erlebnislyriken rehabilitiert.

Gegen diese Deutung spricht Mehreres. In den Zeilen sieben und acht betont der Sprecher, er rede nur „wie die Wirklichkeit selber“. Die Aussage, die Wirklichkeit spräche „kalt und allgemein“, basiert auf Spekulation; die Sprachhaltung des Wie-die-Wirklichkeit-selber-Redens ist die konsequente Transfer-Leistung, die derjenige vollzieht, der sich dieser Redehaltung glaubt anpassen zu müssen. Es ist also gerade *nicht* die „Wirklichkeit selber“, die hier spricht. Wenn der Sprecher dennoch vom Vorwurf des Zynismus' freizusprechen ist, dann nicht aufgrund seiner subalternen Funktion als Bote, der für den Inhalt der Botschaft nicht verantwortlich wäre. Im Widerspruch zu einem zu erwartenden Diskursritual des Objektiven betont der Sprecher mit auffälliger, ganz und gar unsachlicher Vehemenz, dass er vom Zuhörer bzw. vom Adressaten absehe, (Zeile vier) seine besonderen Wünsche unberücksichtigt lasse, (Zeile fünf/sechs)

---

<sup>177</sup> Licher, Edgar: Zur Lyrik Brechts, Frankfurt am Main 1984, S.172.

letztlich sogar seiner Eigenart „überdrüssig“ sei. (Zeile 10) Dieser Unwilligkeit zum Trotz schmeichelt er sich, „kalt und allgemein“ zu sprechen (Zeile 2) und brüstet sich seiner Unbestechlichkeit. Wie sehr sich aber der Veranstalter dieses Pädagogikums die Belehrung seiner Zuhörer, ungeachtet aller demonstrierten Gleichgültigkeit, angelegen sein lässt, verrät besonders die letzte Zeile. Hier heißt es, bezogen auf die spezifische Qualität der Wirklichkeit: „Die du *mir* nicht zu erkennen scheinst“. Der Gebrauch des *dativus ethicus* weist auf eine stärkere innere Beteiligung hin, als dem Sprecher recht sein kann. Er vermag sich also doch nicht in dem Maße gegen die Anteilnahme abzu-dichten, die für eine Sprechhaltung des ungerührt Objektiven zu erwarten wäre.<sup>179</sup> Die Sekundärliteratur diagnostiziert in der Regel eine konstant durchgeführte Redehaltung ironischer Übertreibung. Gerade diese letzte Zeile weist aber durchaus auf ein Interesse des Sprechers an der Resonanz seiner Lehren hin.<sup>180</sup> Daraus ergibt sich ein eher sentimentalisiertes und erkünsteltes Verhältnis zu der so nachdrücklich ausgestellten „Objektivität“.

Brechts Standpunkt fällt nicht mit dem des zynischen Objektiven zusammen. Der Ort, von dem aus er den Verhältnissen ihre eigene Melodie vorsingt, ist zu gut gewählt, um ein Duett mit ihnen zuzulassen. Schon der *arme B.B.* war den „Gentlemen“ gegenüber reserviert, hatte sich aber dennoch mit ihnen eingelassen. Brecht desavouiert den objektiven Zynismus, indem er ihn überbietet: durch den Sprachgestus des Zynikers, der allzu deutlich geworden ist. Den Tonfall des „echt“ Objektiven indessen zeichnet ja gerade aus, dass er sich vor allzu großer Deutlichkeit hüten wird. Die Stimmen, die in seinem Sinne dem Subjekt soufflieren, sprechen eben gerade nicht „kalt und allgemein“ und „mit den trockensten Worten“, wie Brecht seinen Anonymus im letzten Gedicht des Lesebuchs sagen lässt. Nicht kalt und abstrakt spricht die ideologische Wirklichkeit, sondern - wie R. Arnheim schon 1932 in der *Weltbühne* bemerkte - „warm und speziell“.<sup>181</sup> Sie macht Wärmezusagen und verheißt Gemeinschaft mit dem lockenden und intimen Timbre einer Sirene. Und diese Sirene flüstert im Tonfall eines exklusiven und

---

<sup>178</sup> Licher, a.a.O.

<sup>179</sup> Darauf hat schon P. V. Brady hingewiesen. Allerdings beschränkt er sich auf die vage Bemerkung, diese Formulierung spreche Bände. Vgl. Brady, P.V.: „Aus einem Lesebuch für Städtebewohner.“ On a Brecht Essay in Obliqueness“, in: Foster, L./Ganz, P.F./Middleton, J.C. (Hg.): *German Life and Letters*. A Quarterly Review, Vol XXVI, 1972-73. Oxford 1973, S.160-172; S.161.

<sup>180</sup> Selbst wenn es nur das Interesse am Experiment, an der Versuchsanordnung und den aus ihr resultierenden Reaktionen der Infusorien wäre; das Denken in behavioristischen Kategorien, dem Brecht 1926 nicht sehr fern stand, handelte dem Sprecher natürlich wiederum den Vorwurf des Zynismus ein.

vertrauten Zwiegesprächs, - der auch die Lüftung des Geheimnisses *Ware* verheißt -: „Die Städte sind für dich gemacht.“

Brechts Methode der zynischen Überbietung, die in der Kälte-Metaphorik eine geeignete Technologie findet, erfüllt zugleich einen wesentlichen Punkt seiner Pädagogik, nämlich: „Den Frierenden ist die Kälte zu zeigen. Sie kennen nichts so gut wie diese Kälte. Also ist nichts dringlicher, als daß sie dieses Bekannte auch erkennen.“<sup>182</sup>

Das aufklärende Sprechen über die Kälte, die hinter den Wärmeversprechen lauert, treibt natürlich zugleich auch ein Stück Pathos der Entlarvung hervor, denn die Enthüllung dieser *nackten Wahrheit*, an der man friert, soll der Aufklärung dienen. Auch der orthodoxe Marxismus gewinnt seine Plausibilität aus solchen Zügen der Entlarvung, etwa wenn er die Geschichte auf eine Geschichte der Klassenkämpfe reduziert. Paradoxe Weise geht hier aber die Entlarvung einher mit einer gleichzeitigen Abstraktion vom Konkreten. Das recht puritanische „Die Wirklichkeit spricht kalt und allgemein“ könnte hier ihren Ursprung haben. - Ist aber die Vorstellung von der Maskenhaftigkeit ( um nicht Uneigentlichkeit zu sagen! ) des konkreten Gegenstands, hinter der abstrakte, überzeitlich gültige und allgemeine Wahrheiten auf ihre „Entbergung“ warten, nicht auch schon wieder Teil einer Ideologie, die Brecht zu vermeiden suchte? Man vergleiche die berühmte Stelle im kommunistischen Manifest, wo der Bourgeoisie Kälte vorgeworfen wird, weil sie „kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen“ habe als „das nackte Interesse, als die gefühllose ‘bare Zahlung’“. Ja, schlimmer noch, „sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt.“<sup>183</sup> - Es wurde festgestellt, dass die in den einzelnen Gedichten erteilten Anweisungen und Imperative durch die eingeklammerten Nachsätze in eine diffuse Sphäre des Hörensagens überführt werden. Der Sprecher ist nicht der Urheber seiner Rede. Er gibt nur an den Zuhörer ( bzw. an den Leser ) weiter, was zuvor ihm gesagt wurde. Mit dem Hinweis der Sekundärliteratur auf das letzte Gedicht des Zyklus glaubte man zumeist, nicht nur die Sprechhaltung, sondern auch den Herkunftsort der Rede identifiziert zu haben. Es sei eben das „Man“, die Sphäre „uneigentlicher“ Alltäglichkeit, deren Elabo-

---

<sup>181</sup> „Aber die Wirklichkeit redet ja gerade nicht kalt und allgemein, sondern warm und speziell. Sie redet zuerst zu den Gefühlen und dann zum Verstand. Sie bringt Erlebnisse und keine Lehrsätze“, zitiert nach Lethen, *Lob der Kälte*, S.320.

<sup>182</sup> von Matt, a.a.O.

<sup>183</sup> Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Das Kommunistische Manifest*, Stuttgart 1969, S.26.

rate nun in einem Akt „rhetorischer Simulation“<sup>184</sup> wenn nicht widerlegt, so doch in denunziatorischer Absicht nachgeahmt würden. Ziel einer solchen Simulation wäre es, moralisierend auf das böse Ende - Selbstentfremdung bis zur Auslöschung - hinzuweisen. Die Haltung des Autors wäre damit als Strategie rhetorischer Ironie ausgemacht:

Die rhetorische Ironie kennt zwei Verfahrensweisen der Rede, die *simulatio* und die *dissimulatio*. Während die *Dissimulation* in dem negativen Akt besteht, das eigentlich Gemeinte zu verbergen, ist es Kennzeichen der *Simulation*, das Uneigentliche als Positives zu präsentieren.<sup>185</sup>

Ironie täuscht den als gegnerisch ausgemachten Standpunkt vor (*simulatio*) und verheimlicht zugleich (*dissimulatio*) den eigenen. Angewandt auf das Lesebuch, wäre sie Ausdrucksmittel eines Sprechers, der seiner Rede jede Zweideutigkeit, die über diese leicht durchschaubare Strategie hinausginge, auszutreiben wünscht, manifestiert sich doch hier, in der Ironie, ein Subjekt,

das souverän seine Grenzen zieht und sich durch seine spezielle Befähigung zur doppelten Negation aus dem Einerlei der Kommunikation heraushebt. Im komplizierten Verfahren der *Simulation* entsteht ein 'authentischer Personalstil' (...), der auf ein Individuum schließen läßt, das als Rhetor individuelle Spuren hinterlassen will.<sup>186</sup>

Die rhetorische Ironie markiert und denunziert in der Redehaltung der *simulatio* die (simulierte) Gegenwart als Ort einer „Unheilssphäre“,<sup>187</sup> von der sie Abstand zu gewinnen sucht. Die *dissimulatio* funktioniert hingegen als sehr diskreter Vorschein auf einen verborgenen Ort des Heils, der das eigentlich Gemeinte repräsentiert. Die rhetorische Ironie wird von einer Binäropposition strukturiert, für die es kein Richtiges im Falschen gibt, wohl aber ein den Wissenden zugängliches, in der *dissimulatio* aber aufbewahrtes Arkanwissen von einem utopischen Idealzustand. Eine derartige Andeutung, ein Vorschein auf eine Heilssphäre, ist aber im Lesebuch nirgends auszumachen, denn sein Subjekt verfügt weder über eine Souveränität, mit welcher sich zur Not eine solche Heilssphäre in der Selbstkonstituierung bewerkstelligen ließe, noch über die Gewissheit eines utopischen Ortes. Es repräsentiert so die dunkle Seite der avantgardistischen Vorstellung von

---

<sup>184</sup> Lethen, Verhaltenslehren, S.173.

<sup>185</sup> Lethen, Helmut: „Brechts Hand-Orakel“, in: Silbermann, M. et al. (Hg.): Brecht Jahrbuch 17: Der andere Brecht, Madison, Wisconsin 1992, S.87.

<sup>186</sup> Lethen, Brechts Hand-Orakel, S.87.

<sup>187</sup> Mit diesem Begriff bezeichnet Richard Sennett die bürgerliche Wahrnehmung moderner Öffentlichkeit. Vgl. Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main 1983.

der kalten Verkehrssphäre als einem Raum für „Geburtlichkeit“.<sup>188</sup> Wer hier ein Verfahren ironischer Simulation vermutet, könnte entgegen, schließlich sei gerade zwischen den Zeilen der unsichtbare und verborgene Ort der *dissimulatio*. Die Behauptung, im *Lesebuch* sei Abwesendes anwesend, widerspricht Brechts forciertem Positivismus jener Zeit ebenso wie seiner generellen Abneigung gegen Mystizismus. Damit fällt auch die These von der rhetorischen Ironie des *Lesebuchs* in sich zusammen. Es ist kein Subjekt mehr da, das souverän zu scheiden wüsste zwischen Außen und Innen, Man und Essenz, zwischen Akzidenz und Substanz, Kalt und Warm, weil es, anonym und ambigue wie es ist, beiden Sphären im selben Maße angehört.

Wir hatten festgestellt, dass das Subjekt Adressat und Medium zugleich ist. Dieser Zweideutigkeit seiner Position entspricht, dass es selbst den Leser im Ungewissen läßt über die Legitimation, mit der es stellvertretend Lehren erteilt. - Dies aber sind Qualitäten, die auch die Figur des *Signifying Monkey* als einem selbsternannten Hermeneuten ausmachen. Diederichsen beschreibt dessen Haltung so:

Die mythische Figur wird zum nachäffenden Gott (...). Er kann sich amüsieren über die Tragik der Mobilitätsoffer, denn er kennt ihr Spiel, die eigene Imitation des aufgezwungenen Fremden. Er weiß von der Notwendigkeit der Distanz zum aufgestülpten Universum der Sklavenhalter und seiner Regeln. Er hat weder für Integration noch für einsame Verzweigung etwas übrig.<sup>189</sup>

Das entspricht - eher als alle ironische Rhetorik, mittels derer sich ein autonomes und souveränes Subjekt im Versteck der *dissimulatio* installieren will - den Lehren, die den Städtebewohnern erteilt werden:

Laßt eure Träume fahren, daß man mit euch  
Eine Ausnahme machen wird.  
Was eure Mutter euch sagte  
Das war unverbindlich.  
Laßt euren Kontrakt in der Tasche  
Er wird hier nicht eingehalten.

Laßt nur eure Hoffnungen fahren  
Daß ihr zu Präsidenten ausersehen seid.  
Aber legt euch ordentlich ins Zeug  
Ihr müßt euch noch ganz anders zusammenehmen  
Daß man euch in der Küche duldet.<sup>190</sup>

---

<sup>188</sup> „Geburtlichkeit“ ist ein zentraler Begriff in Hannah Arendts politischer Theorie der Entwurzelung und des Exils. Vgl. Kapitel 2.5.4.

<sup>189</sup> Diederichsen, a.a.O., S.68.

<sup>190</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.163f.

Der *Signifying Monkey* richtet sein Wort an die Bewohner einer Mobilitätssphäre, die - bis in die klimatischen Bedingungen hinein - den Brecht'schen Milieus gleicht. Denn auch diese Sphäre der Zirkulation ist

kein schöner Ort zum Leben, dort herrschen Zug, Bewegung, Fallwinde, Stress. Nowhere: was für ein Ort zum Leben (...), nämlich ein Ort ohne Raum, eher eine Eisbahn, auf der das Rennen kein Ende nimmt und in deren polierter Fläche das Bild des Mannes, Geldgebers, Weißen sich spiegelt wenn immer du hinsiehst.<sup>191</sup>

Das Leben in der Kälte, das von Brecht ausdrücklich als Modell zur Befreiung von bürgerlicher Konditionierung und als Möglichkeit zu größerer Mobilität entworfen wurde, wird denjenigen, die in einer nicht konstruierten, sondern ihnen von Anfang an zugeordneten Verkehrssphäre mit der Dynamik und Abschüssigkeit einer „Eisbahn“ leben müssen, kaum als Chance erscheinen. „Wer auf der Straße schlafen muß, muß mitansehen, wie seine Not plötzlich zur Verheißung für all diejenigen wird, denen es zu Hause zu warm ist.“<sup>192</sup> Walter Benjamin hat in seiner *Kommunistischen Pädagogik* auf diesen Widerspruch zwischen bürgerlicher und proletarischer Sozialisation hingewiesen. Benjamin konstatiert, dass „die Proletarierfamilie dem Kinde kein besserer Schutz vor schneidender sozialer Erkenntnis (ist) als sein zerfranstes Sommermäntelchen vorm schneidenden Winterwind.“<sup>193</sup> Die verklärte Vorstellung des bürgerlichen Avantgardisten von der Kälte, in der die anderen leben müssen, konstruiert sich auch immer eine Heterotopographie dazu: Das Glück der Erkenntnis ist immer dort zu finden, wo man selbst gerade nicht ist.

Daher müssen sich Brecht und Benjamin, wenn sie nicht wie Jakob Apfelböck in den Wärme-Räumen der Ungetrenntheit verbleiben wollen, den Zugang zu derart „schneidender sozialer Erkenntnis“ erst künstlich verschaffen, sei es durch den Entwurf eines Modells wie dem des *Lesebuchs*, sei es durch die Konstituierung einer Figur wie der des *destruktiven Charakters*. Eine Flucht in die Kälte, auf die Straße muss ihnen zwangsläufig als Ausweg aus den engen, überheizten, von bedrängender Symbiose und Intimitätsterror dominierten Guten Stuben erscheinen, die Brecht in diversen Gedichten der *Hauspostille* dargestellt hat.

---

<sup>191</sup> Diederichsen, a.a.O., S.68f.

<sup>192</sup> Diederichsen, a.a.O., S.70.

<sup>193</sup> Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften*, Bd.3, S.207.

Der Widerwille gegen den Historismus, der einen wichtigen Impetus für die Aktivität der historischen Avantgarden darstellte, äußert sich, dabei mit den thermischen Oppositionen eng verbunden, zusätzlich in Metaphern des Raumes, als Platzangst und Horror vor der Gemütlichkeit. Gerade solche Affekte sollten dem mobilgemachten, von Innerlichkeit weitgehend entleerten Subjekt durch einen vorbehaltlosen Verbleib in der Kälte des Negativen ausgetrieben werden. So schildert Walter Benjamin das winterliche nachrevolutionären Moskau als eine „mobilgemachte“ Stadt.<sup>194</sup> Zehn Jahre später und unter völlig anderen historischen Umständen - es ist die Zeit der stalinistischen Schauprozesse - konstatiert Lion Feuchtwanger in einem Zustand nachsachlicher Ermüdung nur noch stickige Überfüllung, eine Chiffre für die steckengebliebene Revolution. Hier werden nun hingegen dem Westen Züge des Provisoriums und des Volatilen eingeschrieben.<sup>195</sup> Auch einige Vertreter der soldatischen Moderne tragen diesem Affekt Rechnung. Wo die Widersprüche, die in der Zirkulationssphäre herrschen, nicht mehr ausgehalten werden und man kurzerhand *tabula rasa* machen will, da wird das Erlebnis der Leere zur Voraussetzung für die wiederherzustellende Totalität und den großen Zusammenhang. Für Ernst Jünger wird - im Bild des von Aufständischen geräumten Platzes - das Spektakel der Leere zum Symbol wiederhergestellter Souveränität.<sup>196</sup>

Brecht macht den Aufenthalt in der Sphäre des Öffentlichen zum antibürgerlichen Pädagogikum:

Wenn Brecht Lernprozesse darstellt, dann in einem fiktionalen Raum, dessen dominierende Qualität die Kälte ist. Lernen (und Lesen) bedeutet das Zurücklegen einer Wegstrecke durch den Kälteraum.<sup>197</sup>

Da er selbst nur gelegentlich „mit dem Nichts“ verkehrte, ist er darauf angewiesen, die „Kühle“<sup>198</sup> seiner Städte mit Personen zu bevölkern, an denen er seine Lehren demonstrieren kann. In diesen Kälte-Räumen begegnet das bürgerliche Subjekt dann Jenen, die schon im Mutterleib von dieser Kälte konditioniert wurden,<sup>199</sup> und er begegnet mitunter

---

<sup>194</sup> Benjamin, Walter: „Denkbilder“, in: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften, Bd.4.1., hrsg von T. Rexroth, Frankfurt am Main 1972, S.316-S.348, besonders S.325ff.

<sup>195</sup> Vgl. Feuchtwanger, Lion: Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde, Berlin 1993, S.15f.

<sup>196</sup> Vgl. Jünger, Ernst: „Über den Schmerz“, in: Jünger, Ernst: Werke, Bd.5, Stuttgart 1960, S.149-198, bes. S.173f.

<sup>197</sup> Lethen, Horrorbilder, S.56.

<sup>198</sup> Brecht, Bertolt: „Geh ich zeitig in die Leere“, in: BFA, Bd.15, S.223.

<sup>199</sup> „Diese Lage ergreift ihn (den proletarischen Nachwuchs, MW) vom ersten Augenblick an, ja schon im Mutterleibe (...)“ - Benjamin, Walter: „Kommunistische Pädagogik“, in: Gesammelte Schriften, Bd.4, S.207.

auch enigmatischen Sprechern wie dem des *Lesebuchs* oder dem *Signifying Monkey*, die durch ihre Redestrategien das Bedürfnis nach Erkenntnis stillen. Es würde dabei sicher zu weit gehen, den geheimnisvollen Sprecher der *Lesebuch*-Gedichte mit dem *Signifying Monkey* zu identifizieren. Dennoch sind die Parallelen verblüffend. Wenn Helmut Lethen konstatiert, die Exerzitien des Brecht'schen *Lesebuchs* führten letztlich „zur Ausbildung eines versatilen Selbst, das in seinem schwarzgefärbten mundus rhetoricus Bilder des ‘Andersseinkönnens’ bis zum Punkt der Selbstausslöschung durchspielt“,<sup>200</sup> dann ist das mehr als nur eine rein zufällige Übereinstimmung mit der Bemerkung des schwarzen britischen Theoretikers Stuart Hall, dass nämlich „die postmoderne *conditio humana* schon immer die schwarze in Europa und Amerika gewesen“ sei, und er nun, wie er hinzufügt, „wo ihr euch alle so dezentriert fühlt“, er sich ausgesprochen „zentriert“ fühle.<sup>201</sup>

## 2.4. Träume von kalten Räumen

### 2.4.1. Die These von Brechts Nihilismus

Das Motiv des kühlen Blickes auf die Welt, ein ostinates Motiv bei Brecht, findet seinen prominentesten Ort wohl in dem Gedicht *Vom armen B.B.* Einige Interpreten, die davon ausgingen, es handle sich hierbei um ein nur nachlässig verschlüsseltes Selbstporträt, haben, ergänzt durch Lesarten biographischer Manier, Spekulationen über Brechts „Gefühlskälte“ angestellt.<sup>202</sup> Gelegentlich findet sich diese These auch in unmittelbarer Nähe zu der vom Nihilismus des jungen Brecht.<sup>203</sup> Der postulierte Zusammenhang von Gefühlskälte und Nihilismus stellt den Interpreten dabei allerdings vor das Problem, den Widerspruch zwischen dem „Leiden an der Kälte“ - als einem Resultat der „Abwesenheit von Transzendenz“<sup>204</sup> - und der Kälte des Subjekts selbst erklären zu müssen. Zumeist geschieht dies mit dem Hinweis auf die präventive Funktion der subjektiven Käl-

---

<sup>200</sup> Lethen, Brechts Hand-Orakel, S.87.

<sup>201</sup> Diederichsen, a.a.O., S.72.

<sup>202</sup> Bay, Jürgen: Brechts Utopie von der Abschaffung der Kälte, Stuttgart 1975.

<sup>203</sup> Schwarz, Peter Paul: Brechts frühe Lyrik 1914 - 1922, Bonn 1971; Pietzcker, Carl: Die Lyrik des jungen Brecht, Frankfurt am Main 1974, Bay, a.a.O.

<sup>204</sup> Bay, a.a.O., S.8.

te; mit ihr entwickle das Subjekt „kontraphobische“<sup>205</sup> Maßnahmen, um sich gegen den Leidensdruck zu wappnen. Bay wiederum sieht in Brechts „Gefühlskälte“ die Ursache für dessen Nihilismus. Er versucht dies an einigen Gedichten des jungen Brecht zu belegen.

Er diagnostiziert an der ersten Strophe des Gedichtes *Prototyp eines Bösen* dem lyrischen Subjekt ein „Leiden an der Kälte“, das für die „Abwesenheit von Transzendenz“<sup>206</sup> stehe, obwohl Spuren des Leidens hier ebenso wenig nachzuweisen sind wie die Abwesenheit eines transzendenten Prinzips. ( Die vierte Strophe präsentiert Gott als den Adressaten von Bußbekundungen.) - Selbst wenn man sich dieser Interpretation anschließen wollte, ließen sich der Signifikant - „Leiden an der Kälte“ - und der Signifikat - die „Abwesenheit von Transzendenz“ - dennoch nicht ohne weiteres zur Deckung bringen. Die Gleichung „Leiden an der Kälte“ = „Abwesenheit von Transzendenz“ ist von katachretischer Widersprüchlichkeit, weil die Analogie zwischen Signifikanten und Signifikaten nicht durchgeführt ist. Es wäre zwar möglich, den Signifikanten „Kälte“ als Zeichen für das Signifikat „Abwesenheit von Transzendenz“ zu lesen. Das erinnert an den Gemeinplatz von „transzendenter Obdachlosigkeit“ (Lukacz) und einsickernder Weltraumkälte. Das Konnotat „Leiden“ ist aber im Text nicht zu belegen. Es wird einfach vorausgesetzt. Eine Interpretation, die „Leiden“ als semantische Schnittmenge der Klasseme „Abwesenheit von Transzendenz“ und „Kälte“ deutet, impliziert, dass Kälte nur in Kategorien des Leids erfahrbar sei. Es wird eine scheinbare Plausibilität erzeugt, die zugleich an die *conditio humana* des Lesers appelliert, durch den Text aber nicht gestützt wird.

Frostzerbeult und blau wie Schiefer  
Sitzend vor dem Beinerhaus  
Schließ er. Und aus kaltem Kiefer  
Fiel ein kaltes Lachen aus.  
Ach, er spie's wie Speichelbatzen  
Auf das Tabernakel hin  
Zwischen Fischkopf, toten Katzen  
Als noch kühl die Sonne schien.<sup>207</sup>

Ein freudloses Ambiente, der Frost hat seine Spuren der Abstumpfung hinterlassen, aber gelitten wird hier nicht.<sup>208</sup> Das zeigt der weitere Verlauf des Gedichtes, wo der Protago-

---

<sup>205</sup> So Pietzcker in einem späteren Aufsatz, „Das kalte und das heiße Herz“, in: Wucherpennig, W./Schulte, K. (Hg.): Vorträge des Internationalen Symposiums zum 30. Todestag Bertolt Brechts in Roskilde 1986, Kopenhagen u. München 1988, S.87-102, S.91.

<sup>206</sup> Bay, a.a.O., S.8.

nist sich als Asozialer vom Schlage Baals erweist, der es am Ende nötig hat, dass man für ihn bittet - eine redundante Geste für jemanden, der an transzendenter Obdachlosigkeit laboriert:

Darum bitt ich hiemit um Erbarmen  
Mit den Schweinen und den Schweinetrögen!  
Helft mir bitte, daß auch diese Armen  
In den Himmel eingehn mögen.<sup>209</sup>

Bay fährt dennoch in seiner Argumentation fort. Der „kalte Himmel“, der sich über dem Gedicht „Die schwarzen Wälder aufwärts“ wölbt, wird zu einer „Metapher für das ‘Nichts’“, und die Natur erweist sich als eine „durchgeführte Metapher für das Außen-seiterdasein“<sup>210</sup> des lyrischen Protagonisten.

Auch aus den kontrafaktoren Zeilen des *Großen Dankchorals* -

Lobet von Herzen das schlechte Gedächtnis des Himmels!  
Und daß er nicht  
Weiß euren Nam' noch Gesicht  
Niemand weiß, daß ihr noch da seid<sup>211</sup>

vermag Bay - weniger aus Unkenntnis der parodistischen Qualität als aus dem Bedürfnis nach einer vagen, der „Authentizität“ verpflichteten Lesart, die man mentalitätsgeschichtlich im „Erfahrungshunger“ (M. Rutschky) und dem Jargon der Empfindsamkeit der Siebziger Jahren lokalisieren könnte - nichts herauszulesen als einen Beleg für die These von der „Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit“,<sup>212</sup> die Brecht zum Ausdruck habe bringen wollen. Die Beispiele für diese Argumentation ließen sich beliebig fortsetzen.

Wo die kommentierten Texte der von Bay postulierten Eindeutigkeit vollends entbehren, gesteht er noch zu, dass „der Begriff ‘Kälte’ sowohl einen existentiellen als auch einen gesellschaftlich-konkreten Zustand meinen kann.“<sup>213</sup> Diese Umdisponierung von Signifikaten bei gleichzeitiger Beibehaltung des Signifikanten wird mit dem Begriff der „Kontinuität“ legitimiert, da das Motiv „sich sehr gut eignete, um die Not unterdrückter

---

<sup>207</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.53.

<sup>208</sup> Als Gegenbeispiel dazu: Georg Heyms „Die neuen Häuser“, wo „armes Volk (...) vor Kälte schreit“, Heym, Dichtungen, S.10.

<sup>209</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.54.

<sup>210</sup> Bay, a.a.O., S.11.

<sup>211</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.77.

<sup>212</sup> Bay, a.a.O., S.14.

<sup>213</sup> Bay, a.a.O., S.20f.

Menschen in der 'kalten' Gesellschaft des Kapitalismus in lyrisch abgekürzter Weise sinnfällig zu machen.<sup>214</sup>

Wo Bay auch mit dieser Interpretation nicht weiterkommt, weil die Spuren des Leidens, die er in jeder Aktualisierung der Kälte-Metapher eingegraben sieht, immer schwieriger nachzuweisen sind, wie eben in dem Gedicht *Vom armen B.B.*, da sucht er seinen Ausweg in einem Raum hinter dem Text, dem der Autor-Instanz. Anhand des hier aufgefundenen Materials stellt er dann Mutmaßungen darüber an, ob „Brecht au fond seines Wesens ein gefühlskalter Mensch war“, womit die *prima causa* des Brecht'schen „Nihilismus“ im Biographischen verortet wäre:

Die Frage stellt sich nämlich, ob nicht vielmehr Brechts Gefühlskälte, wie auch das Gedicht „Vom schlechten Gebiß“ nahelegt, der Boden war, auf dem sein Nihilismus sich entwickeln konnte. Wenn überhaupt, so werden sich diese Fragen natürlich nur bei Vorliegen entsprechenden biographischen Materials klären lassen, ohne das auch eine tiefenpsychologische Deutung einer solchen Gefühlskälte bloße Spekulation wäre.<sup>215</sup>

Obwohl sich die Reihe der Zitate beliebig verlängern ließe, soll die Analyse von Bays Untersuchung hier abgebrochen werden. Interpretationen wie diese geben ein instruktives Beispiel dafür, wie die Vorwegnahme unreflektierter Evidenzen mitunter den Blick präpariert und ihn auf die Lesung der Kälte-Metaphorik als eines eindeutigen Symbols für Nihilismus und/oder soziale Not verengen kann.

#### 2.4.2. Das kalte Herz als Mördergrube

Carl Pietzcker, der wie Jürgen Bay in den frühen Siebziger Jahren mit der These von Brechts „anarchischem Nihilismus“ hervorgetreten war,<sup>216</sup> nimmt in seinem Buch *„Ich kommandiere mein Herz“*. *Brechts Herzneurose - ein Schlüssel zu seinem Leben und Schreiben*<sup>217</sup> einen ähnlichen Anlauf, Brechts „Kälte-Obession“ in einen biographischen Zusammenhang zu stellen. Dabei bedient er sich, wie schon vor ihm Peter von Matt, einer Argumentation, die ihre Begriffe der Psychoanalyse entliehen hat. - Überhaupt

---

<sup>214</sup> Bay, a.a.O., S.23.

<sup>215</sup> Bay, a.a.O., S.33.

<sup>216</sup> Pietzcker, Carl: Die Lyrik des jungen Brecht. Vom anarchischen Nihilismus zum Marxismus, Frankfurt am Main 1974. Vgl. dazu, Hagen, Wolfgang: „Listig Nihilistisches“, in: Lehmann, Hans-Thies/Lethen, Helmut: Bertolt Brechts Hauspostille, Stuttgart 1978.

scheinen diese beiden Ansätze, die These von Brechts Nihilismus ( in der Tradition der komparativen Studien Reinhold Grimms zu Nietzsches Einfluss auf Brecht ) sowie die psychanalytische Interpretation die Königswege der neueren Brecht-Rezeption zu sein. Der Marxismus erscheint als *quantite negligeable*; entweder wird er als Altersrisiko des gewesenen Nihilisten gewertet - das Doktrinäre als die Konsequenz aus Überdruß am Fragmentarischen - oder aber als Resultat einer Neurose. Darüber hinaus ist beiden Ansätzen die Intimisierung ihres Sujets und eine Wendung zum Biographischen gemeinsam, die, anders als sozialgeschichtliche Versuche, rein individuell verfährt. Damit stellt sich zugleich die Frage, ob Brechts Werk hier nicht zum Schauplatz von Definitions-Kämpfen gemacht wird, in dem Faktoren (Individualität, Psychologie) rehabilitiert werden sollen, gegen die Brecht selbst immer wieder massiv polemisiert hat.

Wie bereits erwähnt, ist Pietzckers psychoanalytischer Ansatz nicht neu. Neu hingegen ist die Berücksichtigung einer schon länger bekannten pathologischen Diagnose: Brecht litt an einer Herzneurose. Diese Phrenokardie zeigt sich als neurotisch bedingter akuter Herzanfall ohne eigentlichen physischen Befund. Die Anfälle sind in der Regel begleitet von Angst, Nervosität, Kopfschmerzen, Schlafstörungen und Depressionen. Als Ursachen vermutet man psychische Belastungen und traumatische Erlebnisse. Pietzcker macht in seiner psychanalytischen Pathogenese eine komplizierte „Mutterbindung“ verantwortlich für die Erkrankung.<sup>218</sup>

Dieser Befund nun sei, so Pietzcker, für Brechts Schreiben im allgemeinen und für seine biographischen und literarischen Kälte-Posen im besonderen relevant. Zum einen stelle die Krankheit das Symptom einer „psychischen Struktur“ dar, die sich zwischen Autonomie-Ansprüchen und Vereinigungs-Wünschen zerrütte.<sup>219</sup> Zum Anderen lasse sich Brechts Haltung der Kälte als „kontraphobische“ Maßnahme erklären. Die oft demonstrierte Haltung der Indifferenz resultiere primär aus der Einübung präventiver Gefühlsabwehr, die sich als „selbständig, leistungsfähig und ständig aktiv“ gebärde, um nicht von „Ängsten überflutet“<sup>220</sup> zu werden. Pietzcker bezeichnet diese aktive Reaktion auf die Herzneurose als „phallisch-narzißtisch“.<sup>221</sup> Literarisches Symbol hierfür sei, neben dem ( natürlich „phallischen“!) Hut,<sup>222</sup> das bei Brecht besonders häufig zu findende U-

---

<sup>217</sup> Würzburg 1988, vgl. auch Pietzcker, Das kalte und das heiße Herz.

<sup>218</sup> Schon von Matt hat auf die Darstellung der Absenz der Vater-Figur bei Brecht hingewiesen, sowie auf die Relevanz der „Mutter-Kind-Dyade“ in zahlreichen Gedichten, vgl. von Matt, a.a.O., S.621.

<sup>219</sup> Pietzcker, Ich kommandiere mein Herz, S.17.

<sup>220</sup> Pietzcker, Das kalte und das heiße Herz, S.90.

<sup>221</sup> Pietzcker, Das kalte und das heiße Herz, a.a.O.

<sup>222</sup> Zum Motiv des Hutes vgl. auch Lethen, Verhaltenslehren, S.178ff.

tensil der Zigarre und die beim Rauchen eingenommene Haltung von Gelassenheit und kühler Distanz. Sie findet Eingang in Brechts Vorstellungen einer angemessenen Rezeption seines *Epischen Theaters* - der ideale Zuschauer des *Epischen Theaters* wohnt der Vorstellung entspannt und im Sessel rauchend bei - wie auch in verschiedene Gedichte, etwa *Vom armen B.B.* oder *Der Insasse*. - Weitere Maßnahmen der Gefühlsabwehr zeigten sich, so Pietzcker, in Brechts Beschränkung auf die Außenansicht seiner Figuren, dem damit verbundenen Verzicht auf „introspektive Psychologie“ und der „recht einseitigen Ausrichtung auf die sozialgeschichtliche Analyse.“<sup>223</sup>

Es stellt sich, von der unbestrittenen Legitimität der psychoanalytischen Interpretation abgesehen, die Frage nach dem Sinn eines solchen Ansatzes, wenn einem Sujet so wenig mit literaturwissenschaftlicher Psychoanalyse beizukommen ist wie dem Werk Brechts. Pietzcker interpretiert Brechts „recht einseitige Ausrichtung auf eine sozialgeschichtliche Analyse“ und seinen Verzicht auf „introspektive Psychologie“ von einer Position aus, in der dies zwangsläufig als Mangel erscheinen muss, einer Position, die Brecht vorsätzlich mied und gegen die er nachdrücklich und wiederholt polemisierte. Pietzcker sucht Brechts „Psychologie des Außen“,<sup>224</sup> seine Psychologie der geschlossenen Konturen zu perforieren, weil sie nicht in sein Konzept passt. Er stellt die Legitimität von Brechts Kälte-Erprobungen in Frage. Dabei trägt er zwar zur Unterwanderung eines harten neusachlichen Subjekts bei, leider aber auch zur Re-Installierung psychologischer Kriterien, die für eine adäquate Brecht-Rezeption eher ungeeignet sind. Die von Brecht dargestellten Widersprüche werden auf solche der „Selbsterfahrung“<sup>225</sup> reduziert. Das polare Schema kalt/warm wird auf Kategorien des psychischen Interieurs wie „Hass“ versus „Liebe“, „Autonomie“ versus „Einheitssehnsucht“ und „Kind“ versus „Mutter“ projiziert. Dabei, so Pietzcker, produziere das Kind Brecht selbst die Kälte, bevor es diese dann auf das „frühe Objekt“, also die Mutter, projiziere, um sich, vom derart „erkalteten“ Objekt der Zuneigung scheinbar zurückgewiesen, besser abnabeln zu können, ohne die psychischen Kosten dieser Trennung ( Schuldgefühle, schlechtes Gewissen etc.) tragen zu müssen. Pietzcker macht mit der durch Psychologisierung einhergehenden Re-Privatisierung aus Brechts nervösem Herz eine Mördergrube.

Der dominante Aspekt der Kälte-Metaphorik in ihrer spezifischen Aneignung durch Brecht bestand in dem Postulat vom Einverständnis und der Forderung, das Subjekt

---

<sup>223</sup> Pietzcker, *Das kalte und das heiße Herz*, S.91.

<sup>224</sup> Lethen, *Verhaltenslehren*, S.50.

<sup>225</sup> Pietzcker, *Das kalte und das heiße Herz*, S.95.

müsse sich, um zu überleben, den Kälten des Objektiven (und des Objekts) bis zu einem gewissen Grad angleichen, indem es ebenfalls Kälte entwickelt. Aus diesem Akt der Synchronisation macht Pietzcker einen psychologischen Entwicklungsroman. Diese Lesart verkürzt Brechts Kälte-Aspirationen um die öffentliche Dimension und deutet sie lediglich als Resultate eines Kampfes um biographische Autonomie. Es entspricht der intimen, privaten Qualität der Psychoanalyse, das Politische dieses Kälte-Experiments auszublenden, den Aspekt des Privaten hingegen absolut zu setzen und zugleich psychologisch zu unterkellern.<sup>226</sup>

Pietzcker impliziert, dass gerade derjenige, der die Relevanz „introspektiver Psychologie“ in Frage stelle, etwas zu „verdrängen“ habe, und daher ein besonders dankbares Objekt psychoanalytischer Betätigung darstelle. Diese Argumentation gleicht dem, was Hans Blumenberg als *Paratheorie* beschrieben hat,<sup>227</sup> nämlich als den Versuch, die Gegnerschaft gegenüber einer bestimmten Theorie (hier: Brechts Aversion gegen introspektive Psychologie) zu erklären, indem man selbst noch die Verweigerung als Indiz deutet und diagnostisch interpretiert. Die ubiquitäre *große Erzählung* Psychoanalyse wirft ihren langen Schatten auch über den, der sie verwirft. Sie wird diese Opposition stets als Argument dem eigenen System zuschlagen. Was sie für sich an Souveränität und Definitionsmacht beansprucht, spricht sie zugleich ihrem Objekt ab. Robert Musil hat in seinem Prosastück *Der bedrohte Ödipus* die Unausweichlichkeit psychoanalytischer Retourkutschen, ihren Willen zum letzten Wort, so beschrieben:

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit an das Folgende: Wenn einer von uns Knaben von einem anderen mit Beschimpfungen so überhäuft wurde, daß ihm beim besten Willen nichts einfiel, den Angriff mit gleicher Kraft zu erwidern, so gebrauchte er einfach das Wörtchen 'selbst', das, in die Atempausen des anderen eingeschaltet, auf kurzem Wege alle Beleidigungen umkehrte und zurückschickte. Und ich habe mich sehr gefreut, als ich beim Studium der psychoanalytischen Literatur wahrnehmen konnte, daß man allen Personen, die vorgeben, daß sie nicht an die Unfehlbarkeit der Psychoanalyse glauben, sofort nachweist, daß sie ihre Ursachen dazu hätten, die natürlich wieder nur psychoanalytischer Natur seien. Es ist das ein schöner Beweis dafür, daß auch die wissenschaftlichen Methoden schon vor der Pubertät erworben werden.<sup>228</sup>

Zuletzt bleibt, so suggeriert Pietzcker, auch ein Kälte-Afficionado wie Brecht, all seiner Mobilitäts-, Ent-Essentialisierungs- und Verkehrs-Phantasmen zum Trotz, unten bei den

---

<sup>226</sup> Aus diesem Keller, der Mördergrube des kalten Herzens, fördert man dann all die Beweise zutage, mit denen man zur therapeutischen Enteignung und Bevormundung schreiten kann: schließlich ist das Subjekt nicht Souverän über das Verdrängte; folglich, so der Umkehrschluss, muss das vom Subjekt Negierte das von ihm Verdrängte sein.

<sup>227</sup> Blumenberg, Hans: Die Genesis der kopernikanischen Welt. Frankfurt am Main 1975, Bd.3, S.763.

<sup>228</sup> Musil, Robert: Nachlaß zu Lebzeiten, Hamburg 1957, S.99f.

Müttern, im Bann derselben Ungetrenntheit, die schon Jakob Apfelböck nach dem Mord an seinen Eltern noch im Einzugsbereich des „Familiengeruchs“ verbleiben ließ.

### 2.4.3. Volatilität durch De-Subjektivierung?

Wie bereits gezeigt wurde, entwirft Brecht in den zwanziger Jahren ein synchrones System von Metaphern, in dem die Erscheinungsformen der Kälte als einer Begleiterscheinung auf dem Weg aus der *alma mater* des Historismus auf das „entzauberte Plateau“<sup>229</sup> der Moderne nicht nur in Kauf genommen, sondern ausdrücklich begrüßt werden.

Damit setzt er dem Lamento von der Kälte der Welt eine Konzeption entgegen, die dem Leben in der Kälte Möglichkeiten abgewinnt, die ein Sich-Einrichten in den traditionellen Wärmezonen verwehrt. Ebenso zeigt Brecht, wie es um die Verfasstheit des Subjekts bestellt ist, das diese Kälte bereits in sich getragen hatte, „mit kalten Sprüchen innen tapeziert“ war, bevor es sich in den Trennungs-Räumen der Großstadt wiederfindet:

Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern.  
Meine Mutter trug mich in die Städte hinein  
Als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder  
Wird in mir bis zu meinem Absterben sein.<sup>230</sup>

Bereits in dem Roman *Der Gletscher. Ein neuer Mythos vom ersten Menschen* von Johannes V. Jensen, der Brecht wahrscheinlich bekannt war,<sup>231</sup> und der mehrere Epochen prähistorisch-eiszeitlicher Kulturentwicklung auf den Zeitraum einiger weniger Generationen rafft, findet sich ein von Nietzsche beeinflusstes Verständnis der Kälte als einem Movens Ursache kulturellen Fortschritts.

*Der Gletscher* beginnt mit einer Episode, die auf den ersten Blick auch Elemente Brech'scher Trennungs-Szenarien vorwegzunehmen scheint: Wegen eines Vergehens wird der Urmensch Dreng aus der vertrauten Sippe ausgestoßen: „Er wanderte zurück, nordwärts, hinauf in die kalten, ausgestorbenen Wälder; nackt, ganz allein.“<sup>232</sup> Die Un-

---

<sup>229</sup> Lethen, Lob der Kälte, S.295.

<sup>230</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.119.

<sup>231</sup> Jensens Roman *Das Rad* hatte Brecht zu dem Stück *Im Dickicht der Städte* angeregt, vgl. Voigt, Manfred: 100 Texte zu Brecht, München 1980, S.61.

<sup>232</sup> Jensen, Johannes V.: *Der Gletscher*, Leipzig 1911, S.50.

wirtlichkeit der Landschaft und die stoische Gestalt des verstoßenen Urmenschen verleihen diesem Tableau heroische Züge, die an Nietzsches Figur des Nordpolfahrers erinnern.<sup>233</sup> In *Vom armen B.B.* werden wir nun Zeuge des umgekehrten Vorgangs, nämlich des Wegs aus den kalten Wäldern in die Stadt, in der das Ich daheim zu sein vorgibt. Die Stadt wäre demnach keine Zone der Unbehaustheit und es bedarf auch keiner Heroisierung des Protagonisten, denn er wird dort, in der Stadt, nichts ausstehen haben, was dem zu vergleichen wäre, was der Urmensch Dreng über sich ergehen lassen muss.

Von Dreng wird berichtet, er habe, im Gegensatz zu seinen Stammesbrüdern, „keine Grenzen“.<sup>234</sup> B.B. bezeichnet sich selbst als „Vorläufigen“, als Angehörigen eines „leichten Geschlechts“,<sup>235</sup> dem Wind gleich, der noch die Städte überdauern wird. - Der Urmensch Dreng wird nach einer expressionistischen Trotzphase<sup>236</sup> gezwungen sein, sich auf dem eisigen Terrain in Anpassung zu üben, wenn er den rauen Bedingungen seiner Umwelt trotzen will. Auch *der arme B.B.* praktiziert Rituale der Anpassung, die allerdings, dem urbanen Milieu entsprechend, weniger anstrengend sind:

Ich bin zu den Leuten freundlich. Ich setze  
Einen steifen Hut auf nach ihrem Brauch.  
Ich sage: Es sind ganz besondere Tiere  
Und ich sage: Es macht nichts, ich bin es auch.<sup>237</sup>

Das Textsubjekt B.B. mischt sich unter die Leute und übt sich in sozialer Praxis. Es ist unauffällig, imitiert die Bräuche und macht sich mit den Leuten gemein.

Jensens Dreng hingegen, „der Feuerauslöcher und Mörder“<sup>238</sup> - stammte Jensens Roman nicht aus dem Jahre 1908, man könnte dieses Motiv als Parodie auf die prometheischen Gesten der Expressionisten deuten - ist ein Ausgestoßener und Hyperboreer, dessen „Herz gesättigt (ist) mit Einsamkeit und Verneinung“.<sup>239</sup> Jensens Sarkasmus findet treffende Bilder, wenn es darum geht, Drengs Lernprozess auf dem Gletscher, seine Wandlung vom Empörer zum sachlichen Meister der eigenen Vernunft darzustellen. Auch bleibt Drengs Reise in die große Ernüchterung nicht ohne Folgen für sein Bedürf-

---

<sup>233</sup> Vgl. Nietzsches Vorwort zu *Der Antichrist*, in: Nietzsche, Werke, Bd.2, S.1165.

<sup>234</sup> Jensen, a.a.O., S.47.

<sup>235</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.120.

<sup>236</sup> Er stimmt einen großen „Verneinungs-Sang“ an, Jensen, a.a.O., S.54, S.62.

<sup>237</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.119.

<sup>238</sup> Jensen, a.a.O., S.49.

<sup>239</sup> Jensen, a.a.O., S.54.

nis nach sozialen Kontakten. Seine Sehnsucht nach menschlicher Wärme,<sup>240</sup> die den Verstoßenen anfangs noch zu einer pathetischen Figur hatte werden lassen, verwandelt sich in Appetit: Dreng wird zum Menschenfresser. Das Ausgesetztsein in der Kälte bewirkt eine Verlagerung der Begehrlichkeit von der Psyche in den Körper. Die enttäuschende Erkenntnis, dass der Mensch nicht gut sei, wird am eigenen Leibe gewonnen; sie äußert sich in Form von „Verdauungsbeschwerden“.<sup>241</sup>

Die Entzauberung, der Weg über Desillusionierung und Arbeit, den Jensen in seinem Eiszeit -Roman darstellt, und der dem Helden Dreng nur unter größten psychischen und physischen Anstrengungen und Verlusten gelingen kann, hat beim *armen B.B.* schon „von allem Anfang“ stattgefunden. Wo Dreng Techniken des Überlebens in der Kälte entwickeln muss, die wie ein Gemisch aus darwinistischen Forderungen und Maximen der Arbeitsethik Max Webers anmuten, da demonstriert der *arme B.B.* Indolenz und Einverständnis mit den Verhältnissen. Allerdings trennt ihn sein schmerzloses Wissen um die eigene Vorläufigkeit von

der wärmenden Gemeinschaft (Strophe 3), der Liebe und Erotik (Strophe 4) und des Gesprächs (Strophe 5). In der sechsten Strophe sieht man seine Absonderung auch äußerlich: er ist allein.<sup>242</sup>

Paradoxerweise führt aber gerade die Einsicht in die eigene Vorläufigkeit dazu, dem Textsubjekt B.B. Restbestände einer weder sozialisier- noch kommunizierbaren, unlöslichen und unerlösbaren Innerlichkeit zu erhalten. Das Subjektive in diesem abgerüsteten, flüchtigen Subjekt besteht in der Leerstelle des Vorbehalts. Wie der Protagonist des Gedichts *Der Herr der Fische* wird *B.B.* gerade durch seine transparente Gemüt-, Farb- und Rätsellosigkeit zu einer ungemütlichen, undurchsichtigen und rätselhaften - eben „kalten“ - Gestalt. Der *arme B.B.* mag freundlich sein, aber durch die Unbestimmtheit seiner Freundlichkeit hält er sein *vis a vis* auf Distanz. Solche Gesten trügerischer Freundlichkeit teilen Brechts Figuren mit denen Robert Walsers und Franz Kafkas: „Der Höflichkeitsmanierismus rückt das Benachbarte in größere Ferne. (Immer Abstand halten! Eine zu tiefe Verbeugung, eine zu überschwängliche Begrüßung, eine allzu unterwürfige Geste, und man hat nur auf eine andere Art „Ach, Scheiße!“ gesagt.)“<sup>243</sup> Mit

---

<sup>240</sup> Jensen, a.a.O., S.44.

<sup>241</sup> Jensen, a.a.O., S.86.

<sup>242</sup> Lehmann; Hans-Thies: „Das Subjekt der Hauspostille. Eine neue Lektüre des Gedichts Vom armen B.B.“, in: Grimm, Reinhold/Hermand, Jost (Hg.): Brecht-Jahrbuch 1980, Frankfurt am Main 1981, S.31.

<sup>243</sup> Deleuze, Gilles/Guattari, Felix: Kafka. Für eine kleine Literatur, Frankfurt am Main 1976, S.111, zitiert nach: Treichel, Hans-Ulrich: Auslöschungsverfahren. Exemplarische Untersuchungen zur Literatur und Poetik der Moderne, München 1995, S.21.

solcher Taktik entzieht man sich der Last fremder Ansprüche, indem man ihnen zwar vorausseilend, aber doch ohne Überzeugung entspricht. Wenn der Begriff des Nihilismus partout auf Brechts Frühwerk angewendet werden muss, so liegt er nicht in der Ubiquität von Sinnlosigkeit, die melancholische Interpreten überall am Werk sehen wollen, sondern in den eher beiläufigen Gesten der Indolenz. B.B. bleibt reserviert: „In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.“<sup>244</sup>

Und:

Gegen Abend versammle ich um mich Männer  
Wir reden uns da mit ‘Gentlemen’ an.  
Sie haben ihre Füße auf meinen Tischen  
Und sagen: Es wird besser mit uns. Und ich frage nicht: Wann?<sup>245</sup>

Das Wissen um die eigene Flüchtigkeit hat nichts zu tun mit dem Optimismus, den die „Gentlemen“ in Worten und Gesten demonstrieren, indem sie die Füße auf den Tisch legen vom Fortschritt reden, und vor allem aber davon, dass sie die historischen Subjekte dieses Fortschritts sein werden. Die Flüchtigkeit des *armen B.B.* entbehrt des teleologischen Moments. Die Veränderungen, denen er sich überlässt, sind, anders als die der „Gentlemen“, (noch) nicht Ausdruck einer bestimmten geschichtsphilosophischen Tendenz. Dennoch imitiert B.B. ihre Verhaltensweisen.<sup>246</sup> In *Vom armen B.B.* heißt es in der 8. Strophe:

Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind!  
Fröhlich machet das Haus den Esser: er leert es.  
Wir wissen, das wir Vorläufige sind  
Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.<sup>247</sup>

In seinen *Kommentaren zu Gedichten von Brecht* aus den Jahren 1938 und 1939 hat Walter Benjamin auf den Zusammenhang der Tätigkeiten Essen und Zerstören hingewiesen:

Der Esser steht hier für den Zerstörenden. Essen heißt nicht nur sich nähren, es heißt auch zubeißen und zerstören. Die Welt vereinfacht sich ungeheuer, wenn sie nicht so sehr auf ihre Genießbarkeit als auf ih-

---

<sup>244</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.120.

<sup>245</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.120.

<sup>246</sup> Vgl. dazu Lehmann, *Das Subjekt der Hauspostille*, S.30. Vgl. auch nochmals die Ausführungen zur Figur des *Signifying Monkey*: „Er kann sich amüsieren über die Tragik der Mobilitätsoffer, denn er kennt ihr Spiel, die eigene Imitation des aufgezwungenen Fremden. Er weiß von der Notwendigkeit der Distanz zum aufgestülpten Universum der Sklavenhalter und seiner Regeln. Er hat weder für Integration noch für einsame Verzweiflung etwas übrig.“, Diederichsen, a.a.O., S.68.

<sup>247</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.120.

re Zerstörungswürdigkeit geprüft wird. Diese ist das Band, das alles Bestehende einträchtig zusammenhält. Der Anblick dieser Harmonie macht den Dichter so fröhlich. Er ist der Esser mit den eisernen Kinnbacken, der das Haus der Welt leermacht.<sup>248</sup>

Die *Fragilitas Mundi* ist dem Menschen ebenso eingezeichnet wie den Gegenständen. So hat H. Th. Lehmann auf die Denotationen des Hohlen und Zerbrechlichen in Formulierungen wie dem vom „leichten Geschlechte“ und von den „langen Gehäusen des Eilands Manhattan“ hingewiesen.<sup>249</sup> - Und Hannah Arendt, in deren Konzeption der „Geburtlichkeit“ einige wichtige Maximen der Avantgarde eine späte Apologie erfahren, schreibt hierzu in ihrem Brecht-Essay:

Die Menschen haben ihr Gewicht verloren; schwerelos, dem Winde gleich, treiben sie durch eine verlorene Welt, die sie nicht mehr behaust. Es geht nicht um die Menschen, es geht um die Welt. Darin liegt eine gewisse Kritik an den Zeitgenossen, vor allem an den zeitgenössischen Schriftstellern, zu denen Brecht nie ganz gehört hat. Wer sich als Glied einer „verlorenen Generation“ fühlte, glaubte noch an die Unzerstörbarkeit der Welt und beklagte nur das eigene Schicksal, sah sich also noch mit den Augen des 19. Jahrhunderts, erbittert, daß gerade ihm Hebbels „ruhige reine Entwicklung“ versagt sein sollte. Um den Abstand zu ermessen, braucht man sich nur in der Literatur der Zeit umzusehen, die voll ist von dieser psychologischen und gesellschaftlichen Pseudoproblematik, in der die Individuen ihre Interessenheit zu Markte tragen. Sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auch nur zu ahnen, worum es in Wirklichkeit ging. In sich selbst und in die eigene Jugend und Kindheit verliebt, erinnerten sie sich an alles und vergaßen das Wesentliche.<sup>250</sup>

Eine „Weltentfremdung“ des in sich hineinhorchenden Subjekts, gegen die Arendt wiederholt polemisiert hat,<sup>251</sup> diagnostizierte auch Brecht - um sich davon zu distanzieren; denn in der Darstellung der Vergänglichkeit schwenkt er nicht auf eines der damals so beliebten Klage-Rituale ein. Der Esser, der „das Haus der Welt leer macht“, verfährt immanent, weltlich und diesseitig. Da er selbst zu der andernorts beklagten Leere und Kälte beiträgt, erscheint ihm auch die Position des sich abseits haltenden Mahners als unangemessen und obsolet. Im Affekt gegen die zu oft gehörten Klagen tritt Brecht die Flucht nach vorn an; das Ergebnis ist eine Haltung nahezu kynischen Verbrauchs. Daher findet sich bei ihm, anders als bei Hannah Arendt, auch keines der existentialistischen Konnotate, die etwa in der Rede über Unbehaustheit mitschwingen. Der Betrachter (und „Esser“) B.B. blickt vielmehr mit Heiterkeit auf eine Zivilisation, in deren gegenwärtigem Zustand er viele virtuelle Zerstörungen angelegt sieht. 1925 notiert Brecht in sein

---

<sup>248</sup> Benjamin, Walter: Versuche über Brecht, S.78.

<sup>249</sup> Lehmann, Das Subjekt der Hauspostille, S.32.

<sup>250</sup> Arendt, Hannah: „Bertolt Brecht“, in: Arendt, Hannah: Menschen in finsternen Zeiten, München, Zürich 1989, S.256.

<sup>251</sup> Vgl. Arendt, Hannah: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München 1960, S.203.

Tagebuch: „Ich habe kein Bedürfnis danach, daß ein Gedanke von mir bleibt. Ich möchte aber, daß alles aufgegessen wird, umgesetzt, aufgebraucht.“<sup>252</sup>

Die Bewegung der Auswechslung und des Verbrauchs ist die dem einzelnen Subjekt adäquate Entsprechung zu dem wichtigsten Prinzip industrieller Produktion, dem der Wiederholung. Die Wiederholung entfernt aus ihrem Produkt die „Aura“;<sup>253</sup> geometrisch entspricht ihr die Figur des Gitters. Die Synchronisation mit den Elementen industrieller Produktion verlangt beim Produzenten wie beim Konsumenten die Tilgung des Unverwechselbaren. Die Avantgarde hoffte von dem vorbehaltlosen Reißen des Subjekts in die Sphäre der Produktion zu profitieren, denn sie deutete diese Sphäre als Raum der Geburtlichkeit: Kälte, aber auch frische Luft und freier Raum.<sup>254</sup> Auch Brecht setzte auf den Aspekt der *Entlastung*,<sup>255</sup> ( der aber nichts mit Arnold Gehlens Apologie der Institutionen zu tun hat ) sondern eine Entkernung durch Wiederholung erzielen will. Das zeigt etwa das Gedicht-Fragment *Immer noch, wenn schon der achte Autotyp*:

Schon  
liegt der achte Autotyp  
Oben auf dem alten Eisen  
Aber  
Den neunten fahren wir  
Also haben wir uns entschieden  
Auf immer neuen Wagen voll Makeln  
Jederzeit zerstörbaren  
Leichten, zerbrechlichen  
Zahllosen  
Ewig zu fahren.<sup>256</sup>

Der schon erwähnte Satz von der „Zerstörungswürdigkeit“ der Welt stammte ursprünglich aus dem berühmten Essay Walter Benjamins aus dem Jahr 1931, *Der destruktive Charakter*. Dort heißt es:

Der destruktive Charakter kennt nur eine Parole: Platz schaffen; nur eine Tätigkeit: räumen. Sein Bedürfnis nach frischer Luft und freiem Raum ist stärker als jeder Haß. Der destruktive Charakter ist jung und heiter.(...) Zu solch apollinischen Zerstörerbilde führt erst recht die Einsicht, wie ungeheuer sich die

---

<sup>252</sup> Brecht, Bertolt: Tagebücher 1920-1922, Autobiographische Aufzeichnungen 1920-1954, S.205.

<sup>253</sup> Brecht hat sich allerdings zu diesem bei Benjamin an exponierter Stelle gebrauchten Terminus sehr kritisch geäußert.

<sup>254</sup> Diese Erwartungen finden jedoch immer wieder dort ihre falsche Erfüllung, wo Mobilität als „Abschied von Gestern“ nicht den Subjekten, sondern, eben als Liberalismus, den Erfordernissen des Marktes angeglichen, und aus vorauseilendem Gehorsam in eine naive Anpasstheit überführt wird, die - im Gegensatz zum Einverständnis - eben nicht verständig ist; vgl. Sennett, Richard: „Der Widerstand der Ästhetik“, in: Beermann, Wilhelm (Hg.): Fünf Interviews zur Veränderung des Sozialen, Stuttgart 1992, S.33-S.56, S.47.

<sup>255</sup> Vgl. Lethen, Freiheit von Angst, S.72-98.

<sup>256</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.314.

Welt vereinfacht, wenn sie auf ihre Zerstörungswürdigkeit geprüft wird. Dies ist das große Band, das alles Bestehende einträchtig umschlingt. Das ist ein Anblick, der dem destruktiven Charakter ein Schauspiel tiefster Harmonie verschafft.<sup>257</sup>

Destruktivität erscheint hier als wesentliche Qualität „mobiler Intelligenz“,<sup>258</sup> als Fortsetzung der von Nietzsche formulierten Freude an der Zerstörbarkeit. Benjamin hatte seine Konzeption des *destruktiven Charakters* mit der Arbeit Brechts in Zusammenhang gebracht; und die folgenden, auf Brechts Arbeit gemünzten Zeilen treffen auch auf den *destruktiven Charakter* zu: „Das Subjekt erfährt seine Lebendigkeit im Vergehen. Nicht in der Dauer, sondern im Wechsel sucht es sich seines Daseins zu vergewissern.“<sup>259</sup>

Benjamins *destruktiver Charakter* verkörpert also folgende Qualitäten: Seinem starken „Bedürfnis nach frischer Luft und freiem Raum“ entsprechend, kennt er nur eine Parole: „Platz schaffen“.<sup>260</sup> Dieses Platz-Schaffen entspricht der Tätigkeit des Essers, der „das Haus leert“. Aus der Tätigkeit des *destruktiven Charakters* resultiert der „leere Raum“, aber da jener „nichts Dauerndes“ sieht, steht er - und das ist der Unterschied zum Nihilisten - der Leere mit ebenso „unbezwinglichem Mißtrauen“<sup>261</sup> gegenüber wie den Möglichkeiten, mit denen dieser Raum wieder angefüllt werden könnte.<sup>262</sup> Bei Brecht heißt es entsprechend: „Wir wissen, daß wir Vorläufige sind/ Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.“<sup>263</sup>

„Der destruktive Charakter ist jung und heiter.“ - Die Einsicht, dass zu geschwind altere, „wer sich zu tief mit der Zeit einläßt“, ist dem *destruktiven Charakter* immer schon als *Movens* all seiner Tätigkeiten eingeschrieben:

Zerstören verjüngt, weil es die Spuren unseres eigenen Alters aus dem Weg räumt; es heitert auf, weil jedes Wegschaffen dem Zerstörenden eine vollkommene Reduktion, ja Radizierung seines eigenen Zustands bedeutet.<sup>264</sup>

---

<sup>257</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.396-398, S.397.

<sup>258</sup> Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt am Main 1983, Bd.2, S.930.

<sup>259</sup> Lehmann, Das Subjekt der Hauspostille, S.33.

<sup>260</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.396.

<sup>261</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.398.

<sup>262</sup> Zu dem Begriff der „Leere“ siehe Sennett, Civitas; Sennett unterscheidet lineare und narrative Raumkonzeptionen; Der lineare Raum (d. h. die Leere) wird nur durchquert; die Geschwindigkeit des Transits gewährt allenfalls einen Luftzug der Erfrischung (S.181). Der lineare Raum schafft die Möglichkeit physischer Mobilität, seine spezifische Leere kühlt diese Bewegungen ab. Im narrativen Raum der Deterritorialisierung und Verschiebung hingegen, von Sennett als Ergebnis einer eher zufällig hervorgebrachten Verfremdung durch seine Benutzer (nicht durch Architekten) beschrieben, entsteht ein Ansatz sozialer Mobilität. Hier wird die „Herstellung“ von Anfängen möglich. Damit wird der narrative Raum zu einem der „Geburtlichkeit“.

<sup>263</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.120.

<sup>264</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.397.

Die „Radizierung“, also die Entwurzelung, und die „Reduktion“ setzten den Entwurzelten wiederum der frischen Luft und dem kalten Wind aus. Es wurde schon gezeigt, wie die Zustände der Mobilitätssphäre diese Reduktion, als Kontraktion auf die kleinste Größe, herbeiführen können.

„Der destruktive Charakter hat das Bewußtsein des historischen Menschen.“<sup>265</sup> Er muss sich immer wieder selbst vergessen. Der *Status Quo* ist für den Möglichkeitssinn des *destruktiven Charakters* nur soweit von Interesse, als hier virtuelle Realitäten angelegt sind. Den historischen Sinn zeichnet nicht nur das Wissen um Geschichte aus, sondern auch das Vermögen, der Flüchtigkeit den Vorzug zu geben vor dem Verharren.<sup>266</sup> Das Vergessen ist die Voraussetzung zur Wiederholung alter Fehler; die Vergesslichkeit, als Strategie der Entlastung, fördert hingegen die Bereitschaft, neue zu riskieren, denn „Alles Neue / Ist besser als alles Alte.“<sup>267</sup>

Bereits Nietzsche hatte davor gewarnt, die Vergesslichkeit gering zu schätzen und ihre entlastenden Fähigkeiten betont:

Vergeßlichkeit ist keine bloße vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengsten Sinne positives Hemmungsvermögen, dem es zuzuschreiben ist, daß was von uns nur erlebt, erfahren, in uns hineingenommen wird, uns im Zustande der Verdauung (man dürfte ihn „Einverseelung“ nennen) ebensowenig ins Bewußtsein tritt als der ganze tausendfältige Prozeß, mit dem sich unsere leibliche Ernährung abspielt. Die Türen und Fenster des Bewußtseins zeitweilig schließen; (...) ein wenig Stille, ein wenig tabula rasa des Bewußtseins, damit wieder Platz wird für Neues (...) - das ist der Nutzen der, wie gesagt, aktiven Vergeßlichkeit, einer Türwärtlerin gleichsam, einer Aufrechterhalterin der seelischen Ordnung, der Ruhe, der Etikette: womit sofort abzusehen ist, inwiefern es kein Glück, keine Heiterkeit, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Gegenwart geben könnte ohne Vergeßlichkeit.<sup>268</sup>

Brecht und Benjamin sprechen vom Esser, der durch seine Tätigkeit räumt, damit Platz wird für Neues. Nietzsche empfiehlt die „Verdauung“ als psychologische Methode, Erfahrungen zu verarbeiten. Wer die notwendige Energie zur Trennung von historischem und biographischem Ballast nicht aufbringt, den verhöhnt er als „Dyspeptiker“.<sup>269</sup>

Brecht präsentiert in der Gestalt des Essers und dessen Bedürfnis nach freiem Raum und frischer Luft eine kynisch abgerüstete Version von Nietzsches Hyperboreer. - Nietzsche hatte im Vorwort zu *Der Antichrist* dieser mythischen Figur - nach Herodot Repräsen-

---

<sup>265</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.398.

<sup>266</sup> Vgl. dazu Ernst Blochs Ausführungen über das Wissen um ein „utopisches Totum“ des „letzthin Möglichen“, das der „Wärmelehre“ des Marxismus entspringe, und der „Bedingungsanalytik“ des marxistischen „Kältestroms“, in: Bloch, Das Prinzip Hoffnung, S.235-242.

<sup>267</sup> Brecht, BFA, Bd.14, S.46.

<sup>268</sup> Nietzsche, Werke, Bd.2, S.799.

<sup>269</sup> Nietzsche, a.a.O.

tant eines heidnischen Volkes, das hinter dem Nordwind lebt - Züge eingezeichnet, die Qualitäten des *destruktiven Charakters* vorwegnehmen. Und auch Nietzsche formuliert diese Qualitäten in Kälte-Bildern: „Lieber im Eise leben, als unter modernen Tugenden und andern Südwinden!“ - „Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes - unser Leben, unser Glück...“<sup>270</sup>

Das Modell-Subjekt, das Brecht und Benjamin an diversen Beispielen entwerfen, postuliert den Menschen als ein Fluchtwesen: auch in ihm herrscht ständiger Durchgang.

Wie Nietzsche die unaufhörliche Selbstübersteigerung des Menschen, das ‘Der Mensch muß überwunden werden’ verkündet, so beschreibt Brecht eine Daseinsform und denkt er ein Ich, das, wie der Wind durchlässig, als stets sich selbst zurücklassend gezeichnet ist. Keine Trauer erregt dieses Dasein des ‘Vorläufigen’ sondern Lust an der frischen Kälte, die das destruktive, sich verzehrende Dasein erlebt.<sup>271</sup>

Wesentliche Bedingung für das Gelingen eines solchen Transits in der *Kälte* ist die Trennung von traditionellen Verbindlichkeiten, die das Avantgarde-Subjekt nur als Ballast von Passiva und kulturellen Altlasten wahrnimmt, von denen es sich, etwas paranoid, umstellt sieht. In diesem Kontext steht das bei Brecht wie bei Nietzsche wiederholt auftauchende Lob der Vergesslichkeit. Die Erfahrung des Abschieds von den Traditionen entspricht dem, was Jensen in *Der Gletscher* als Trennung von der authentischen Gemeinschaft dargestellt hatte. Aber die heroischen Züge, die Jensen seiner Darstellung der Existenz Drengs auf dem Gletscher verliehen hatte, zeigen, dass Trennung als Verlust von Geborgenheit in der Tradition beklagt wurde. Nach Zurückweisung dieser Tradition findet sich das aufbegehrende Subjekt frei und exponiert in einem Vakuum.

Auch Nietzsche umgibt die Gestalt seines Hyperboreers noch mit dem stoischen Strahlenkranz eines freiwilligen Polarbewohners. Der Aufenthalt im Eise, „jenseits moderner Tugenden und anderen Südwinden“, dem er seinen Hyperboreer aussetzt, ist ein Wagnis. Der Ort des Neuen, das zum notwendigen Moment des Fortschreitens „heißer Kulturen“ wird, liegt bei Nietzsche noch im Abseits von Eis und Hochgebirge. Nietzsche bemüht den seit dem 18. Jahrhundert gängigen Topos vom Gebirge als einem Ort bürgerlicher Selbstbegegnung.<sup>272</sup> Brechts Experimente hingegen rechnen bereits mit den Bedingungen einer Sphäre der Mobilität. Dieser Raum des Uneigentlichen erscheint

---

<sup>270</sup> Nietzsche, Werke, Bd.2, S.1165.

<sup>271</sup> Lehmann, Das Subjekt der Hauspostille, S.36.

<sup>272</sup> Vgl. Albrecht von Hallers Gedicht *Die Alpen* oder Senancours Bekenntnisroman *Oberman*.

Brecht und Benjamin nicht als Unheilssphäre, aus der man sich in die bürgerlichen Interieurs einer unangefochtenen Integrität zurückziehen sollte.

In dieser Mobilitätssphäre, in welcher der vielleicht durch Kontraktion reduzierte und radizierte Destruktive, das „notwendig vergeßliche Tier“,<sup>273</sup> sich wiederfindet, ist er dem „Gerede“ ausgesetzt „wie ein trigonometrisches Zeichen dem Winde“.<sup>274</sup> Zwar gilt die Öffentlichkeit, die Sphäre des *Man* weder Benjamin noch Brecht als Unheilssphäre. Dennoch hat Benjamin den Gegensatz von Drinnen und Draußen, den Brecht in eine Vielzahl von Ambivalenzen aufgelöst hatte, erneut konstituiert. Wenn der Esser/destruktive Charakter das Haus geleert hat („Grast Baal weite Felder schmatzend ab.“<sup>275</sup>), dann kann der kühle Wind hindurchgehen, der Distanz schafft und unterscheidet. Der kalte Wind, der die Leere durchweht, folgt auf die Trennung, er multipliziert sogar noch deren Effekt. Denn die Maßnahmen, mit denen sich das Subjekt in der Kälte gegen sie wappnet, müssen zu weiterer Distanz führen. „Der warme Wind“ dagegen „bemüht sich noch um Zusammenhänge, der Katholik“.<sup>276</sup> Die Flüchtigkeit ist ein Aggregatzustand des Möglichen. Ihr setzt der *destruktive Charakter* sich immer wieder aufs Neue aus. Er „verwischt sogar die Spuren der Zerstörung“.<sup>277</sup> Wenn der entwurzelte Destruktive an seinem Ort im Gitter dem Gerede und den Verdächtigungen seines Kontrahenten, des *Etui - Menschen*, ausgesetzt ist, wird er antworten wie Nietzsches Zarathustra:

Mögen sie mich bemitleiden und bemitleiden ob meiner Frostbeulen: „am Eis der Erkenntnis erfriert er uns noch!“ - so klagen sie.

Inzwischen laufe ich mit warmen Füßen kreuz und quer auf meinem Ölberge (...)<sup>278</sup>

Vielleicht aber wird er auch knurren: „Lieber noch ein wenig zähneklappern, als Götzen anbeten!“<sup>279</sup>

Die historische Avantgarde fetischisierte den Neubeginn. Der Raum, in dem er stattfinden sollte, musste zwangsläufig zu einer Stätte des Provisoriums und des Transits werden. Von der Beschleunigung erhoffte sich Brecht - in einer Art linkem Dezisionismus - eine Entmischung von ideologisch-asynchronem und zeitgenössischem Denken: Die neuen Ideen hängen die alten ab, nicht weil sie besser wären, sondern weil sie schnell

---

<sup>273</sup> Nietzsche, Werke, Bd.2, S.799.

<sup>274</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.397.

<sup>275</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.123.

<sup>276</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.30.

<sup>277</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.397f.

<sup>278</sup> Nietzsche, Werke, Bd.2, S.425.

(und einverstanden) sind. Das Bild des kalten Windes, der sich nicht mehr um „Zusammenhänge“, d. h. um Kontinuität und Tradition, schert, ist eine Metapher für solche Volatilität. Aus dem Hochgefühl des eigenen Schneller-Seins, in dem sich die mobile Intelligenz der zwanziger Jahre gefiel, ergab sich ein Pathos der Distanz. Brecht beargwöhnte, wie seine *Tui*-Kritik zeigt, auch die Nachträglichkeit professioneller Philosophie, die ja erst nach Einbruch der Dämmerung ihre spekulativen Höhenflüge beginnt, als einen Hort von Ideologie. - Bereits Zarathustra bezeichnete sich häufig als Wind.<sup>280</sup> Bei Brecht sind mitunter der Esser, der das Haus leert, und der Wind, der durch das geleerte Haus fährt, identisch. Der Wind selbst ist es, der die Städte auffrisst:

Sage ich mir: den Städten ist  
Sicher ein Ende gesetzt  
Nachdem sie der Wind auffrisst  
Und zwar: jetzt.<sup>281</sup>

Auch der Vorläufige streift durch die Stadt wie ein Wind, aber nur, solange sie ihn ernährt. Zuletzt wird der Flüchtige die Stadt überleben, weil er im Einverständnis mit dem Provisorischen, Transitorischen und Vergänglichen lebt, dessen Ort die Stadt war. Gleich dem Wind trägt er dazu bei, die Stadt „aufzufressen“, und sein Appetit gleicht dem Baals. Die Stadt selbst aber, die Souveränität und Dauer beansprucht - weshalb sie sich auch fortwährend erneuern muss<sup>282</sup> - wird zuletzt vergehen:

Also auch ist  
Schon vergangen die Große Stadt  
Was auch an ihr frisst  
Es wird nicht mehr satt.<sup>283</sup>

---

<sup>279</sup> Nietzsche, Werke, Bd.2, S.422.

<sup>280</sup> Vgl. z.B. Nietzsche, Werke, Bd.2, S.356.

<sup>281</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.306.

<sup>282</sup> Vgl. die Projekte des Berliner Stadtbaurates Martin Wagner zu einer mobilgemachten Stadt, in: Scarpa, Ludovica: „Abschreibungsmythos Alexanderplatz. Martin Wagner als Regisseur der Weltstadt Berlin“, in: Boberg, J./Fichte, T./Gillen, E. (Hg.): Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert, München 1986, S.126-S.133.

<sup>283</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.307.

Man denkt hier an eine sarkastische Kontrafaktur der Tatsache, dass es die industrielle Produktion ist, die die Menschen in ihrem Dienst verschleißt. Aber Brecht stellt diesen Zynismus vom „großen Verzehr“ (E. Jünger) vom Kopf auf die Füße. Jetzt sind es die Schultern der Städte, die zwischen den Zähnen des Essers knacken.

Dennoch wird die Stadt im Moment ihres Vergehens dem Vorläufigen, der sich zuvor an ihren Drüsenfeldern genährt hatte, wieder zum Objekt der Begierde. Bei Brecht findet sich das Motiv der Vergänglichkeit auch gelegentlich in erotisch konnotierten Emblemen - auch wird auf die Kühle des Umgangs hingewiesen:

Des Morgens nüchterner Abschied, eine Frau  
Kühl zwischen Tür und Angel, kühl besehn.  
Da sah ich: eine Strähn in ihrem Haar war grau  
Ich konnt mich nicht entschließen mehr zu gehn  
(...)  
Und laß uns die Gespräche rascher treiben  
Denn wir vergaßen ganz, daß du vergehst  
Und es verschlug Begierde mir die Stimme.<sup>284</sup>

Die kühlen Blicke und der „nüchterne Abschied“, die die Trennung vom begehrten Objekt erleichtern sollen - eine Pose, die sich wiederfindet in der Geste, mit der *der arme B.B.* rauchend der Zerstörung der Städte durch Erdbeben beiwohnt, und die auch eingeübt wird in dem bereits zitierten Gedicht *Bidis Ansicht über die großen Städte*:

Sie steht nicht mehr lang da  
Der Mond wird älter.  
Du, der sie sah  
Betrachte sie kälter<sup>285</sup>

---

<sup>284</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.312.

<sup>285</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.307.

## 2.5. Die Hitze des Dekors und die Kälte des häuslichen Herdes

### 2.5.1. Der „Etui-Mensch“

Dem *destruktiven Charakter* ist das Bedürfnis nach Frischluft und freiem Raum wesentlich. Benjamin entwirft den *Etui-Menschen* als dessen Antipoden. Dieser, so Benjamin, „sucht seine Bequemlichkeit, und das Gehäuse ist ihr Inbegriff. Das Innere des Gehäuses ist die mit Samt ausgeschlagene Spur, die er in die Welt gedrückt hat.“<sup>286</sup>

Im Begriff des Gehäuses perhorresziert Benjamin die stickigen, dunklen, mit dem Ballast des Herkommens überladenen Räume als die „mit Samt ausgeschlagene Spur“, als Relikte der bürgerlichen Wohnkultur des 19. Jahrhunderts. Damit spielt er auf jene traditionellen Vorstellung an, nach der das Subjekt das Gehäuse darstellt, aus dem die jeweiligen Werke hervorgetrieben werden, die dann der staunenden Außenwelt als authentischer Ausdruck des Selbst präsentiert werden. Mit dieser Form der Subjekt-Konstituierung ergab sich jene bürgerliche Vorstellung vom Privaten als Heils- und von Öffentlichkeit als Unheilssphäre, gegen die die Avantgarde revoltierte. Das Gehäuse funktioniert demnach als Verlängerung des Subjekts, als Reservat, in dem die Regeln des Erwerbslebens und der Öffentlichkeit zugunsten derer des Individuums außer Kraft gesetzt scheinen.

Als Reaktion auf den Natürlichkeits-Kult der Empfindsamkeit hatte das Bürgertum etwa seit dem Beginn der industriellen Revolution die Vorstellung vom Heim als einer „säkulären Version spiritueller Zuflucht“<sup>287</sup> entwickelt. Die bürgerliche Wohnung ermöglichte die risikolose Preisgabe des privaten, authentischen Wesens; sie diente als Refugium. Das Interieur als Ort ungeahnter Offenbarungen wurde zu einem idealen Raum für Bekenntnisse. In der räumlichen Begrenzung sollte sich die Psyche umso fruchtbarer entfalten können. Abseits der ökonomischen und sozialen Verheerungen draußen entstand mit dem bürgerlichen Heim ein ursprünglich nach dem Ideal der Gemeinschaft entworfenes, sakrosantes Gebilde, „in dessen Wärme sich die Menschen einander öffnen“ und den „Mantel der Unterdrückung“ abstreifen<sup>288</sup> sollten, den die Kälte draußen erforderlich machte. Dieser Kult des trauten Heims

---

<sup>286</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.4, S.397f.

<sup>287</sup> Sennett, Civitas, S.39.

<sup>288</sup> Sennett, Civitas, S.42f.

sollte Wärme erzeugen, aber die Arbeitsteilung, die innerhalb des Hauses in dem Streben nach funktional immer genauer definierten Interieurs für die verschiedenen Formen privaten Verhaltens zum Ausdruck kam, verbreitete eine eigentümliche Kälte. Insofern ist es der visuell klärenden Gliederung des Interieurs nicht gelungen, Geborgenheit zu schaffen.<sup>289</sup>

Selbst der Versuch, durch Dekor Geborgenheit im bürgerlichen Interieur zu erzeugen, erzeugte - statt der ersehnten Wärme - eine Aufladung mit Neurosen. Richard Sennett nennt die Wohnung der Schauspielerin Sarah Bernhardt als Beispiel: sie war überladen mit Pelzen, Fransen, Baldachinen, Kissen, Bärenfellen, Perserteppichen, „Orientalischem“, Gazellengeweihen, Gemälden, Kronleuchtern, Zimmerpflanzen etc.<sup>290</sup>

Dieses Gehäuse bietet den passenden Rahmen, in dem dann auch Kunst in einem Ritual der „Versenkung“ und säkularen Weihe genossen werden kann. Die Existenz eines öffentlichen Raumes, in dem man seinen Verhandlungen, und einer Erwerbssphäre, in der man den Geschäften nachgeht, ist notwendig, um das Reservat des Privaten mit allem dafür Notwendigen auszukleiden. Dem nüchternen Prinzip der Gewinn-Maximierung wird eine Transzendenz übergestülpt, die seiner Legitimation dient. Wenn die draußen gültigen Regeln von der Härte des Lebens in der Sphäre des Gehäuses dispensiert sind, dann kann der Eindruck entstehen, das Raffes und die Betriebsamkeit hätten nicht bloß der Akkumulation, sondern etwas Höherem gedient. Der Bürger beklagt sich ständig darüber, wie schmutzig das Geldverdienen sei, aber er tut nichts anderes. Auch müssen die in der (als moralfrei vorgestellten) Öffentlichkeit empfangenen Kränkungen kompensiert werden. Das bergende Gehäuse ist der Ort, an dem man seine Wunden lecken kann

### **2.5.2. Anonymität und „Unterkomplexität“**

Die Kälte ist, wie gezeigt wurde, eine wesentliche Qualität der Sphäre, in die der *destruktive Charakter* sich flüchtet. Im Wehen des kalten Windes, der den Raum beherrscht, illustriert sich zugleich Brechts und Benjamins Vorstellung eines neuen Subjekts, das sich erst in der Sphäre des Verkehrs konstituiert, statt in der mit Samt ausgeschlagenen Privatsphäre. Die Veränderungen, denen dieses Subjekt unterworfen ist, gehorchen nicht der Prozesshaftigkeit jener teleologischen Konstruktionen, die etwa im

---

<sup>289</sup> Sennett, *Civitas*, S.48.

Zusammenhang mit bürgerlicher Entwicklungs-Pädagogik und ihrem Ziel des Vollmenschen und Staatsbürgers entworfen werden. Demzufolge können die Metamorphosen dieses Subjekts auch nicht mit den Kriterien bürgerlicher Pädagogik, nach Benjamin „Psychologie und Ethik“,<sup>291</sup> erfasst werden. Aus deren Perspektive muss ein Subjekt, das sich - wie der *destruktive Charakter* - außerhalb des Gehäuses und im kalten Raum konstituiert, als unterkomplex erscheinen.

Der Raum der Öffentlichkeit ist erfüllt vom Zugwind des Durchgangs. Die (vermeintliche) Unterkomplexität des Subjekts, das sich unter den dort herrschenden Umständen bildet, zeigt sich in einer Gestik der Ausdruckslosigkeit und einer methodisch zelebrierten Unauffälligkeit: „Und es bleibt von ihm kein kleinster Schatte/Keine Höhlung in des Stuhls Geflecht.“<sup>292</sup> Wo Öffentlichkeit als „Fahndungsöffentlichkeit“<sup>293</sup> verstanden wird, birgt Identität Gefahren, weil sie ein polizeiwissenschaftliches Ermittlungs-Kriterium darstellt. Daher ist die geschwinde Bewegung notwendig, um sich der Fahndung entziehen und um schnelle Positionswechsel vornehmen zu können:

Was immer du sagst, sag es nicht zweimal  
Findest du deinen Gedanken bei einem andern:  
verleugne ihn  
Wer seine Unterschrift nicht gegeben hat, wer kein Bild hinterließ  
Wer nicht dabei war, wer nichts gesagt hat  
Wie soll der zu fassen sein!  
Verwisch die Spuren!<sup>294</sup>

---

<sup>290</sup> Sennett, *Civitas*, S.40f.

<sup>291</sup> Benjamin, „Eine kommunistische Pädagogik“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd.3, S.206.

<sup>292</sup> Brecht, BFA, Bd.14, S.360. Vgl. auch Hannah Arendts Ausführungen über die Bedeutung der Anonymität bei Brecht, in: *Menschen in finsternen Zeiten*, S.258ff.

<sup>293</sup> Lethen, *Verhaltenslehren*, S.12.

<sup>294</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.157.

Die Faszination an der Geschwindigkeit ist hier anders motiviert als bei Ernst Jünger oder bei den Futuristen. Wie die Vorläufigkeit der jeweiligen Position ist auch die Geschwindigkeit von den Umständen und der Notwendigkeit diktiert: „die Natur ist es, die ihm das Tempo vorschreibt“.<sup>295</sup> Die aus Beschleunigung resultierende Diskontinuität geht einher mit einer Pose der Leugnung von Individualität und Charakter. Diese Kategorien bürgerlicher Pädagogik betonen Stetigkeit und Festigkeit der Position, um dem ethischen Individuum einen archimedischen Punkt zu verschaffen. Die Neigung zu häufigen Standortwechseln, die Anhänger einer mobilen Theorie hingegen favorisieren, brachten ihnen das Prädikat der „freischwebenden Intelligenz“ (Karl Mannheim) ein.

Der kalte Raum gewährt diesen Bewegungen den notwendigen Spielraum; außerdem wirkt er kühlend. Nietzsches „Die große Kälte macht geschwind“ wird so zum Motto für die klandestinen Bewegungen, die das Personal des *Lesebuchs für Städtebewohner* ausführt. In seinem Essay *Über den Schmerz* skizziert Ernst Jünger eine Gegenfigur zu der *persona* des soldatischen Charakters, in der der Zusammenhang von Klandestinität und Kälte-Pose wiederum deutlich wird: das „Lumpenproletariat“ in seinen „Schlupfwinkeln“ demonstriert ebenfalls große „Kälte und Distanz“<sup>296</sup> zu den moralischen Begriffen der bürgerlichen Welt. Einerseits erzwingt die große Kälte schnelle Bewegungen, um eine Erstarrung des Subjekts in der Kälte zu verhindern. Dieser Lesart ist allerdings immer auch das Risiko darwinistischer Implikationen vom Schlage des Jüngerschen Diktums vom Eis als dem „großen Lehrmeister“<sup>297</sup> eingeschrieben. Brechts Versuch, der Anpassung Möglichkeiten der Selbstermächtigung abzugewinnen - Sloterdijk kritisiert diese Haltung des *Tu-was-geschieht* als verhängnisvolle Täterillusion - ist eher defensiver Natur. Die riskante Sehnsucht nach der Kälte resultiert, wie gezeigt wurde, aus dem Überdruß an der terroristischen Allgegenwärtigkeit bergender, wärmender und symbiotischer Schutz-Instanzen, deren Einfluss es sich zu entziehen gilt, nicht aber dem Bedürfnis nach Drill und Abhärtung. Die Implikationen des Darwinismus dagegen münden in der milden Paranoia ewigen Konkurrenzkampfes. Die Anstrengungen, die dabei unternommen werden, verzerren die Züge zu einer *Maske des Bösen* und führen zu frühzeitigem Verschleiß des Individuums. - Eine Tatsache, die der Sozialdarwinismus dann als „Selektion“ mit zynischer Befriedigung der eigenen Position zuschlagen kann.

---

<sup>295</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.2, S.397.

<sup>296</sup> Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, S.168f.

<sup>297</sup> Jünger, Ernst: *An der Zeitmauer*, Stuttgart 1959, S.198, zitiert nach Lethen, *Lob der Kälte*, S.288.

Brecht zeigt immer wieder das Risiko, das mit einem Leben in der Kälte verbunden ist. Weil aber die Lehre mitunter ebenso kalt ist wie der Wind, dem sie zu entgehen sucht, schneidet sie, wie in *Die Maßnahme* gezeigt wurde - als Ideologie - in das Fleisch ein. Brecht nähert sich aus einer Haltung des Anti-Humanismus der „biologischen Grenze“ an,<sup>298</sup> der Haut, die die Kälte spürt, aber er überschreitet diese Grenze nicht. „Schrecklich ist die Versuchung zur Güte“, der Johanna Dark ebenso ausgesetzt ist wie der junge Genosse aus *Die Maßnahme*; noch schrecklicher aber ist es, gar nicht erst versucht zu werden. Am Körper kommt der nachdrücklich vertretene Begriff entweder zum Stillstand, oder er tötet.<sup>299</sup>

Das Gedicht *Einst*, entstanden im Kontext der Arbeit am *Manifest*, Brechts Versuch einer Versifizierung von Marxens *Kapital*, greift das Motiv des In-der-Kälte-Lebens noch einmal auf.<sup>300</sup>

Einst schien dies in Kälte leben wunderbar mir  
Und belebend rührte mich die Frische  
(...)  
Frohsinn schöpfte ich aus kalter Quelle  
Und das Nichts gab diesen weiten Raum.  
Köstlich sonderte sich seltn Helle  
Aus natürlich Dunklem. Lange? Kaum  
Aber ich, Gevatter, war der Schnelle.<sup>301</sup>

Dieses Gedicht wurde von einigen Interpreten (z. B. Schwarz) als Revision Brecht'scher Ideen der zwanziger Jahre gedeutet; dennoch enthält es noch einmal alle bisher untersuchten Motive *in nuce*. Da ist der „weite Raum“ des „Nichts“, in dessen „Kälte“ und „Frische“ sich der *destruktive Charakter* aus dem Etui der überheizten Bürgerstuben hinaussehnt. Hell und Dunkel verweisen auf die binäre Opposition eines „dialektischen Manichäismus“,<sup>302</sup> der auch die Pole von Kälte und Wärme entfaltet. Zuletzt das Selbstportrait vom „Schnellen“, das einmal mehr die Anforderungen Benjamins an den *destruktiven Charakter* erfüllt:

---

<sup>298</sup> Lehmann/Lethen, Ein Vorschlag zur Güte, S.309.

<sup>299</sup> Vgl. Lehmanns u. Lethens Hinweis auf die Parallele zwischen der Mechanik, mit der die in der *Maßnahme* dargestellte Dialektik ihre Gesetze durch Tötung am Körper markiert, und der Maschine in Kafkas *In der Strafkolonie*, in: Lethen/Lehmann, Ein Vorschlag zur Güte.

<sup>300</sup> Vgl. dazu Hagen, Listig Nihilistisches, in: Lehmann/Lethen, Bert Brechts Hauspostille, S.245f.

<sup>301</sup> Brecht, BFA, Bd.15, S.162.

<sup>302</sup> Vgl. von Matt, a.a.O., S.620.

Der destruktive Charakter ist immer frisch bei der Arbeit. Die Natur ist es, die ihm das Tempo vorschreibt, indirekt wenigstens: denn er muß ihr zuvorkommen. Sonst wird sie selber die Zerstörung übernehmen.<sup>303</sup>

### 2.5.3. Wiederholung einer kalten Phantasie

Die Schmerzlosigkeit, die Brecht als konstitutive Eigenschaft des flüchtigen Subjektes darstellt, ist weder stoisch errungene Ataraxie noch Gleichgültigkeit gegenüber dem Schmerz. Sie wird vielmehr an Haltungen der Indolenz vorgeführt, die des Stoizismus' nicht bedarf, weil Zerstörung hier nicht in einem Kontext des Leidens erscheint. Das Bild vom *armen B.B.*, der in der Betrachtung von Erdbeben phlegmatisch an seiner Zigarre zieht, trägt bittere Züge nicht wegen, sondern trotz des im Gedicht dargestellten Untergangs. Dessen Eintreten nämlich erscheint dem lyrischen Subjekt, im Gegensatz zu den zeitgenössischen Kulturpessimismen, als keineswegs garantiert. „Bitterkeit“ verspürte B.B. dann, wenn die „Häuser, die für unzerstörbare galten“, sich auch tatsächlich als solche erweisen sollten. Sie stellt sich nicht beim Anblick der Vergänglichkeit ein, sondern beim Anblick der Dauer. Dem Kälte-Subjekt bereitet Dauer Verdruss. 1925 notiert Brecht in seinem Tagebuch:

Nach Genuß von etwas schwarzem Kaffee erscheinen auch die Eisenzementbauten in besserem Licht. Ich habe mit Erschrecken gesehen (auf einem Reklameprospekt einer amerikanischen Baufirma), daß diese Wolkenkratzer auch in dem Erdbeben von San Fransisco stehenblieben, aber im Grund halte ich sie doch nach einigem Nachdenken für vergänglicher als etwa Bauernhütten; die standen tausend Jahre lang, denn sie waren auswechselbar, verbrauchten sich rasch und wuchsen also wieder auf ohne Aufhebens. Es ist gut, daß mir dieser Gedanke zu Hilfe kam; denn ich betrachte diese langen und ruhmvollen Häuser mit großem Vergnügen.<sup>304</sup>

Das Auswechselbare geht in seiner Funktion auf und verschleißt sich in ihr. Es findet seine Nützlichkeit darin, verbraucht und ersetzt zu werden. Die Identitätslosigkeit des Auswechselbaren garantiert eine ewige Wiederkehr durch stillschweigenden Ersatz. Deshalb ist seine Einrichtung dauerhafter als das, was durch den Anspruch auf Original-

---

<sup>303</sup> Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd.2, S.397. Zu dem Motiv des „Schnellen“, der dem „Gevatter“ in der Zerstörung zuvorkommt, vgl. noch einmal Lethen, Verhaltenslehren, S.173: „Was also als ‘Nullpunkt’ des Subjektschwunds erscheint, kann auch als Drehpunkt einer Subjektermächtigung gelesen werden; nicht die Institutionen der Gesellschaft, nicht der dunkle Prozeß der Geschichte besorgen das Verschwinden des Städtebewohners! Das Ich ergreift die Flucht nach vorn - wo der Tod wartet.“

<sup>304</sup> Brecht, Tagebücher 1920-1922, Autobiographische Aufzeichnungen 1920-1954, S.205.

lität und Souveränität Ewigkeitswert akklamiert, Aufhebens macht und letztlich nur sich selbst in seiner Einmaligkeit bestätigt. Die unmerkliche Substituierbarkeit von Gebrauchsgegenständen sollte, weil an Identitätslosigkeit und Nützlichkeit gekoppelt, Entlastung zumindest vom Fetisch-Charakter der Ware garantieren. So rät Ernst Bloch, „das kalte Zweckgerät erst recht kalt zu machen, damit man merke, was danach noch reichlich zu erwärmen übrig bleibt“.<sup>305</sup> - Was als Entlastung gedacht war, schlägt jedoch, übertragen auf das Verhältnis von Mensch und Produktion, in Zynismus um.

Das Postulat von der Nützlichkeit bewahrt Brecht vor Anfälligkeit gegenüber den einheitsstiftenden und quasi-religiösen Tendenzen, die in der Moderne mitunter am Werk waren. Avantgardistische Architekten wie Mies van der Rohe und Le Corbusier beispielsweise sahen in der Verwendung neuer Baustoffe wie Glas oder eben „Eisenzeimentbauten“ Möglichkeiten für eine „Technologie der Einheit“,<sup>306</sup> die eine jener von Brecht beargwöhnten Ästhetiken des auf Dauer, Ganzheit und Autorität pochenden Machtwortes realisieren sollte. Man erhoffte sich etwa von der Glasarchitektur die Aufhebung der Trennung von Innen und Außen. Was man jedoch erreichte, war Isolation: Menschen hinter Glas stehen unter permanenter Beobachtung, fühlen sich gesteigertem Konkurrenzdruck ausgesetzt und fremdeln. Klimaanlage funktionieren nur unter Luftabschluss - und erzielen Aufheizung:

Die von Le Corbusier 1932 in Paris gebaute „Cite de Refuge“ (...) erwies sich wegen der stickigen Hitze, die sich hinter den Glasscheiben sammelte und verdichtete, als technische Katastrophe, und Le Corbusier mußte bald nachträglich einen Sonnenschutz anbringen.<sup>307</sup>

Etwa zum Zeitpunkt der oben zitierten Tagebuch-Eintragung formuliert Brecht seinen Gedanken vom Nutzen der Auswechselbarkeit in einem Gedicht:

Schon  
liegt der achte Autotyp  
Oben auf dem alten Eisen  
Aber  
Den neunten fahren wir  
Also haben wir uns entschieden  
Auf immer neuen Wagen voll Makeln  
Jederzeit zerstörbaren  
Leichten, zerbrechlichen  
Zahllosen  
Ewig zu fahren.<sup>308</sup>

---

<sup>305</sup> Bloch, Ernst: Geist der Utopie, Bearbeitete Neuauflage der 3. Fassung von 1923, Frankfurt am Main 1964, S.20.

<sup>306</sup> Sennett, Civitas, S.138f.

<sup>307</sup> Sennett, Civitas, S.145.

Edgar Marsch bemerkt in seinem Brecht-Kommentar, hier werde „der dauerhaften *alten* Zeit (...) gegenüber der *neuen*, veränderlichen der Vorzug gegeben“.<sup>309</sup> Nur ist Brechts Bevorzugung des Alten keineswegs so eindeutig wie behauptet. Zwar erwähnt das Gedicht auch den „Bauernkarren aus der Lutherzeit“, der „ohne Makel“ und „fahrbereit unter dem Moosdach“ steht, sowie seinen „äthiopischen Bruder“. Die Frage: „Aber wer/Fährt auf ihm?“<sup>310</sup> also die Frage nach der Nützlichkeit, lässt ihn zugunsten der permanenten Konsumtion und des Provisoriums optieren, zugunsten selbst noch des zehnten Autotyps, den man, ohne Skrupel und zum Zwecke der Bequemlichkeit, verschleifen kann wie die anderen neun zuvor. Gerade der Warencharakter des Gegenstandes, bestimmt für die Zirkulation (in der Distribution und im Verbrauch), wirkt entlastend auf den Konsumenten, weil er keinerlei Gefühls-Valenzen besetzt hält oder beansprucht. Er absorbiert keinerlei Aufmerksamkeit, die über seine Funktionalität hinausginge. Der Konsument kann so „auch die neueste Generation kapitalistischer Waren wieder zu Fetischen des Überlebens umformen“.<sup>311</sup>

In einem derartigen Provisorium ist der *destruktive Charakter* in seinem Element; dort sind die Punkte, an denen er die Hebel für sein Zerstörungswerk ansetzen kann, am deutlichsten sichtbar. Die Geste, mit der die intime, warme Beziehung zum Gerät gelöst wird, wird auch in der *Ballade auf vielen Schiffen* konstitutiv für eine Serie von Bildern:

So lebt er weiter, den Wind in den Augen  
 Auf immer schlechteren Schiffen fort  
 Auf vielen Schiffen, schon halb im Wasser  
 Und mondweis wechselt er seinen Abort.<sup>312</sup>

Dazu Franz Norbert Mennemeier:

Das Motiv zu diesem Wechsel, dem viele weitere folgen werden und der lediglich eine Station in einer unendlichen Reihe scheint, wird nicht angegeben. Es gehört zum mythologischen Stil, gerade die entscheidenden Vorgänge nicht zu erklären. In diesem Nichterklären, das einen Grund im Nichterklären können haben mag, vermag eine sozialgeschichtliche Deutung des Gedichts einen triftigen Grund zu

---

<sup>308</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.314.

<sup>309</sup> Marsch, Brecht-Kommentar, S.170.

<sup>310</sup> Brecht, BFA, Bd.13, S.314.

<sup>311</sup> Kittsteiner, Heinz-Dieter: „Über das Verhältnis von Lebenszeit und Geschichtszeit“, in: Kamper, D./Wulf, Ch. (Hg.): Die sterbende Zeit. Zwanzig Diagnosen, Darmstadt und Neuwied, 1987, S.80, zitiert nach Lethen, Freiheit von Angst, S.72.

<sup>312</sup> Brecht, BFA, Bd.11, S.80.

entdecken: In einer motiv- und ziellosen Gesellschaft erscheinen Veränderungen ihrerseits als motiv- und ziellos. Entschlüsse zum Handeln sind eigentlich keine. Sie finden keinen plausiblen Grund, sie sind „absurd“. Die Atmosphäre des Absurden aber erzeugt eine Art Heroismus des Weitermachens. Kategorien einer politisch-ökonomischen Logik werden ersetzt durch solche, die ein erotisch-magisches Verhältnis zum jeweils Neuen haben.<sup>313</sup>

Die Fähigkeit zur Trennung wurde in der Epoche der Sachlichkeit zu einem heroischen Abschied von Gestern<sup>314</sup> stilisiert. Zugleich wurde sie zur Voraussetzung für das Überleben in der Verkehrssphäre mit ihrer Zirkulation von Menschen und Waren.

Aber was geschieht, wenn der Heroismus des Weitermachens, der emphatische Nachdruck, der auf die unbedingte Bedeutung des Neuen lastet, ins Leere zielt? Die Anforderungen der Mobilitätssphäre, deren konfigurative Beziehungen im „eiskalten Wasser (der) Berechnung“ (Marx) abgeschreckt worden seien, um ein Maximum an Zirkulation und Akzeleration sicherzustellen, führen dazu, dass Neuerungen zusehends schneller veralten. Diese Akzeleration hebt zugleich den Begriff des Neuen auf; wenn die Halbwertszeiten fortlaufend schwinden, dann werden auch die signifikantesten Unterschiede zwischen dem Herkömmlichen und dem Neuen in zunehmendem Maß schwieriger wahrnehmbar. Zu der daraus resultierenden Desorientierung trägt zusätzlich die eingeübte Vergesslichkeit bei, die ja ursprünglich der Entlastung dienen sollte. Das Ergebnis ist ein Zustand der Diskontinuität. Sie nimmt sich aus wie ein später Triumph des Zenon; zuletzt ist ein *nunc stans* erreicht, das stehende Jetzt, in dem Bewegung, geschweige denn Fortschritt unmöglich erscheinen. Die Bewegung gleicht der Fortbewegung auf einer Eisbahn; entweder auf-der-Stelle-treten oder ein richtungsloses Gleiten.<sup>315</sup> Wo die Emphatisierung des Wechsels nicht durch bestimmte Zielvorgaben reguliert wird (wie Brecht sie ab Mitte der zwanziger Jahre im Marxismus fand), droht richtungslose Mobilität sich in ihr Gegenteil zu überführen, in einen rasenden Stillstand.

---

<sup>313</sup> Mennemeier, Norbert Franz: Bertolt Brechts Lyrik. Aspekte Tendenzen, Düsseldorf 1982, S.42.

<sup>314</sup> Vgl. Nietzsche, Werke, Bd.2, S.455, „Oh meine Brüder...“

<sup>315</sup> Vgl. Brecht, „Der Mann, der die Vergänglichkeit fürchtet“, in: BFA, Bd.14, S.309.

#### 2.5.4. Geburtlichkeit und Exil

In der *Hauspostille* hatte Brecht gezeigt, wie die Wärme-Räume symbiotischer Untertrenntheit zu Brutstätten der Dummheit, Stagnation und Gewalt werden können. In dem Gedicht-Zyklus *Aus einem Lesebuch für Städtebewohner* entwarf er ein Gegenmodell großstädtischer Verkehrssphären und demonstrierte zugleich die Gestik der Subjekte, die sich in diesen Entfremdungsszenarios bewegen. In Skizzen wie *Der destruktive Charakter* und *Kommunistische Pädagogik* hatte Benjamin eine (unpsychologische) Innenansicht dieses Kälte-Subjektes zu geben versucht.

Das Lob der Entfremdung und der Entwurzelung, das hinter all diesen Entwürfen steht, ergibt sich aus dem Misstrauen gegenüber Begriffen wie Identität und *conditio humana*, mit denen die bürgerliche Pädagogik ihre Selbstbewahrungsmaßnahmen gegenüber den Verheerungen ihrer Epoche etikettierte. Schon wenige Jahre später jedoch sollte sich zeigen, dass es möglich war, die Verkehrsphantasmen und Technomorphismen der zwanziger Jahre unter dem Motto „Kamerad Maschine“ nahezu bruchlos in die Identitäts- und Verwurzelungs- Ideologie des Nationalsozialismus einzugliedern.

In diesem Kontext erscheint Hannah Arendts Theorie der *Geburtlichkeit*, einer zentralen Größe ihrer politischen Philosophie, als eine späte Apologie der avantgardistischen Entwurzelungs-Projekte der zwanziger Jahre, denn „die Entwurzelung bildet den Kern ihrer Anschauungen vom Politischen“.<sup>316</sup>

In ihrem Buch *Vita Activa* (1960) konzipiert sie das Modell der *Geburtlichkeit* als Gegenentwurf zum traditionellen Begriff der Identität. Die *Geburtlichkeit* repräsentiert bei Arendt nicht das bloße Faktum des „Geboren-Werdens“, sondern eine politische Kategorie. Aus diesem Begriff entwickelt Arendt sowohl eine Kritik an der philosophischen Tradition als auch eine Theorie des Politischen, die eng mit Begriffen wie Exil und Entwurzelung verbunden ist.

Arendts Kritik an der philosophischen Tradition des Abendlands mündet in dem Vorwurf, stets die Mortalität des Menschen als die alles bestimmende *conditio humana* dargestellt zu haben. Der Tatsache, dass mit jeder Geburt ein absoluter Neu-Anfang einsetze, habe sie hingegen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aus dieser Einseitigkeit, so Arendt, ergebe sich auch der Argwohn der Philosophen gegenüber dem Begriff des Han-

---

<sup>316</sup> Sennett, *Civitas*, S.175.

delns. Da der Handelnde selbst nur als Resultat einer Vielzahl vorangegangener Handlungen definiert wird, ist es unmöglich, eine Handlung völlig neu anzufangen.<sup>317</sup> Arendt erhebt gerade gegen die Vorstellung einer solchen seriellen Determinierung durch die *conditio humana* Einspruch:

Jede wie immer geartete „Idee vom Menschen überhaupt“ begreift die menschliche Pluralität als Resultat einer unendlich variierbaren Reproduktion eines Urmodells und bestreitet damit von vornherein und implicite die Möglichkeit des Handelns<sup>318</sup>

Gegen die implizite Vorstellung von der Unverrückbarkeit und Verfallenheit an die Bestimmung setzt Arendt nun ihr Konzept der *Geburtlichkeit*:

Der Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt, kann sich in der Welt nur darum zur Geltung bringen, weil dem Neuankömmling die Fähigkeit zukommt, selbst einen neuen Anfang zu machen, d.h. zu handeln (...) Und da das Handeln die politische Tätigkeit par excellence ist, könnte es wohl sein, daß Natalität für politisches Denken ein so entscheidendes, Kategorien-bildendes Faktum darstellt, wie Sterblichkeit seit eh und je und im Abendland zumindest seit Plato der Tatbestand war, an dem metaphysisch-philosophisches Denken sich entzündete.<sup>319</sup>

Eine solche „Geburt des Willens, sich als Erwachsener neu zu schaffen“,<sup>320</sup> die an Brechts Diktum „Alles Neue ist besser als alles Alte“ erinnert, ist jedoch nicht möglich in den Territorien der Identität und der Verwurzelung. Diese Innenräume - Benjamins Gehäuse - gelten Hannah Arendt als Reich einer von ihr beargwöhnten *conditio humana*, als Elemente einer Sphäre des „Naturwesens Mensch“ mitsamt seiner „Triebe und Gefühlsregungen (...), der abgerichtet werden kann wie eine Taube und sich in Nahrungsaufnahme, Ausscheidung, Zeugung und Sterben nicht wesentlich vom Tier unterscheidet.“<sup>321</sup>

Entstanden waren diese Interieurs als Umsetzungen einer „protestantischen Raumethik“,<sup>322</sup> deren Protagonisten das Draußen für wertlos, sogar für chaotisch gehalten hatten, und denen das Innen als Ort der Wahrheit und Lesbarkeit erschien. So hatte Brecht u.a. in der *Hauspostille* gezeigt, dass Lernprozesse in solchen Wärme-Zonen verdrängt werden durch Intimitätsterror, Platzangst und Erpressbarkeit.

---

<sup>317</sup> Vgl. Arendt, Hannah: Vom Leben des Geistes, Bd.2: Das Handeln, München 1979, S.31ff.

<sup>318</sup> Arendt, Vita Activa, , S.15.

<sup>319</sup> Arendt, Vita Activa, a.a.O.

<sup>320</sup> So fasst Sennett, ein Schüler Arendts, das Konzept der Geburtlichkeit zusammen, vgl. Sennett, Richard: „Das Wissen einer Exilierten“, in: Sennett, Civitas, S.174-S.194, S.176.

<sup>321</sup> Sennett, Civitas, S.178f.

<sup>322</sup> Sennett, Civitas, S.64.

Voraussetzung für die Arendtsche Menschwerdung, also die Geburt zu einem handelnden Menschen, ist nicht das Interieur familiärer und intimer Zusammenhänge (wie bei der biologischen Geburt), sondern das unpersönliche Milieu der Öffentlichkeit, genauer, der Stadt. Nur dort kann man sich als Erwachsener neu schaffen.

Der Umgang des Städters mit Personen, die „niemals verstehen können, wie es an dem Ort war, den er verlassen hat“,<sup>323</sup> schafft hierfür die Voraussetzungen. Denn Handeln und Sprechen (als Aktivitäten des Politischen) etablieren, so Arendt, ein „räumliches Zwischen, das an keinen heimatlichen Boden gebunden ist und sich überall in der Welt neu ansiedeln kann“.<sup>324</sup> Nur in einem solchen Raum erscheinen die Menschen als politische Wesen. Die (politische) Tätigkeit, das Handeln ist es auch, die den Menschen aus seiner Naturhaftigkeit befreien kann.

Hannah Arendt hatte diese Einsichten nicht zuletzt auch aus der persönlichen Erfahrung des Exils gewonnen. Das Exil ist für sie kein Warteraum des Leidens, sondern eben ein „narrativer“ (Sennett) Ort des Anfangs. ( Und es mag Hannah Arendts Kontroversität erklären, dass es anderen Exilierten schwerfiel, diese Ausführungen nachzuvollziehen.) Der Exilierte und Entwurzelte war für sie der prototypische Städter. Dieser Typus des Exilanten/Städters erinnert deutlich an das Kantische Vernunftsubjekt, das sich unter Einwilligung in die eigene Selbstentfremdung ( die in Brechts Haltung des Einverständnisses erneut auftaucht ) in der Anonymität der Stadt jene Handlungsfreiheit erobert, die in den Räumen der Identität nicht zu haben war. Die Idealvorstellung einer Begegnung souveräner und selbstbestimmter Subjekte, die sich verständigen, ohne der Rituale des Mitleids oder auch nur der Sympathie zu bedürfen, brachte Arendt allerdings auch den Vorwurf ein, menschliche Fähigkeiten zu überfordern: so spricht Sennett von der „Entstehung eines Über-Erwachsenen“.<sup>325</sup>

Die Strategien der Anonymität, zu denen Arendt rät, muten wie ein anthropologisch-politisches Prosa-Kapitel des *Lesebuchs für Städtebewohner* an; sie lehnte nicht nur - ganz wie Brecht,

alle auf „Gemeinschaft“ bezogenen Gefühlsregungen ab: Wärme, vielsagendes Schweigen, Verbindung. Sie weigerte sich, diese „weichen“ Empfindungen in Betracht zu ziehen, weil sie ihr wenig von der Kraft zu vermitteln schienen, die nötig ist, um mit der Vergangenheit zu brechen und die Gegenwart zu gewinnen. Baudelaires Glaube an eine warme Unpersönlichkeit war für sie nichts als eine unsinnige Wortverbindung.<sup>326</sup>

---

<sup>323</sup> Sennett, *Civitas*, S.179.

<sup>324</sup> Arendt, *Vita Activa*, S.192.

<sup>325</sup> Sennett, *Civitas*, S. 184.

<sup>326</sup> Sennett, *Civitas*, a.a.O.

Darüber hinaus sei, so Arendt, gerade aus dem Zustand der Anonymität eine spezifische Stärke zu gewinnen, da sie die Transzendierung der eigenen Identität ermöglicht, und gleichzeitig der Viktimisierung der Person vorbeugt. Brechts Parole *Verwisch die Spuren!* wird zum Imperativ für den Städtebewohner, der seiner Entmündigung zu einer individuellen Fallstudie nicht zustimmen will, aber sehr wohl weiß, dass er in der Kälte nur in der „kleinsten Größe“, als kontraktives Rest-Vernunftssubjekt überdauern kann. Für Arendt „gewinnt der Arme an Stärke, wenn er sich weigert, gegenüber den Behörden die Einzelheiten seines Leidens, seiner Bedürftigkeit zu offenbaren.“<sup>327</sup>

Wer zuviel von sich preisgibt, wer „den Hut im Genick“ trägt, statt mit ihm sein Gesicht zu verhüllen ( was *Verwisch die Spuren!* empfohlen hatte ), der ist, darin sind sich Brecht und Arendt einig, als Individuum auf individuelle Wärmezusagen und Benignität angewiesen - und mitunter schon verloren:

Sie hätten ihn hören müssen, wie er sagte, er werde noch  
Mit seinem Feind ein ernstes Wort sprechen  
Der Ton seines Hausherrn behage ihm nicht  
Die Straße sei schlecht gekehrt  
(Seine Freunde haben ihn schon aufgegeben!).  
Er will allerdings noch ein Haus bauen  
Er will allerdings noch alles beschlafen  
Er will allerdings nicht zu schnell urteilen  
(Ach, er ist schon verloren, es steht doch nichts mehr hinter ihm!).<sup>328</sup>

Die persönlich erbetene Hilfe kann verweigert, der Appell an das Mitleid überhört werden; das hatte Brecht z. B. anhand der Erfrierenden im *Badener Lehrstücks vom Einverständnis* gezeigt. Hannah Arendt votierte für eine durch politischen Diskurs errungene Solidarität:

Verglichen mit dem Mitleid wird die Solidarität leicht als kalt und abstrakt erscheinen, denn sie bleibt „Ideen“ verpflichtet - der Größe, der Ehre, der Würde des Menschen - und nicht irgendeiner „Liebe“ zu den Menschen.<sup>329</sup>

Eine nüchterne, fast schon technomorphe Utopie: Die Subjekte gestalten als Kommunikations-Ingenieure mit sportlichem Interesse die freie politische Rede mit. Das birgt allerdings Probleme. Worüber soll gesprochen werden? Wer entscheidet? - Selbst wenn die Voraussetzungen für diesen politischen Diskurs optimal sind ( Milieu der Entwurze-

---

<sup>327</sup> Sennett, *Civitas*, a.a.O.

<sup>328</sup> Brecht, *BFA*, Bd.11, S.162.

<sup>329</sup> Arendt, Hannah: *Über die Revolution*, zitiert nach Sennett, *Civitas*, S.184.

lung, souveräne und selbstbestimmte Subjekte, die der Vorstellung ihrer Wichtigkeit skeptisch gegenüber stehen und einverstanden sind mit ihrer Selbstverkleinerung), so ist dennoch nicht geklärt, über *was* man sich ins Einvernehmen setzen möchte. Wenn Austausch, Zirkulation nicht zustande kommt, weil es den Teilnehmern nicht gelingt, sich den anderen verständlich zu machen, dann erzeugt die Sphäre des Politischen und des Öffentlichen nur Gleichgültigkeit. Diese kann allerdings dazu beitragen, die Reibungen zu lindern und zu kühlen, die bei solchen Operationen entsteht: „Demonstrative Gleichgültigkeit ist (...) der Modus, wie das Auge das Wirken der Macht im Raum wahrnimmt (...) Unterwerfung tritt auf der Straße als Distanziertheit in Erscheinung.“<sup>330</sup> Damit ist die Frage nach der Macht und den Machtverhältnissen angesprochen, die selbst noch das aufgeklärteste, vernünftigste und freieste Gespräch regulieren. Wenn eine sportliche Sachlichkeit die Regeln des politischen Diskurses vorschreibt, dann bedeutet das für die Unterlegenen unter den Städtebewohnern meist, dass er sich mit der Rolle des guten Verlierers abzufinden hat. Der Privilegierte legitimiert das meist mit dem Argument, dass es ihn ebenso gut hätte treffen können. Das naive „kalte“ Schulterzucken bleibt dem Privilegierten vorbehalten.<sup>331</sup>

### 2.5.5. „Kälte- und Wärmestrom“ - Die Korrektur

Die Umstände der Dreißiger Jahre zwangen Brecht zu einer Korrektur seiner Kälte-Experimente. Das antonyme Element der thermischen Binär-Opposition, die Wärme, gewinnt als Korrektiv wieder verstärkte Bedeutung.

Zuvor, in den zwanziger Jahren, hatte Brecht in seiner Lyrik der *Hauspostille* und des *Lesebuchs für Städtebewohner*, in Stücken wie *Im Dickicht der Städte*, *Mann ist Mann*, *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* und in seinen *Lehrstücken* das dem marxistischen „Kältestrom“ entspringende Geschäft der Entzauberung poetisch produktiv gemacht. Der wiederholt durchgeführte Test, wie weit man die Synchronisation des Menschen mit

---

<sup>330</sup> Sennett, *Civitas*, S.172.

den von ihm entworfenen Bedingungen und Maschinen wohl treiben könne, gewann (ebenso wie die Ideologiekritik im soziologischen Experiment des *Dreigroschenprozesses*) seinen grellen Nachdruck durch den wiederholten Gebrauch populärer, trivial-mythischer Kältebilder, die in den immer wieder modifizierten Versuchsanordnungen Brechts die feste, die absolute Größe darstellen.

Auf dem Höhepunkt dieser Kälteexperimente, der mit den Lehrstücken, die den „Kälte-Kult in Sterbeszenen“ präsentierten,<sup>332</sup> erreicht war, schwächt sich der Schwung von Brechts Kälte-Pathos merklich ab. Diese Revision sucht man häufig mit Hinweisen auf Brechts Biographie zu erklären. Besonders zwei Fakten werden wiederholt für diese Kehre verantwortlich gemacht. Er, der noch 1927 eine „Nomadologie“ für Städtebewohner entworfen hatte, findet sich 1933 im Exil wieder, wo der Kälte-Habitus einem Gefühl der Verlassenheit<sup>333</sup> weicht: „Kommt er wieder, so sucht er wohl Wärme (...)“.<sup>334</sup> Derartige Korrespondenzen zwischen der biographischen Situation und dem Werk werden mitunter mit einer gewissen Schadenfreude zur Kenntnis genommen, gerade so als sei dies nun die Quittung für die von Brecht angezettelten Entzauberungs-Exzesse.

Der andere Erklärungsversuch stellt Brechts Wendung zum Marxismus als eine jener Konversionen dar, für die romantische Künstler-Biographien die Blaupause geliefert haben: Dogmatismus als Altersrisiko. Der Furor der Entzauberung - zuerst in der Form eines adoleszenten anarchistischen Nihilismus, später als Kälte-Habitus - führt demnach dazu, dass ihr Urheber angesichts der Kälte des Negativen, welche die nackte Wahrheit ausstrahlt, selbst ins Frieren gerät. Dann, nach neusachlichem Intermezzo, zieht er sich in den (symbiotischen) Schoß der, Evidenzen garantierenden Doktrin zurück. Damit konnte man Brecht, wie bereits anhand der Lehrstücke geschehen, eine Mitschuld an der Produktion jener Ungleichzeitigkeiten und Ideologie vorwerfen, die er im *Dreigroschenprozess* selbst angegriffen hatte. Zugleich ermöglichte die Verkleinerung von Brechts Marxismus zum Religionsersatz eine umso gründlichere Heimholung des *Dichters* Brecht.

Die Kälte-Metaphorik bleibt indessen in Brechts Werk persistent und von den konstruierten Diskontinuitäten ebenso unangefochten wie von den evidenten. Die Bildfelder der *Kälte* verschwinden nicht aus Brechts Schriften, sie stellen aber auch nicht mehr

---

<sup>331</sup> Vgl. Brecht, „Gegen die Objektiven“, in: BFA, Bd.14, S.189f.

<sup>332</sup> Lethen, Lob der Kälte, S.319.

<sup>333</sup> Zum Begriff der Verlassenheit vgl. Lethen, Verhaltenslehren, S.268f.

deren Schlagzeilen. In einer weniger exponierten Stellung deuten sie nicht nur auf eine Korrektur der Positionen hin, sie beweisen zugleich ihre Legitimität. Brecht scheut nun, wie in den Schriften der Exilzeit allgemein, die Nähe zu traditionellen Formen weniger als zuvor.<sup>335</sup> So bildet die Kälte-Metaphorik nur noch selten jene Ambivalenzen aus, die für die Lyrik der zwanziger Jahre typisch gewesen waren. Die *Kälte* ist keine Zentralmetapher mehr für die stoisch ertragene oder genossene Synchronisation des Subjektes. In den emblematischen Kälte-Bildern der *Kriegsfibel* sind über deren „fühlbare“, haptisch-thermische Präsenz hinaus keine metaphorischen Valenzen wahrzunehmen.<sup>336</sup> Ein Regime, das den Kälte-Kult der zwanziger Jahre in das Totalitäre überführt hatte ( dabei immer flankiert von den Wärme-Verheißungen der „Gemeinschaft“ ) war in der Bereitstellung von Erfahrungswerten, wie Kälte sich wohl anfühle, nicht mehr zu überbieten. - Brechts Verfremdung, sein *Signifying*, geht mit der Verschiebung des Kontextes in die nächste Runde. Als Marxist bemüht Brecht sich, seine Produktionsmittel auf den neuesten Stand zu bringen und sie den veränderten Gegebenheiten anzupassen. Nach den Entmischungs-Schlachten der zwanziger Jahre führt er nun „Kälte- und Wärmestrom des Marxismus“ (Bloch) wieder zusammen.

In dem Gedicht *Ardens sed Virens* findet sich statt der aus den zwanziger Jahren gewohnten Kälte - Option das Verhältnis einer gegenstrebigen Abhängigkeit von Kälte und Wärme, mit dem Brechts Revision seiner Kälte-Experimente abgeschlossen scheint. Das Gedicht entstand 1939, also etwa zeitgleich mit dem Beginn der Arbeiten Ernst Bloch an *Das Prinzip Hoffnung*. Ohne dass eine direkte Beeinflussung Brechts durch Bloch anzunehmen wäre, findet sich in *Ardens sed Virens* ein dialektisches Modell, das an Blochs Diktum vom „Kälte- und Wärmestrom des Marxismus“ erinnert.<sup>337</sup> Obwohl Bloch dessen Kälte-Tendenz für ebenso unabdingbar hält wie Brecht, betont er aber auch die Notwendigkeit unhintergebar (utopischer) Begeisterungsfähigkeit, die sich, so Bloch, aus dem „Wärmestrom des Marxismus“, d.h. seiner „human - materialistischen Realtendenz“<sup>338</sup> speise. Gerade dieses *sursum corda* aber, den blutvoll-warmen, revolutionären Schwung konnte Brecht den Expressionisten (und er hielt Blochs philosophisches Korrelat aus Marxismus und jüdischer Eschatologie für eine Variante des

---

<sup>334</sup> Brecht, „Auf einen Emigranten“, in: BFA, Bd.14, S.312.

<sup>335</sup> Vgl. Mennemeier, Bertolt Brechts Lyrik, S.175.

<sup>336</sup> Vgl. Brecht, „An die deutschen Soldaten im Osten“, in: BFA, Bd.15, S.64; *Kriegsfibel* Nr.34 und 61, in: BFA, Bd.12; S.196, S.250; außerdem Brechts Arbeitsjournal, hrsg. von W. Hecht, Frankfurt am Main 1993, Bd.1, S.286, die Eintragung vom 12.4.1942.

<sup>337</sup> Vgl. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, S.235-242.

<sup>338</sup> Bloch, *Prinzip Hoffnung*, S.241.

Expressionismus) nicht verzeihen. Er sah gerade in der Spontaneität der Revolutionäre ihr Scheitern an der „kalten Militärmaschine“<sup>339</sup> der Weimarer Republik begründet. Dennoch lassen sich in *Ardens sed Virens* Bloch'sche Elemente des „Enthusiasmus“ und der „Bedingungsanalyse“, angeordnet um Kälte- und Wärme-Pol, wiederfinden. Das Gedicht, dessen Titel soviel bedeutet wie „brennend, aber stark bleibend“, ist Brechts Mitarbeiterin Ruth Berlau gewidmet. Die ersten Zeilen könnten als geradezu vorbildliche Versifizierung des Bloch'schen Modells durchgehen: „Herrlich, was im schönen Feuer/ Nicht zu kalter Asche kehrt!“ - Das legt die Vermutung nah, Brecht habe hier weniger gegen die metaphorischen Wärme-Qualitäten von Spontaneität und Enthusiasmus ( „schönes Feuer“ ) polemisiert, als vielmehr gegen die folgenlose Kurzlebigkeit ihrer Aufschwünge, die sich schnell da „zu kalter Asche“ wandeln, wo sie auf hemmende Widerstände treffen. - Als der junge Genosse in *Die Maßnahme* aus Ungeduld und Theorie-Überdruß eine Einzelaktion mit den Worten ankündigt -

Dann sind die Klassiker Dreck, und ich zerreiße sie; denn der Mensch, der lebendige, brüllt, und sein Elend zerreißt alle Dämme der Lehre. Darum mache ich jetzt die Aktion, jetzt und sofort; denn ich brülle und ich zerreiße die Dämme der Lehre.

- begegnen die drei Agitatoren soviel Expressionismus ( „der Mensch, der lebendige, brüllt“!) mit einer kühlen Replik:

Deine Revolution ist schnell gemacht und dauert einen Tag  
 Und ist morgen abgewürgt.  
 Aber unsere Revolution beginnt morgen  
 Siegt und verändert die Welt.  
 Deine Revolution hört auf, wenn du aufhörst.  
 Wenn du aufgehört hast  
 Geht unsere Revolution weiter.<sup>340</sup>

Was geschieht, wenn ein Element ohne sein dialektisches Gegenüber wirksam wird, zeigt die zweite Strophe von *Ardens sed virens* - „Hitzige stürzen unbelehrt“, wenn der Enthusiasmus das utopische „Totum des zu guter Letzt Möglichen“<sup>341</sup> greifbar nah erscheinen lässt; wenn der „Wärmestrom“ die Einsicht in das „jeweils Mögliche“, die nur aus der „Bedingungsanalyse“ des „Kältestroms“ erwachsen kann, verstellt; wenn das

<sup>339</sup> Lethen, Lob der Kälte, S.318. Vgl. auch die Arbeiten von M. Erdheim, Klaus Theweleit, sowie E. Jünger, Über den Schmerz.

<sup>340</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.119.

<sup>341</sup> Bloch, Prinzip Hoffnung, S.237.

„Zerreißen der Lehre“ zu „Jakobinertum“ oder „völlig verstiegener, abstraktest-utopischer Schwärmerei“<sup>342</sup> führt.

Die Zeile „Viele sah ich schlaue erkalten“ umschreibt hingegen das zentrale Dilemma einer Kältelehre, der das wärmende Korrektiv, die „Aussicht aufs Eigentliche“ fehlt: hier drohen „Ökonomismus“, intransitiver und „zielvergessener Opportunismus“, „Kompromiß“, „Verrat“.<sup>343</sup> An dem Punkt der empfindlichen Balance, an dem die Extreme zusammenwirken, und der jederzeit modifiziert werden kann, ist die Haltung des „Brennend, aber stark bleibend“ möglich: „Erst Kälte und Wärme konkreter Antizipation zusammen also bewirken, daß weder Weg an sich noch Ziel an sich undialektisch voneinander abgehalten und so verdinglicht isoliert werden.“<sup>344</sup>

Die Rückhaltlosigkeit, mit der „Engagement“ betrieben wird, erscheint in Gestalt einer totalen Mobilmachung des Subjekts, die nicht freiwillig geleistet wird, sich aber notwendig aus dem Interesse ergibt: Wer nicht mehr umkehren kann, weil er sich zu sehr exponiert hat, wird bei weiteren Schritten umsichtiger sein als der, dem noch Wärme-Refugien zur Verfügung steht:

Ach, für dich stand, wegzureiten  
Hinterm Schlachtfeld nie ein Pferd  
Darum sah ich dich mit Vorsicht streiten  
Brennend aber nicht verzehrt<sup>345</sup>

Johanna Darks uneigennütziger, humanistischer Idealismus war überfordert, sobald der „eigentliche Schnee“ einsetzte ( denn ihr war die Flucht aus der Kälte stets möglich ). Hier hingegen wird eine Haltung gewürdigt, in der die sachliche Größe des (Eigen-)Interesses die Einsicht in das „jeweils Mögliche“ ( was 1939 erst einmal hieß, die Zeiten in der kleinsten Größe zu überstehen ) zu vereinbaren weiß mit dem Beharren auf der Legitimität des utopischen „Totums“.

Selbst in der Phase einer Korrektur seines Kälte-Experimentes bleibt Brecht also misstrauisch gegen Wärmezusagen. Auch nach 1945 formuliert Brecht sein Postulat vom Einverständnis noch einmal in Kältebildern: „Ebenso kalt wie der Wind ist die Lehre, ihm zu entgehen.“ Brecht hatte mit seinen Kälte-Tests auch sich selbst zu einem Subjekt *in* der Kälte gemacht und damit eine Position auf entzaubertem Terrain erreicht, von

---

<sup>342</sup> Bloch, Prinzip Hoffnung, S.240.

<sup>343</sup> Bloch, Prinzip Hoffnung, a.a.O.

<sup>344</sup> Bloch, Prinzip Hoffnung, a.a.O.

<sup>345</sup> Brecht, BFA, Bd.14, S.438.

dem aus er sich nicht wieder auf ein expressionistisch-frommes Lob des guten Menschen zurückziehen konnte.

Zwar ergänzt in den Werken der dreißiger Jahre die marxistische „Wärmelehre“ als Korrektiv die Elaborate des „Kältestroms; dies führt allerdings nur bedingt zu einer Rehabilitation der von Brecht stets mit Argwohn betrachteten revolutionären Ungeduld.<sup>346</sup> In dem Gedicht *Die Nachtlager*, 1930 in Berlin entstanden, werden die selbstlosen Biten eines Mannes um Nachtquartiere für Obdachlose zwar gewürdigt:

Die Welt wird dadurch nicht anders  
Die Beziehungen zwischen den Menschen bessern sich nicht  
Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt  
Aber einige Männer haben ein Nachtlager  
Der Wind wird von ihnen eine Nacht lang abgehalten  
Der ihnen zugedachte Schnee fällt auf die Straße.<sup>347</sup>

Andererseits nimmt Brecht gerade die sachlichen Einwände gegen die Naivität der guten Tat vorweg, die er im zweiten Teil des Gedichtes als das letzte Wort gelten lässt. Der Hinweis auf das „Zeitalter der Ausbeutung“, das es zu beenden gelte, rekurriert direkt auf die „kühle Bedingungsanalyse“, die nach Bloch dem „Kältestrom des Marxismus“ entspringt. Wie schon in *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* stellt Brecht hier die Widersprüche in einem Szenario dar, dessen klimatische Bedingungen unmittelbares metaphorisches Resultat der „Ausbeutung“ zu sein scheinen. Um wie viel gemäßiger, verglichen mit etwa mit Gedichten *Aus dem Lesebuch für Städtebewohner*, die Kälte-Metaphorik hier eingesetzt wird, zeigt sich, wenn man die Subjekte in den Blick rückt, die diesen Bedingungen unterworfen werden. Anders als in den zwanziger Jahren geht es nun nicht mehr darum, klassenkämpferische, durch *kommunistische Pädagogik* abgehärtete Subjekte direkt der Kälte auszusetzen. Die Unbehaustheit erscheint nicht länger als Chance. Es gilt eher, den Wind und den Schnee, die ihnen „zugedacht“ waren, abzuhalten, um eventuell noch vorhandene Fähigkeiten zum *Einverständnis* nicht zu überlasten.

Eine spontane Hilfsaktion wie die hier beschriebene bietet der Polemik des „Bedingungsanalytikers“ keine Angriffsfläche. Diese wird mitsamt dem Rest der in den zwan-

---

<sup>346</sup> Lehmann u. Lethen haben allerdings in ihrem Kommentar zu R. Steinwegs Lehrstück-Theorie darauf aufmerksam gemacht, dass die Tatsache, dass Dialektik zu einer Hinrichtungsmaschine werden kann, sich nicht mit dem Hinweis auf die Synthese-Fähigkeit dieser „kalten Lehre“ erledigt und aufhebt; sie betonen stattdessen die Existenz einer impliziten Tragik, die sich direkt aus der politischen Konstellation ergibt, nicht, wie bei bürgerlichen Interpreten, aus dem Gegensatz von Individuum und Kollektiv.

<sup>347</sup> Brecht, BFA, Bd.14, S.137.

ziger Jahren so vollmundig angekündigten Strategien unterboten. Wie der ungeduldige Revolutionär aus *Die Maßnahme* weiß der hier Bittende, dass „das jeweils Mögliche“ nicht erst durch eine Analyse der entsprechenden „Determinierungen“ auslotbar gemacht werden muss. Für den jungen Genossen hatte dieses Wissen allerdings noch tödliche Folgen. In *Die Nachtlager* wird der revolutionäre Schwung zurückgestutzt auf die Geste des Bittens. Und anders als in der *Weihnachtslegende* von 1923 nimmt diese Selbsthilfe gegen die Kälte auch keinen tödlichen Ausgang. - Ein Zugeständnis Brechts an die marxistische „Wärmelehre“? - Nur bedingt, denn schließlich sind ihr, so Bloch, die „Aussicht aufs Eigentliche“ und der utopische „Enthusiasmus“ zum „zu guter Letzt Möglichen“ wesentlich, und nicht die direkte Aktion an der Straßenecke. Für einen Kälte-Afficionado sieht Brecht die Gefahr der Überlastung, wie sie an anderer Stelle formuliert wird, relativ deutlich:

Der Schnee hält nicht ewig, nur bis zum Frühjahr.  
Aber auch der Mensch hält nicht ewig. Bis zum Frühjahr  
Hält er nicht.<sup>348</sup>

Gerade *weil* der Mensch nicht ewig hält, erscheint auch die revolutionäre Ungeduld des jungen Genossen verständlich. Die Berücksichtigung menschlicher Bedingtheit, das Bedürfnis, den Menschen nicht zu überfordern, erscheint aus der Perspektive der kalten Lehre betrachtet, als „Kinderkrankheit des Kommunismus“ oder „Linksradikalismus“, wie es bei Lenin heißt. Dass der Mensch nicht ewig hält, gesteht die Dialektik aber unfreiwillig mit der Maßnahme der Tötung ein, die eigentlich die Gültigkeit der Lehre wiederherstellen sollte.

Unmittelbar nach diesem Zugeständnis folgt allerdings der Einspruch gegen die Selbsthilfe. Nach einem Plädoyer für die Notwendigkeit der Lehre - „Leg das Buch nicht nieder, der du das liest, Mensch“ - werden nun jene Kriterien der „Bedingungsanalytik“ wieder in ihre Rechte gesetzt, die zuvor entkräftet worden waren:

Einige Menschen haben ein Nachtlager  
Der Wind wird von ihnen eine Nacht lang abgehalten  
Der ihnen zgedachte Schnee fällt auf die Straße  
Aber die Welt wird dadurch nicht anders  
Die Beziehungen der Menschen bessern sich dadurch nicht  
Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt.<sup>349</sup>

Brechts Misstrauen gegen die Spontaneität erwächst aus dem marxistischen Argument, die kleinen Veränderungen seien die schlimmsten Feinde der Großen. Die von Brecht

---

<sup>348</sup> Brecht, BFA, Bd.15, S.64.

<sup>349</sup> Brecht, BFA, Bd.14, S.137f.

immer wieder betonte Folgenlosigkeit der vereinzelt Güte ist dem „Kältestrom“ zuzuschlagen. Dieser Überzeugung entsprachen die Operationen des jungen Brecht, mit denen er versuchte, einer Einwilligung in vorschnelle Versöhnung auszuweichen, und der stattdessen die Kälte zu überbieten suchte, indem er selbst als Kälteingenieur auftrat. Wenn jeder „bei sich selbst anfängt“, dann besteht die Gefahr, dass er genau dort aufhört, wo er angefangen hat; zuletzt wird nur die eigene moralische Integrität trainiert. Dann beginnt die Revolution beginnt zu Haus, aber sie geht heut nicht aus. Was also auf den ersten Blick als Akt human-menschlicher, „warmer“ Spontaneität erscheint, erweist sich in der Folge mitunter als Handlung, die die „Aussicht auf das Eigentliche“, nach Bloch unabdingbare Voraussetzung für den marxistischen „Wärmestrom“, verstellen muss. - Die Konsequenz aus dieser Einsicht ist jedoch wiederum die Ablehnung der Selbsthilfe zugunsten des „utopischen Totums“. Diese Negation muss als eine „kalte“, d.h. mitleidlose Entscheidung erscheinen.<sup>350</sup> - So ergeben sich bei Brecht immer wieder Verschränkungen zwischen „bedingungsanalytische(r) Forschung“<sup>351</sup> und der „Aussicht“ auf „das letztthin Mögliche“, zwischen Kälte- und Wärmestrom.

---

<sup>350</sup> Vgl. dazu das Zitat aus A. Koestlers „Sonnenfinsternis“, siehe auch Lethen, Lob der Kälte, S.318f.

<sup>351</sup> Bloch, Prinzip Hoffnung, S.240.

### 3. Zur Kälte-Metaphorik bei Alexander Kluge

Wir machen bei der Physik wie bei einer Bank eine Anleihe, weil in ihr erarbeitetes Erfahrungskapital aufgehäuft ist. Zur Theorie menschlicher Erfahrung verhält sich die klassische Physik wie die Ameise zur Grille. Die Grille hat im Sommer nicht gearbeitet.<sup>1</sup>

Es kann kaum jemanden, der mit dem Werk Kluges vertraut ist, wundern, dass er auch im Zusammenhang dieser Arbeit erscheint. Dafür ist der „kalte Blick in Alexander Kluges Prosa“,<sup>2</sup> die „Kälte“ seines verhaltensforscherischen Gestus’ allzu sprichwörtlich. Die argwöhnlichsten seiner Kritiker stellen denn Kluge auch dar als Forscher und Technokraten mit randloser Brille und weißem Kittel, der Biopsien vornimmt.

In der Tat erinnert Kluge gelegentlich an den Protagonisten der Bloch’schen Parabel vom Kälteingenieur. Der nämlich

baute Kältemaschinen, diese erzeugen Temperaturen, die auf der Erde nicht vorkommen. Die Industrie braucht solche Maschinen, weil, wie man erwartete, gewisse chemische Verbindungen nur in Temperaturen gelingen, die wenig über dem absoluten Nullpunkt liegen.<sup>3</sup>

Viele der Rezensenten Kluges suggerieren, die in seinen Prosabänden *Lebensläufe* (1962), *Schlachtbeschreibung* ( 1964, mehrere Fassungen ), *Lernprozesse mit tödlichem Ausgang* (1973) und *Neue Geschichten* (1977) geschilderten Verhältnisse, Situationen und Beziehungen glichen derartigen „chemischen Verbindungen“, die nur bei Tiefsttemperaturen möglich seien.<sup>4</sup>

Allerdings gehen nur wenige dabei so weit wie etwa Christian Lindner, der von Kluge, dem „Meister der nachgemachten Echtheit“,<sup>5</sup> Authentizität und „Ausdruck“ als Zeichen einer Kongruenz von Autor und Werk einfordert. Ganz im Jargon der *Neuen Sensibilität* wirft er Kluge vor, dass dieser „nie mal was Persönliches ausschwitzt“.<sup>6</sup> Statt dessen stoße man in

---

<sup>1</sup> Negt, Oskar/Kluge, Alexander: Geschichte und Eigensinn, erweiterte Fassung in drei Bänden, Frankfurt am Main 1993, S.675.

<sup>2</sup> Schütz, Erhard: „Ein Liebesversuch oder Zeigen was das Auge nicht sieht. Der kalte Blick in Alexander Kluges Prosa“, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Text und Kritik 85/86, München 1985, S.50-62, S.50.

<sup>3</sup> Bloch, Ernst: Die Angst des Ingenieurs, in: Ders.: Verfremdungen 1, Frankfurt am Main 1968, S.163-176, S.163.

<sup>4</sup> „Kälte ist ein dominantes Motiv in Kluges ‘Liebesgeschichten’. Sie sind frostig. Die Liebe entgeht nicht der Abstraktion (der Getrenntheit der Menschen von ihren natürlichen Zusammenhängen und von ihren Sinnen). Sie weiß nicht, wohin sie gehört. Es wird kälter in ihr.“ - Carp, Stefanie: „Wer Liebe Arbeit nennt, hat Glück gehabt. Zu Alexander Kluges Liebesprosa“, in: Böhm-Christl, Thomas (Hg.): Alexander Kluge, Frankfurt am Main 1983, S.190-S.211, S.191.

<sup>5</sup> Lindner, Christian: „Die Behandlung der Welt. Über Alexander Kluge“, in: Lindner, Christian: Die Träume der Wunschmaschine. Reinbek 1981, S.64-111, S.64.

<sup>6</sup> Lindner, a.a.O.

Kluge „höchst künstlichen Texten“<sup>7</sup> auf „eine gewisse Kälte, (...) Kälte vermischt mit der Dämonie des Zettelkastens und des Tonbands.“<sup>8</sup> - Wenn Kluge nur in imitierten Sprachen spricht, statt Identität „auszuschwitzen“; wenn er niemals „von sich selbst“ spricht; wenn Kluge die Protagonisten seiner ethologischen Kleinstdramen nur als „Wachsfiguren“<sup>9</sup> aufführt: dann muss er - so die verdächtigende Lesart Lindners - etwas zu verbergen haben: „Warum wacht Kluge und was in ihm wacht so streng darüber, daß persönliche Bilder und Phantasien nicht aus ihm herauskommen? (...) Nun steckt hinter solchem Bedürfnis nach Anonymität natürlich immer zugleich Selbstschutz wie auch versteckte Aggression.“<sup>10</sup>

Diese Logik erinnert an jene der Brecht-Lesarten Jürgen Bays und Carl Pietzckers; hier wie dort wird auch die Absicht einer solchen Argumentation deutlich: Indem das Votum des Autors für eine bestimmte rhetorische Haltung in ihrer Souveränität angezweifelt wird, kann zugleich die Rückführung von Werk und Autor auf ein theoretisches Terrain erfolgen, auf dem der Interpret Deutungshoheit beanspruchen kann. Bei C. Pietzcker etwa sollte der - letztlich psychoanalytisch motivierte - Hinweis auf Brechts Herzneurose beweisen, dass Brecht auch nur ein Mensch sei; Lindner ging es bei seinen investigativen Versuchen offensichtlich darum, Kluge Störungen - „steckengebliebener Ausdruck“<sup>11</sup> - im Allgemeinen zu attestieren.

Aber auch den freundlicher gesonnenen Interpreten steht ihre Irritation in den Duktus geschrieben:

Die Kälte ist die Temperatur, die entsteht, wenn ein Schriftsteller jeden moralisierenden Satz in seinem Text erbarmungslos austilgt; das mag manchem als inhuman erscheinen, ist aber die einzig zulässige Methode bei einem Gegenstand wie dem, den Kluge gewählt hat.<sup>12</sup>

So lässt sich etwa Alfred Andersch vernehmen. Hans Magnus Enzensberger konstatiert anerkennend, Kluge sei „ein herzloser Schriftsteller“ und „kühl wie eine Gurke“.<sup>13</sup> In ihrer Dissertation *Kriegsgeschichten. Zum Werk Alexander Kluges* macht Carp auf das Problem dieser Haltung aufmerksam. In der „Position der forcierten Kälte“, die Kluge einnehme, laufe

---

<sup>7</sup> Lindner, a.a.O., S.65.

<sup>8</sup> Lindner, a.a.O., S.67.

<sup>9</sup> Lindner, a.a.O.

<sup>10</sup> Lindner, a.a.O., S.68.

<sup>11</sup> Lindner, a.a.O., S.75.

<sup>12</sup> Andersch; Alfred: *Mein Lesebuch*, Frankfurt am Main 1978, S.15; zitiert nach: Carp, Stefanie: *Kriegsgeschichten. Zum Werk Alexander Kluges*, München 1987, S.207.

<sup>13</sup> Enzensberger, Hans Magnus: „Ein herzloser Schriftsteller. Enzensberger über Alexander Kluge: ‘Neue Geschichten’“, in: *Spiegel* 1/78, S.81-83.

man stets Gefahr, „zur Affirmation und Ästhetisierung des Antihumanismus hin abzurutschen“.<sup>14</sup>

Mit einem Wort: Kluge steht in neu-sachlicher Tradition. Denn die Tilgung einer Moralität ohne Erfahrung, die Walter Benjamin in den dreißiger Jahren gefordert hatte, ist auch ein Vorhaben, dessen Notwendigkeiten Kluges Stil und Sprache dirigieren.

### 3.1. Die *Schlachtbeschreibung*

Brechts *Heilige Johanna der Schlachthöfe* war, wenn auch kein Lehrstück im engeren Sinn, so doch ein Gedankenexperiment gewesen, das den Bedingungen eines Lebens in der Kälte *in vitro* nachspüren wollte. Wie schon zuvor *Mahagonny*, so sollte auch *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* gültige Aussagen über das kapitalistisch organisierte Leben machen. In den „sachlichen“ sechziger Jahren macht nun Kluge einen Versuch, mit dem Rückgriff auf den Kälte-Topos verbindliche Analysen über moderne Zustände vorzulegen, unter Umgehung des traditionellen Entfremdungsgezetters. Statt, wie Brecht, mit einer Parabel in großem Wurf auf „das Allgemeine“ zu zielen, bietet Kluge in *Schlachtbeschreibung* die Anatomie eines Notstands: Bericht, Protokoll, Dokumentarisches, Planspiele, linguistische Analyse, biographische Skizzen, Zitate, *science fiction*, kulturgeschichtliche Rückgriffe und Gesellschaftstheorie werden hier montiert.

Das Thema ist die Vernichtung der deutschen 6. Armee durch die Rote Armee im Winter 1942/43. Der Mythos Stalingrad repräsentiert zugleich den „Untergang einer nationalsozialistischen Erlösungsfiktion“:<sup>15</sup> die Emphase liegt auf dem Versagen der Militärs, und die Niederlage wird meist als Skandal oder Tragödie dargestellt. Die Formel vom „Untergang“ - in einer frühen Fassung der *Schlachtbeschreibung* ist sie noch präsent - entrückt das Geschehen in die mythischen Höhen von *Der Nibelunge Not*; abgesehen von sozialistischen Kolporteurs wie Theodor Plevier, der aus einer durchaus *Landser*-Heftverträglichen „Frontschwein“-Perspektive berichtet, stellte kaum jemand die Frage, was die Soldaten - jenseits der bekannten militärischen Fakten - eigentlich vor Stalingrad zu suchen hatten.

---

<sup>14</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.207.

<sup>15</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.94.

Für das, was man hier von der Schlacht um Stalingrad wissen muss, sind die Informationen einer allgemeinen Brockhaus-Enzyklopädie ausreichend:

Die Schlacht um S. (1942/43) entwickelte sich aus der Absicht Hitlers, den dt. Vorstoß zum Kaukasus u.a. durch eine Besetzung der Landbrücke zw. Don und Wolga bei S. abzusichern, und aus der Entschlossenheit Stalins, an dieser Stelle eine Wende des Krieges herbeizuführen.

Zw. Aug. und Okt. 1942 eroberte die dt. 6. Armee (Gen. Paulus) zwei Drittel der Stadt. Ein an die Wolga angelehnter Streifen wurde von der 62. sowjet. (Gen. W. Tschujkow) gehalten. IM Verlauf einer von Gen. N.F. Watutin sowie einer von Gen. K. Rokossowskij geleiteten Offensive sowjet. Streitkräfte wurde die dt. 6. Armee am 23.11.1942 eingeschlossen (Ausbruch von Hitler verboten; ein Einsatzversuch seit dem 12.12.1942 gescheitert). Nachdem die sowjet. Verbände seit dem 10.1.1943 den 'Kessel' immer mehr eingeengt hatten, unterzeichneten Paulus (31.1.) und Gen. W. v. Seydlitz (2.2.1943) die Kapitulation. - Die meisten dt. Soldaten waren gefallen (etwa 46 000) oder gingen in Gefangenschaft (etwa 90 000; nur etwa 6000 kehrten nach 1945 zurück).<sup>16</sup>

Dieses Thema demontiert Kluge. Das historische Ereignis Stalingrad wird „aufgelöst in seine Interpretationen“.<sup>17</sup> Anstatt eine weitere Geschichte zu erzählen, und den bereits existierenden Vorstellungen eine weitere hinzuzufügen, analysiert Kluge das schon vorhandene Material. Dabei kann auch er zwar nicht völlig auf das Prinzip der Narration verzichten,<sup>18</sup> jedoch wird eine subjektive, personalisierende Perspektive eliminiert, da Kluge fast nur Dokumentarisches (ohne Quellenangabe) heranzieht. Kluge versucht die Schlacht bzw. den Krieg als einen Verwaltungsakt darzustellen; dieser Versuch spiegelt sich in dem Gestus des Delegierens, mit dem Kluge seine Materialien montiert. Die Autor-Instanz wird nicht besetzt, sondern arbeitsteilig aufgegliedert. Der Schriftsteller wird zum Demiurgen seines Arrangements.<sup>19</sup> Der originale Stil wird preisgegeben und ersetzt durch Technolekte, die sich dadurch auszeichnen, dass sie Kongruenz mit der Realität beanspruchen und sich auf Objektivität, Distanziertheit, Exaktheit und die vermeintliche „innere Schlüssigkeit ihrer Sätze und Argumentationen“<sup>20</sup> berufen. Um es in einer bellizistischen Metapher zu formulieren: wenn man einen Panzer definiert als einen Wagen, der seine eigene Straße mit sich führt, dann könnte man analog dazu Kluges „Textmaschine“<sup>21</sup> als ein Aggregat aus Texten verstehen, das sich in zweiter Ordnung über das eigentliche Ereignis Stalingrad hinwegbewegt.

Kluges Ehrgeiz bleibt jedoch nicht bei der stilistisch angedeuteten These stehen, die Schlacht sei eine Art Mutation des Produktionsprozesses ( eine These, von der sich in den sechziger Jahren diejenigen provoziert fühlten, die - Ehrenrettung des militärischen Verhaltenskodex?? - gerne mit naturhistorischen Begriffen wie Katastrophe oder Untergang hantiert hatten ). In der

---

<sup>16</sup> Brockhaus Lexikon, Wiesbaden und München 1984. Bd.17, S.217.

<sup>17</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.107.

<sup>18</sup> Vgl. Carp, Kriegsgeschichten, S.105.

<sup>19</sup> Vgl. Carp, Kriegsgeschichten, S.222f.

<sup>20</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S. S.221.

Vorbemerkung der *Schlachtbeschreibung*, - in einer Anspielung auf Clausewitz' *Vom Kriege* - mit *Nachricht* überschrieben, betont Kluge:

Die 6. Armee war nie eine *Maschine*, das *Instrument*, das die Stäbe zu führen meinten. Vielmehr sind es Arbeitskraft, Hoffnungen, Vertrauen, der unabweisbare Wille, in der Nähe des Realitätssinns zu bleiben (...) vor allem: in Gesellschaft zu verharren, der die 30 000 Mann auf die Märsche in die Steppen Südrußlands führt, in eine Weltgegend, an ein Flußufer, an dem keiner dieser Menschen irgendetwas zu suchen hatte.<sup>22</sup>

In Kluges Büchern wimmelt es von Gestalten, deren Versuche, das Private in den Dienst ihrer beruflichen Funktion zu stellen, um „in der Nähe des Realitätssinns zu bleiben“, in fixen Ideen enden. In *Schlachtbeschreibung* zeigt Kluge, wie dieser „Realitätssinn“, der „Kern der Wünsche, nämlich: in der Kälte beieinander zu bleiben, zum „organisatorischen Aufbau eines Unglücks“<sup>23</sup> beiträgt.

### 3.2. Organisation und Natur

Johanna Darks gute Absichten hatten sie in die Kälte der Schlachthöfe von Chicago geführt. Kluge beantwortet die Frage, was die Soldaten in den Kälteraum von Stalingrad geführt hat, und was sie dort im eisigen Kessel beieinander bleiben ließ,<sup>24</sup> mit dem Hinweis auf den „Realitätssinn“. Diesen deutet Kluge als die Bereitschaft des Einzelnen zur -etwas unvorsichtig formuliert - rückhaltlosen „Vergesellschaftung“, als den Willen, nicht in einer Privatexistenz des *idiotes* stecken zu bleiben. Das bürgerliche „Regime der Privatangelegenheiten“ (Walter Benjamin), hatte das 19. Jahrhundert dominiert; der moderne Totalitarismus beutete den kollektiven Wunsch aus, eine - zumeist voreilige - Kongruenz und Übereinstimmung mit der Notwendigkeit, dem Realitätsprinzip, dem ‘Leben in der Kälte’ zu bekunden. Joachim Metzner findet für den Typus, der seine Vergesellschaftung mit Erlösungshoffnungen betreibt, das traditionsreiche Bild des Hyperboreers: dieser bekundet sein Einverständnis mit den Mächten, die sich historisch durchsetzen.<sup>25</sup> Der Kessel von

---

<sup>21</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.113.

<sup>22</sup> Kluge, Alexander: *Schlachtbeschreibung*. Roman, revidierte und erweiterte Fassung, Frankfurt am Main 1983, S.8.

<sup>23</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, a.a.O.

<sup>24</sup> „Was ist das für eine Vernunft“, antwortete der Hauptmann, „die die Leute davon abhält, in einer solchen Situation einfach auseinanderzulaufen?“ Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.8.

<sup>25</sup> Vgl.: Metzner, *Persönlichkeitszerstörung*, S.96-108. Metzner bezieht den Begriff des Hyperboreers allerdings auf Gottfried Benns fatale Fehleinschätzung vom Frühjahr 1933.

Stalingrad erscheint als eine Art Überbietungsfalle, in dem die Betroffenen samt ihren Erlösungshoffnungen festsitzen.

Nun hatte schon Brecht im Zusammenhang seiner Erörterungen zum *Dreigroschenprozess* auf die Fragwürdigkeit des Realitätsbegriffs hingewiesen: eine Abbildung, das Foto einer Fabrik gebe nichts preis über die Vorgänge, die sich in ihr abspielten. Auch Kluge betont die „Papiertiger-Natur“ der Realität. Sein Vorhaben ist es, „die Realität als die geschichtliche Fiktion, die sie ist, darzustellen.“<sup>26</sup> Dass diese Fiktion reale Folgen hat, indem sie Schicksale produziert, verdankt sich der „Arbeit von Generationen von Menschen, die eigentlich die ganze Zeit über etwas anderes wollten und wollen“.<sup>27</sup> Die „private“ Bereitschaft, Realitätssinn zu entwickeln oder ihm zu gehorchen, kollidiert mit der Fiktion, die durch die Summe dieser Wünsche erzeugt wird: der Realität. Der Realitätssinn produziert Fiktionen, die vermeintlichen Notwendigkeiten, nur um sich diesen Fiktionen dann - daraus ergibt sich das Komische - zu unterwerfen. Brecht hatte in *Die Maßnahme* gezeigt, welche Wunden „kalte“ Ideen dem menschlichen Körper schlagen können.<sup>28</sup> Kluge konfrontiert die Wünsche mit ihrer Inkarnation, ihrer Realität:

Das hat Rigidität. Starre Kälte. Menschen sterben daran, werden auseinandergenommen, liegen unter Bombenteppichen, sind tot zu Lebzeiten, werden als Verrückte in Anstalten eingewiesen usf. Realität ist wirklich insofern, als sie Menschen real unterdrückt. Sie ist unwirklich insofern, als jede Unterdrückung die Kräfte lediglich verschiebt. Sie verschwinden aus der Oberwelt, aber arbeiten im Untergrund weiter. Das Verdrängte leistet unterhalb des Real-Terrors alle Arbeit.<sup>29</sup>

Der Weg „in diesen hoffnungslosen Winterkessel (unter Mitnahme tausendjähriger Organisation)“<sup>30</sup> kann daher auch erscheinen als „Marsch der verunglückten Wünsche, Augen, Beine, Hirne, Rippen, der von den Leibern nach Stalingrad mitgeschleppten Haut usf., die friert...“<sup>31</sup>

Mit dem Brecht der zwanziger Jahre teilt Kluge auch die Überzeugung, dass nicht allein Affirmation und Realitätssinn einer „tausendjährigen Organisation“ zuarbeiten. Auch der Protest gegen die uneingelöst bleibenden Wünsche trägt dazu bei. Die Wünsche unterlaufen die Bereitschaft zur Realitätstüchtigkeit und pochen auf ihre Erfüllung. Das einverständene Subjekt protestiert gegen die eigenen Wünsche. Da diese sich nicht der Bereitschaft des

---

<sup>26</sup> Kluge, Alexander: „Die schärfste Ideologie: daß die Realität sich auf ihren realistischen Charakter beruft“, in: Böhm Christl, Alexander Kluge, S.291-298, S.291.

<sup>27</sup> Kluge, Die schärfste Ideologie, a.a.O.

<sup>28</sup> Vgl. Müller, Heiner: Rotwelsch, Berlin S.76.

<sup>29</sup> Kluge, Die schärfste Ideologie, S.291.

<sup>30</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.8.

<sup>31</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.301.

Subjekts fügen, Realitätssinn für die kalten Notwendigkeiten zu entwickeln, werden sie als unerfüllbar und illegitim empfunden. Der Realitätstüchtige aber möchte seinen Wünschen trotzen. Dem vorschnell bekundeten Einverständnis mit der „Rigidität“ und „starren Kälte“ des Papiertigers Realität folgt, wo dieser sich nicht fügt, das Aufbegehren, das jedoch ebenso gut ausbeutbar ist. Der Realitätssinn steigert gar die Wunschproduktion:

Ein Verehrer der Wirklichkeit läßt diese, wie sie ist, geht zum Beispiel darin spazieren, 'lebt'. Scheinbar hat er eine kongruente Beziehung - es kommt zu keinem Protest. Das ist jedoch ein Irrtum. Wie kommt es, daß die 'ungeheure Warensammlung' sich um seine menschlichen Bedürfnisse gar nicht kümmert, und er dies nicht wahrnimmt? 'Ich kann mich praktisch nur menschlich zu der Sache verhalten, wenn die Sache sich zum Menschen menschlich verhält.' Die Sache verhält sich zu ihm aber nicht menschlich. Wie kommt es, daß er das überhaupt nicht merkt? (...) Er muß zunächst allen Realismus der Sinne zerstört haben, um seine Zufriedenheit zu erreichen und aufrechtzuerhalten. Diese hochideologische Arbeit setzt Protest voraus, der bei ihm lediglich sehr früh entstanden sein muß, jetzt ist auch die Protestenergie weggearbeitet, in 'Harmonie' umgesetzt.<sup>32</sup>

Ebenso kalt wie der Wind ist auch der Versuch, ihm zu entgehen. Kluge spitzt zu: „Das Motiv für Realismus ist nie Bestätigung der Wirklichkeit, sondern Protest“.<sup>33</sup> Die verschiedenen Formen des Protests - „radikale Nachahmung“, „Ausweichen vor dem Druck der Realität“, „Angriff“, „aggressive Montage“, „Klischierung des Gegners“, „Darstellungsverbote“<sup>34</sup> - tragen aber nach Kluge letztlich nur zur Harmonisierung und Kongruenz mit Wirklichkeit bei. Protest ist Arbeit: auch das Aufbegehren kann der Produktion zugeführt werden; sogar das „mimetische Vermögen“, von Adorno und Horkheimer als „Statthalter der Widerständigkeit“ verstanden, als „das Unterdrückte, nicht gewaltsame, nicht Besitz-Ergreifende, Naturhafte“,<sup>35</sup> erscheint bei Kluge als eine Haltung, die dem Betrieb, dem sich zu verweigern sie vorgibt, recht eigentlich zuarbeitet.

Kluge entwirft hier, gemeinsam mit Oskar Negt, den Begriff des *Eigensinns*. Dieser resultiert aus dem widersprüchlichen Faktum, dass nur ein Teil der von Menschen durch Arbeit erworbenen Fähigkeiten und Eigenschaften für zweckrational organisierte Prozesse interessant, weil verwertbar ist.

Unser Buch handelt von dem ungeheuren Laboratorium, in dem sich die menschlichen Eigenschaften entwickeln, einem Laboratorium, das sich durch Krieg (Vernichtung), in den Beziehungen (Liebe, Wissen) und in der Industrie ausdrückt. Diese menschlichen Eigenschaften entstehen aus Trennungsprozessen, und sie sind bewaffnet mit Eigensinn, der sich gegen die Trennung wehrt.<sup>36</sup>

<sup>32</sup> Kluge, Die schärfste Ideologie, S.292. Vgl auch: Negt/Kluge: Geschichte und Eigensinn, S.151: „Die neuen Kenntnisse erwärmen nicht die Herzen. Wenn sich alles in zu kalter oder zu heißer Strenge bewegt, wir keinesfalls hoffen dürfen, ein Zentrum zu sein, hat das keine Heimeligkeit. Je kälter die gesellschaftlichen Verhältnisse, je weniger will ich sie mit dem Blick kalter Kenntnisse anblicken.“

<sup>33</sup> Kluge, Die schärfste Ideologie, S.292.

<sup>34</sup> Kluge, Die schärfste Ideologie, S.292f.

<sup>35</sup> Zitiert nach Carp, Kriegsgeschichten, S.13.

<sup>36</sup> Negt/Kluge, Geschichte und Eigensinn, S.3.

Der Eigensinn wehrt sich gegen die Trennung, die allen sekundären Trennungen ( etwa denen im Arbeitsprozess) vorangegangen ist: die Sortierung von Arbeitseigenschaften, in solche, die der industriellen Disziplin förderlich, und jener, die es nicht sind.<sup>37</sup> Das Komische im Verhalten vieler Figuren des Kluge'schen Personals ergibt sich nun aus ihren vergeblichen Versuchen, „eigensinnig“ ihre „innere Struktur aus gutem Willen“<sup>38</sup> *in toto* zur Verwertbarkeit zu bringen. Auf die Kälte der Trennungen<sup>39</sup> reagieren sie mit Überfunktionen, die - als Symptome „ineffizienter“ Verausgabung - wie Aufheizungen erscheinen müssen: Es entstehen Ticks, Neurosen, Paranoia, die aber von den Protagonisten als dem Realitätsprinzip gehorchende, wirklichkeitsgerechte, „tüchtige“ Verhaltensweisen missdeutet werden. Man fühlt sich stets als Subjekt der Vorgänge, die längst über einen weggeschritten sind.

Der Eigensinn erscheint als geheimer Antipode zur Geschichte, die auch das Resultat von Trennungen ist: Sie wird nicht von denen produziert, die sie sich aneignen, und „kontrolliert“ wird sie von niemandem.<sup>40</sup> Am Ende aller guten Absichten, wo die Kluft zwischen Intention und Resultat, von Motiv und Produkt am breitesten ist, steht als Resümee der Satz „So haben wir das alles nicht gewollt“.<sup>41</sup>

Mitunter kann der *Eigensinn* sich in Formen dialektischer Taktik verwandeln, ganz im Sinn der Brecht'schen „kalten Lehre“. Kluge liefert in der *Schlachtbeschreibung* ein Beispiel unter Rückgriff auf die „Blitz-Kriegs-Theorie“ des - auch von Brecht geschätzten - „Dialektikers“ (Kluge) bzw. „Anti-Dialektikers“ (Eisler/Bunge) Karl Korsch.<sup>42</sup> Kluge referiert: „Korsch (...) legte es sich so zurecht: Blitzkrieg = linke Energie ( Einfälle, Tatkraft, ‘lebendige Arbeit’ ), von rechts angeeignet; daher Raschheit der Bewegungen, ihre Zielsicherheit (‘zunächst’).“<sup>43</sup> Dieses operative Verfahren hatte Lenin einst bei Clausewitz erlernt; nun wird es, heimgeholt in den militärischen Kontext, zu einer Angriffswaffe, das - so Kluge - den *Eigensinn* im Interesse der Aggression mobilisiert. Er verweist wieder auf Korsch:

Korsch, früher Jena, kannte z.B. Mansfeld'sches Gebiet. In den Bauernkriegen aufreuerisch, Bergleute; aufgrund von erlebter Vierteilung, Augen-Ausreißen usf.: Arbeiten heißt ‘irgendwo entkommen’. Z.B.: Um-keinen-Preis-in-die-Knochenmühle-von-Verdun macht es plausibel, daß eine Panzerdivision (und die 5. und 7. kommt aus der Gegend), wenn es heißt: wir machen in dieser Nacht 50 km Front auf (‘das geht immer’) und

---

<sup>37</sup> Vgl. Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.23.

<sup>38</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, a.a.O.

<sup>39</sup> Vgl. Kluges Kommentar zu Sandor Ferenczis „Genitaltheorie“ in: Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.854.

<sup>40</sup> Vgl. Carp, *Kriegsgeschichten*, S.14.

<sup>41</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.499.

<sup>42</sup> Vgl. auch Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.1187ff.

<sup>43</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.310.

befinden uns am nächsten Nachmittag 200 km im Rücken des Feindes, unangreifbar, während wir stürmen, flüchten wir sozusagen nach vorn (...)<sup>44</sup>

Dialektisch gewendet, fallen so *Eigensinn*, reiner Gehorsam und blanke Affirmation zusammen. Kluge zieht das Fazit: „Dem Schaden entgehen und der Sieg der Vorgesetzten sind eine gewisse Zeit lang triebökonomisch identisch.“<sup>45</sup> Das gilt umso mehr, als in solch einem ungewollten Zusammenfall totes Erfahrungskapital in Umlauf gebracht werden kann. In *Geschichte und Eigensinn* führen Kluge und Negt aus:

Kern der Panzerstrategie ist es, daß sie nur, solange sie vorwärts drängen, sich in Sicherheit befinden, unerreichbar für das eigene Oberkommando und den Feind, weil sie diesen längst überholt haben. Die Geschwindigkeit ist eine Art Rausch. Sie bezieht sich auch darauf, daß endlich die lebendige Arbeit von Einfällen (...) mit diesem Kriegsmittel Platz greifen kann. Es kommt zu keinem Materialschaden, solange die Panzer durch den Gegner hindurchfahren.<sup>46</sup>

Der Wunsch, dem Schlimmsten zu entgehen, äußert sich nach Kluge nicht in der Haltung des Seine-Ruhe-Haben-Wollens, der sturen Renitenz gegen melioristische Projekte, in Phlegma und Verharrung,<sup>47</sup> die dem ‘Frontschwein’ gewöhnlich zugeschrieben werden; statt dessen drehen die unterdrückten Wünsche die Räder der Kriegsmaschine oder sie leben sich in Ausweichbewegungen aus, als Ticks, als Neurosen ( wie z. B. die ständige Furcht vor Erkältungen bei den Protagonisten der *Lebensläufe* ) oder als ein bis zur Eskalation sich aufheizendes Überfunktionieren.<sup>48</sup>

Organisation ergibt sich auch aus dem Wunsch, in der Kälte zusammenzubleiben: sie beutet das Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit aus. In der Kälte von Stalingrad ist aus diesem Wunsch jedoch kein Funken zu schlagen, keine Wärme zu gewinnen. Der „Kern der Wünsche: in Gesellschaft zu bleiben“ führt unter den gegebenen Umständen direkt in den „Winterkrieg“:

Nachdem die Beteiligten in diesen hoffnungslosen Winterkessel (unter Mitnahme tausendjähriger Organisation) geführt waren, fiel diese Führung infolge der Stöße des Gegners in sich zusammen; für wenige Tage, Wochen - nämlich bis zur Unterbringung unter die neue Organisation der Gefangenschaft oder des Erfrierens oder sonstiger Tode - erhielten sie *Freiheit*; hätten sie sie seit tausend Jahren erfahren, wären sie nie hierher gelangt, oder sie hätten Auswege gewußt. In solche Not kann nicht die Natur bringen.<sup>49</sup>

---

<sup>44</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.311.

<sup>45</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, a.a.O.

<sup>46</sup> Negt/Kluge, Geschichte und Eigensinn, S.1191.

<sup>47</sup> Vgl. dazu Enzensberger, Hans Magnus: „Zur Verteidigung der Normalität“, in: Enzensberger, Hans Magnus: Der fliegende Robert. Gedichte, Szenen, Essays, Frankfurt am Main 1989, S.174-192.

<sup>48</sup> Vgl. die Figur des Werkschutzleiters Ferdinand Rieche in: Kluge, Alexander: „Ein Bolschewist des Kapitals“, in: Kluge, Alexander: Lernprozesse mit tödlichem Ausgang, Frankfurt am Main 1973, S.149ff.

<sup>49</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S. 8f.; Hervorhebung vom Autor.

Dennoch: auch das Gelände, in dem der Winterkrieg stattfindet, und das Klima, das die Besonderheiten des Terrains zeitigt, erscheinen bei Kluge als Gegner. Der Winterkrieg wird auch zu einem Krieg *gegen den Winter*. Organisation versus Natur: die Organisation wird auch zusammengehalten durch die Wünsche nach Gesellschaft (die menschliche Wärme!); die Natur mit ihren entropischen und abarischen<sup>50</sup> Zügen verheißt zwar Freiheit, eignet sich aber nicht als Zuflucht vor Organisation ( als der Kollektivität der unterdrückten privaten Wünsche ): die Freiheit, die sie verheißt, ist eine Freiheit zum Tode, denn die Inkommensurabilität der Natur tötet:

Natur, Sonne. Über die Augen eines vereisten Toten auf einer Anhöhe haben sich die Krähen hergemacht. In der Steppe sind Vögel ungewöhnlich. Die kleine weiße Sonne, die durch die weißliche Dunstsicht zu sehen ist, hat die vertraute Tünche abgelegt, hilft nicht. Ein tags offener Himmel bringt unbarmherzige Kälte, Luftmassen von Astrachan, die nicht bereit sind, sich auf menschliche Maße einzustellen.<sup>51</sup>

Kluge zitiert ausführlich aus militärischen Handbüchern (*Richtlinien für den Winterkrieg*), um die klimatischen Verhältnisse darzustellen: „Der russische Winter bringt langdauernde, starke Kälte (...), manchmal abwechselnd mit kurzen Tauwetterperioden, Schneefälle, Stürme, Nebel und unsichtige Witterung“. Die Temperatur bedingt außerdem die „Gangbarkeit des Geländes“, die „Schneeverhältnisse“:<sup>52</sup>

Der winterungewohnte und besonders im Winterkrieg in Rußland unerfahrene Soldat muß nicht nur über die Nachteile, sondern erst recht über die Vorteile, die der Schnee ihm bringt und die es auszunutzen gilt, Bescheid wissen! Schnee schützt, richtig ausgenutzt, gegen Kälte.<sup>53</sup>

Wo noch die Inkommensurabilität der Natur Vorteile birgt, kann sie den Zwecken der Organisation zugeführt werden, vorausgesetzt, der Einzelne läßt sich auf ein Leben in der Kälte zu ihren Bedingungen ein:

Vorbedingung für die Anlage von Schneebauten ist es, die große Abneigung gegen den Schnee zu überwinden (...). Schnee ist winddicht und hält warm (dreimal so warm wie Holz). Es muß lediglich zwischen Körper und Schnee eine Zwischenschicht geschaffen werden, damit der Schnee nicht schmilzt und dem Körper Wärme entzieht.<sup>54</sup>

---

<sup>50</sup> Zu Kluges Theorie vom ‘abarischen Punkt’ vgl. das Kapitel Der abarische Punkt - Eschatologie bei Kluge

<sup>51</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.9.

<sup>52</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.11f.

<sup>53</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.12.

<sup>54</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.16.

Referiert wird weiterhin über „Stellungsbau im Winter“, „Tarnung im Winter“, „Schutz gegen Kälte und Schnee“, „Gesunderhalten im Winter“,<sup>55</sup> „Zum Kampf mit dem Feind gesellt sich im Winterkrieg der Kampf mit der Natur, und zwar: Kälte, Schnee, Wind, unsichtigem Wetter und langer Dunkelheit.“<sup>56</sup> - Der Winter erscheint aber - zumindest aus der Perspektive der Organisation - nicht nur als Gegner: die Schrecken des Eises und der Finsternis sind es schließlich, die garantieren, dass „die Leute in einer solchen Situation nicht einfach auseinanderlaufen“.<sup>57</sup> Der Winter wirkt als integrativer Faktor und wird so in die Organisation eingebaut.<sup>58</sup> Als gemeinsamer Feind konsolidiert er den Burgfrieden, garantiert die nach außen geschlossene feste Kontur, mit der der Duellgegner zu konfrontieren ist, „hellwach und vom Gegner zu festen Persönlichkeiten zusammengeschlossen“.<sup>59</sup> Die Schrecken werden funktionalisiert. Kluge demonstriert diese Funktionalisierung, indem er die Verfügungsgeste des Handbuch-Spezialwissens vorzeigt, das die Natur zu einem Teil der „Textmaschine“ militärischer Administration zu verarbeiten sucht. Wo Kälte nicht Objekt des behördlichen Verlautbarungsdukts<sup>7</sup> ist, wird sie, wie bereits erwähnt, zur Metapher für das Inkommensurable. Hier öffnet sich

in der Stalingrad-Chronik die Sprache und Perspektive des Textes einen Absatz lang zu einer direkten von keiner Formalität verstellten Wahrnehmung; einer Wahrnehmung des Stalingrader Raums, der Natur, der Kälte, die für einen Augenblick anschaulich werden in einer nüchternen, aber direkt anschauenden Sprache.<sup>60</sup>

Stefanie Carp deutet dieses Inkommensurable, dessen Wahrnehmung von keiner Formalität verstellt werde, als „Potential (...), das Kluge als Substanz eines Widerständigen im Menschen geltend macht und voraussetzt“.<sup>61</sup> Hier ließe sich gegen Carp einwenden, dass die Natur entweder zum Aggregat der Organisation werden kann, wo sie nicht zu bewältigen und/oder auszunutzen ist, oder, wo sie überlebensgroß inkommensurabel ist, über genügend „Rigidität“ und „starre Kälte“ verfügt, um zu töten. Der Winter dauert nicht ewig, aber auch der Mensch dauert nicht ewig, und bis zum Frühjahr dauert er nicht.

Aber Carp glaubt, den romantischen Zug Kluges, auf die Natur als ein „Widerständiges“ zu setzen, noch an anderer Stelle ausmachen zu können. In Kluges literarischem Debüt *Lebensläufe* findet sich der berühmt-berüchtigte Text *Ein Liebesversuch*, in dem ein

---

<sup>55</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.17, S.18, S.19, S.24.

<sup>56</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.19.

<sup>57</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.8.

<sup>58</sup> Vgl. im Gegensatz dazu: Carp, Kriegsgeschichten, S.125.

<sup>59</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.280.

<sup>60</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.125.

<sup>61</sup> Carp, Kriegsgeschichten, a.a.O.

psychologischer Menschenversuch aus der Perspektive eines der Versuchsleiter beschrieben wird: ein sterilisiertes Paar - KZ-Häftlinge -, in einem Raum isoliert, soll unter Beobachtung dazu gebracht werden, miteinander zu schlafen. Sie werden, um das gegenseitige „Wärmebedürfnis“ zu steigern, kalt abgeduscht.<sup>62</sup> Das Scheitern des Experiments kommentiert der Erzähler/Wissenschaftler mit der erstaunten Frage „Soll das besagen, daß an einem bestimmten Punkt des Unglücks Liebe nicht mehr zu bewerkstelligen ist?“<sup>63</sup> Nach Carp stellt hier die Liebe, „als Abwesende vorhanden“,<sup>64</sup> die letzte Instanz humaner Unverfügbarkeit dar:

Konfrontiert wird die berechnende, hier: affektlose Produktion des Todes mit einer lebenszugewandten Produktion der Liebe. Die Liebe soll in die Produktionsweise des Todes eingefügt und ihr unterworfen werden. Ohne den Text von seiner historischen Konkretion lösen zu müssen, kann seine Versuchsanordnung als eine Parabel auf das Verhältnis von Liebe und Macht gelesen werden. Die Macht gibt die zeitlichen und räumlichen Bedingungen des Liebens vor. Die Institution erzeugt eine öffentliche und bewachte Intimität. (...) Liebe erhält als eine Funktion der Macht erst Geltung. Sie ist unter den Bedingungen des Lagers hergestellte Bedeutung (...) Die Liebe aber läßt die Kulisse des Lieben-Müssens stehn. Sie entzieht sich. Sie findet nicht statt. Das ist das Tröstliche an dieser schrecklichen Geschichte.<sup>65</sup>

Die Liebe widerlegt eine Ethologie, die zynisch mit dem Wärmebedürfnis und den menschlichen Reflexen rechnet. Weil die Liebe ihren Fluchtpunkt in dem hat, „was nicht gelebt wird und nicht zur Sprache kommt“,<sup>66</sup> ist sie - so Carp - höchst romantisch.

Carps Plädoyer für das Natürliche birgt jedoch Probleme; sie setzt - wie die Versuchsleiter - Liebe und Akt gleich: der Nichtvollzug des Aktes rettet die Idee der Liebe. Ein „Natürliches im Menschen gewinnt gegen die soziale Maschinerie“.<sup>67</sup> Aber selbst zu einem gedämpften Triumph besteht wenig Anlass; schließlich ist auch das Natürliche „eine phantastische Projektion *post festum* des Kulturellen / Technischen / Gesellschaftlichen. Die Vorstellung von Liebe als ein Natürliches ist von derselben problematischen Abkunft wie der Versuch ihrer experimentellen Instrumentalisierung.“<sup>68</sup>

Nach Carps Darstellung erscheint Kluges Figur - die Rettung der Liebe *ex negativo* - der Kritischen Theorie verwandt; danach bietet einzig die Verweigerung einen Ausweg, da bereits

---

<sup>62</sup> „Oberscharführer Wilhelm ließ die beiden aus Gartenschläuchen anspritzen, anschließend wurden sie wieder, frierend, in das Dielenzimmer geführt, aber auch das Wärmebedürfnis führte sie nicht zueinander.(...) Wir preßten ihre Leiber aneinander, hielten sie unter langsamer Erwärmung in Hautnähe aneinander, bestrichen sie mit Alkohol und gaben den Personen Alkohol, Rotwein und Ei, auch Fleisch zu essen und Schampus zu trinken, wir korrigierten die Beleuchtung, nichts davon führte jedoch zur Erregung.“ Kluge, Alexander: *Lebensläufe*, Frankfurt am Main 1986, S.144.

<sup>63</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.145.

<sup>64</sup> Carp, *Wer Liebe Arbeit nennt*, S.206.

<sup>65</sup> Carp, *Wer Liebe Arbeit nennt*, S.207f.

<sup>66</sup> Carp, *Wer Liebe Arbeit nennt*, S.208.

<sup>67</sup> Carp, *Wer Liebe Arbeit nennt*, a.a.O.

<sup>68</sup> Schütz, *Ein Liebesversuch oder Zeigen, was das Auge nicht sieht*, S.53.

der Imperativ zur Liebe diese als „phantastische Projektion“ des Betriebs kennzeichnet. Bei Adorno heißt es:

Es war einer der großen, mit dem Dogma nicht unmittelbar identischen Impulse des Christentums, die alles durchdringende Kälte zu tilgen. Aber dieser Versuch scheiterte; wohl darum, weil er nicht an die gesellschaftliche Ordnung rührte, welche die Kälte produziert und reproduziert. (...) Wenn irgendetwas helfen kann gegen Kälte als Bedingung des Unheils, dann die Einsicht in ihre eigenen Bedingungen und der Versuch, vorwegnehmend im individuellen Bereich diesen ihren Bedingungen entgegenzuarbeiten.(...) Die Aufforderung, den Kindern mehr Wärme zu geben, dreht die Wärme künstlich an und negiert sie dadurch. (...) Der Zuspruch zur Liebe - womöglich in der imperativischen Form, daß man es soll - ist selber Bestandteil der Ideologie, welche die Kälte verewigt. Ihm eignet das Zwanghafte, Unterdrückende, das der Liebesfähigkeit entgegenwirkt. Das Erste wäre darum, der Kälte zum Bewußtsein ihrer selbst zu verhelfen, der Gründe, warum sie wurde.<sup>69</sup>

Kluges Feldforschungen vermessen das Gebiet zwischen Adornos Misstrauen gegenüber jeder künstlich „angedrehten“ Wärme bis zu Brechts Imperativ, dem Frierenden sei die Kälte zu zeigen. Er geht aber noch weiter: er führt die Kälte ihr selbst vor.

In den von Kluge arrangierten Konstellationen ergibt sich die Komik meist aus dem Widerspruch, ein - zunächst legitimes - Begehren nach Wärme durch deren künstliche Zufuhr ruhigstellen zu müssen. Die diesbezüglichen Experimente der *Neuen Sachlichkeit* hatten aber gezeigt, dass eine Aufhebung und Entlastung von diesem Antagonismus einen zu hohen Preis fordert. Das *Gefährlich-Denken*, der Flirt mit der Desillusionierung, der Kult der nackten Wahrheit: all das erzwang zugleich Posen des kalten Blicks, die das Subjekt überforderten und zudem in ihrer Übersteigerung ‘Hitze’ absonderten; diese musste dann mittels Zynismus wieder abgekühlt werden. Die objektive Wahrheit und die ihr adäquate und gehorchende Haltung des Subjekts bringen sich gegenseitig hervor.

Dem Personal Kluges bietet sich die Möglichkeit der Verweigerung ebenso wenig wie das schmollende und abseits-steherische „Leben in Eis und Hochgebirge“ Nietzsches. Für Kluge wäre schon viel erreicht, wenn das Private, die Intimität nicht ständig überlastet würden durch die arbeitsteilige Forderung, sie habe den Schmerz der Gefrierbrände zu lindern, die sich das Subjekt beim Aufenthalt im Notwendigen ( dem Hegel’schen Negativen ) zugezogen hat. Kluges Liebesbegriff ist *nicht* romantisch; er fordert auch für das Intime „Ideale der Sachlichkeit“.<sup>70</sup> Die Verhältnisse, die Kluge im Zusammenhang mit diesem Postulat beschreibt, erinnern ebenso an Richard Sennetts Kritik der Trennungen wie auch an das

---

<sup>69</sup> Adorno, Theodor W.: „Erziehung nach Auschwitz“, in: Kadelbach, Gerd (Hg.): Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969, Frankfurt am Main 1970, S.92-S.109, S.107f.

<sup>70</sup> Kluge, Alexander: Theodor Fontane, Heinrich von Kleist und Anna Wilde. Zur Grammatik der Zeit, Berlin 1987, S.85.

bereits zitierte Diktum Benjamins vom Bürgertum als einem „Regime der Privatangelegenheiten“:

Die Masse der Kriegswerkzeuge - Menschen, Waffen - nach Departments und Divisionen neuerdings eingeteilt (...), zeigt den Beginn instrumentalisierten Kampfes. Zu Hause entsprechen dem biedermeierliche Wohncharaktere und Gefühlscharaktere, Zärtlichkeit, Wärme, aber arbeitsteilig angeordnet. Kalthetzigkeit für die Söhne, die in den Winterfeldzug geschickt werden. Kalthetzigkeit für die Töchter, die in öde Ehen, in Kaufmannsehen, geschickt werden. Warmherzigkeit für jedes neu auf dem Planet ankommende Kind. Die Art dieser seelischen Wohnung des Jahrhunderts besagt: innen ist es warm, draußen ist es kalt. Hegel spricht von der punktuellen Hitzigkeit und der punktuellen Eiseskälte, die für ihn in dem sogenannten *Gefühl* dieser Überlieferung zentriert ist. Industrie, Volkskrieg und neue Zärtlichkeit enthalten embryonal den gleichen Kern. Die Zärtlichkeit ist um nichts besser als der Krieg.<sup>71</sup>

Die arbeitsteilige Anordnung führt zu einer *Entmischung* der Sphären. Für die Wärme, die man sich leistet, wird andernorts ein Eiswürfel nachgelegt. Hier korrigiert Kluge das Resümee, mit dem Brecht *Mahagonny* abgeschlossen hatte: Die Wärme schützt nicht nur nicht vor der Kälte, das Bedürfnis nach jener bringt, auf Umwegen, diese erst hervor. Die „punktuellen Eiseskälte“ und die „punktuellen Hitzigkeit“ bedingen einander. Geheizt wird mit Kühlflüssigkeit.

Die Kultur der *Neuen Sachlichkeit* hat, in ihren avanciertesten Formen, dieses Verhältnis analysiert und durch verschiedene *Entmischungs* - Experimente<sup>72</sup> nachvollzogen. Mitunter hat sie auch - in ihrer Gestalt als *Faschistische Moderne* - ein beinahe sadistisches Vergnügen aus soviel Freudlosigkeit gewonnen, Distinktionsgewinn durch Kälte- und Härte-Dogmen, die vorsätzlich affirmativ waren. Die Konstellation zwischen punktueller „Hitzigkeit“ und „Eiseskälte“ ist auch für Kluge ein Resultat von Ungleichzeitigkeiten: „Die Seele bleibt stehen (...), und die Physik marschiert vorwärts.“<sup>73</sup>

Das *warme Innen* soll mit „künstlich angedrehter Wärme“ entlasten von dem *Draußen*, wo Kälte herrscht. Zugleich kann aber der Impuls, der auf Wärmezusagen anspricht, vom Betrieb missbraucht werden:

Sehen Sie, ich habe jetzt einen CBS-Werbespot gesehen, in dem ein Kind dargestellt wird, das mit der Nachahmung einer Kinderstimme sagt (...), daß es sich wohlfühle in seinem Bettchen und in seinem Häuschen, und weist dann zum Fenster hinaus auf einen Regenbogen. Dieser Regenbogen erweist sich als die Himmelskuppel, an der die *Himmelskuppelabwehr* festgemacht ist: And there are bouncing the rockets. Da kommen die feindlichen Raketen an und zerspringen. Sie können nicht das Haus und das Bettchen des Kindes zerstören. Das ist ein Werbefilm für SDI, für Sternenkrieg. Und dies ist die Form, in der man Menschen gewinnt oder überredet, wenn man nichts von ihnen hält. Prüfen Sie aber einen Moment mal, was da an Bedürfnis, an Wunsch, an Kinderwunsch dahintersteckt. Es steckt dahinter das ptolemäische Weltbild: Wenn ich wieder in einer Weltenschale leben könnte mit meinem Bettchen und meinem Häuschen und da drüber ist

---

<sup>71</sup> Kluge, Zur Grammatik, S. 83.

<sup>72</sup> Vgl. Lethen, Verhaltenslehren.

<sup>73</sup> Kluge, Zur Grammatik, S.86.

das Himmelszelt und daran hängen die Sternlein. Und durch Intourist-Reisen kann ich auch durchkriechen durch diesen Vorhang. Dann sehe ich ferne Länder und Überraschungen.<sup>74</sup>

Bilder wie das hier beschriebene geben ein *Wärmeversprechen*, da sie Entfremdungen aufzuheben verheißen, die sich infolge der Entdeckungen Keplers, Galileis und Kopernikus' von der astronomischen Exzentrizität der Planetensysteme eingestellt haben. Die Welt als Gehäuse betrachtet, verheißt *Geborgenheit*, anders als ein „raketoid“ durch ein gefühlloses All sausendes Projektil, wie es etwa W. Bölsche beschreibt;<sup>75</sup> zudem lässt der Zynismus, der mit solchen Affekten spekuliert, ahnen, dass dieser Geborgenheit die „bewachte Intimität“ (Carp) des *Liebesversuches* nicht allzu fern ist. Das Verlangen nach Geborgenheit - und hier setzt Kluge die *sachliche* Tradition fort - erscheint als Ausdruck einer Art anthropologischer Verspätung: die „Seele“ stagniert, „die Physik“ schreitet weiter. Und Kluge fährt fort: „Da würde ich mich gerne auf der Seite der guten Physik, ja auf der Seite der Sachlichkeit bewegen, gerade weil ich Empfindungen habe.“<sup>76</sup> Der Inhaber von Empfindungen entzieht diese und *rettet* sie vor dem Pawlow'schen Reflex spontaner Wärme-Reaktionen, auf die die Designer solcher sentimentalen Szenarios spekulieren.

### 3.3. Der *abarische* Punkt - Eschatologie bei Kluge

Der Erste der Wünsche, nämlich der nach „Hautnähe“,<sup>77</sup> führt - so Kluge - in den Winterkessel von Stalingrad unter „Mitnahme tausendjähriger Organisation“. Eine provokante Verkürzung der Geschichte aus neu-sachlichem Geist? Das legitime Bedürfnis nach *Hautnähe* macht die Bedürftigen zum Objekt jeder Manipulation, die mit *Wärmezusagen* winkt. Die Haut ist „als Erstes der Umwelt vorausgesetzt“.<sup>78</sup> Hier fängt das Subjekt an, hier hört es auf. Diese Grenzscheide zwischen *Ich* und *Nicht-Ich* ist von früh auf beim Typus des *Soldaten* - Klaus Theweleit hat es beschrieben<sup>79</sup> - durch Disziplinierung, Drill, vielleicht Prügel gezogen und definiert worden. Eine derart gescheiterte Individuation zeitigt ein Gefühl, das sich vielleicht so artikulierte: wo das *monadische* Subjekt endet und die Welt beginnt, da tut es

---

<sup>74</sup> Kluge, Zur Grammatik, S.85f.

<sup>75</sup> Vgl. Bölsche, Wilhelm: Aus der Schneeegrube. Gedanken zur Vertiefung des Darwinismus, Dresden 1909, S.2.

<sup>76</sup> Kluge, Zur Grammatik, S.86.

<sup>77</sup> Vgl. Negt/Kluge, Geschichte und Eigensinn, S.284f.

<sup>78</sup> Negt/Kluge, Geschichte und Eigensinn, S.285.

<sup>79</sup> Vgl. Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Basel 1986.

weh; die Welt ist eine feindliche Welt. - Die „Körpergrenze“ ist kein *Ort der Begegnung*, wie es vielleicht der *Jargon der Eigentlichkeit* formulieren würde; sie ist auch nicht eigentlich Organ des Genusses oder der Sexualität; sie ist - wenn man aus dem Reservoir soldatischer Kollektivsymbolik schöpfte - Schützengraben, Drahtverhau, Niemandsland gegen die feindliche Welt, Geschlossenheit und scharfe Kontur.<sup>80</sup> Theweleit sieht in dieser besonderen psychischen Disposition „nicht zuende-geborener Männer“ eine Ursache des Faschismus. Für Kluge resultiert aus dem Zustand des *nicht-zu-Ende-geboren-Seins* ein Mangel an Verfahrensweisen, mit Freiheit umzugehen: „Für wenige Tage, Wochen (...) erhielten sie Freiheit; hätten sie sie seit tausend Jahren erfahren, wären sie nie hierher gelangt, oder sie hätten Auswege gewusst. In solche Not kann nicht die Natur bringen“.<sup>81</sup> Die Kälte formt und definiert das Gelände; das Verhalten Derjenigen, die in diesen Winterkrieg geraten sind, definiert die Natur aber nur insoweit, als die Kälte eben die Menschen beisammenhält. Der Mangel an Erfahrung mit der *Freiheit* aber wirkt folgenschwerer als der Wunsch nach *Hautnähe*:

Als der Chef des Stabes ihnen sagte: ‘Sie haben freie Hand; die Schlacht ist verloren, ich wünsche Ihnen Glück’(...), konnten die bis hierher geführten Männer mit der Dispositionsfreiheit zunächst nichts anfangen, da ihre Ernährung von der Zugehörigkeit zur Organisation weiterhin abhängig war. So bedeutete Freiheit zunächst nur den Zwang zur Veränderung des Unterstellungsverhältnisses.<sup>82</sup>

In einem historischen Zustand der Auflösung und Entropie - Kluge spricht in einer Übertragung thermischer Metaphern auf chemische Aggregatzustände von „Verflüssigung“<sup>83</sup> - verschwindet die alte Organisation des Daseins, ohne durch eine neue ersetzt zu werden. Solch ein *Interregnum* entfesselt jedoch die Wünsche, die zuvor *toter Arbeit* und der Stärkung der Organisation zugeführt wurden.

Kluge/Negt nennen diesen flüchtigen und vorläufigen Zustand den „abarischen Punkt“. Mit diesem Modell machen die Autoren eine „Anleihe“ bei der Physik.<sup>84</sup> Sie übertragen in einer Art fröhlicher Wissenschaft Gesetzmäßigkeiten der Gravitation ( formuliert in den Größen Zentrum und Peripherie ) auf geschichtliche Prozesse: auch hier seien Massenträgheit, Verspätung, Ungleichzeitigkeit wirksam. Geschichtliche Vorgänge, so legen es sich Kluge/Negt in ihrer Mischung aus seriöser Theorie und Wissenschaftsparodie<sup>85</sup> zurecht,

---

<sup>80</sup> Vgl. Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.69ff.: „Politik des Körpers“.

<sup>81</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.9.

<sup>82</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.153.

<sup>83</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.1150.

<sup>84</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.675.

<sup>85</sup> Kluge ist ein Liebhaber apokrypher Theorien; daher die Ähnlichkeiten mit Hörbigers *Glazialkosmogenie*.

verharren gewöhnlich im Einzugsbereich trichterförmiger Gravitationsfelder, die von kugelförmigen Zentren ausstrahlen.<sup>86</sup> Diese kugelförmigen Zentren repräsentierten das Prinzip der Notwendigkeit, das Realitätsprinzip. Kluge/Negt ersetzen ein vertikales Modell hierarchischer Herrschaft, das sich aus Oben und Unten konstituiert, durch ein Zirkuläres aus Zentrum und Peripherie. Das bedeutet nicht, dass jene Konstellation im Vollzug konkreter historischer Ereignisse, etwa als Subjekt/Objekt einer Handlung, nicht mehr existiert;<sup>87</sup> sie taugt jedoch in Zeiten geschichtlicher Eskalation nicht mehr uneingeschränkt als *Überbau* – ebenso wenig wie der ruhige, olympische Blick des auktorialen Theoretikers.<sup>88</sup> Auch in dem Verhältnis, das von der „Macht des Faktischen“<sup>89</sup> als einer Art Gravitation geregelt wird, bleibt ein *Oben*, eine Hegemonie etc., zu überwinden: „Ein Impuls muss also ‘bergauf’ gegen die Gravitationskraft der Erde ankämpfen, erklimmt den Scheitelpunkt des Gravitationsberges. Von dort geht es ‘bergab’ in den wesentlich kleineren Gravitationstrichter der (sic!) Mondes.“<sup>90</sup> Der „Scheitelpunkt des Gravitationsberges“ stellt jenen peripheren Punkt dar, an dem die „Macht des Faktischen“ am schwächsten ist. Dies ist aber auch der Ort, an dem die Möglichkeiten einer „Teilnahme an Herrschaft“<sup>91</sup> am weitesten eingeschränkt sind, weil beide Zentren gleich weit entfernt sind. Aber er repräsentiert für Kluge/Negt auch einen Zeitpunkt möglicher Freiheit: „An der Nahtstelle der Gravitationen, dem *abarischen Punkt*, der immer nur ein gedachter ist, wirken keine Gravitationskräfte, sondern ‘Freiheit’. Kugel- und Trichter-Charakteristik sind momentan identisch; Oben und Unten verkehren sich.“<sup>92</sup> Die Verhältnisse schweben. Der Architekturhistoriker Adolf Max Vogt hat darauf hingewiesen,<sup>93</sup> dass die Repräsentationsarchitektur der französischen Revolutionszeit eine Tendenz zum Boden-Flüchtigen, Aufstrebenden, die Gravitation Überwindenden aufweise, die Architekten des *Empire* hingegen platzgreifend und stationär gebaut hätten. Er bezeichnet

<sup>86</sup> Vgl. die Illustration in Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.790.

<sup>87</sup> „Jetzt fliegt das Bomberkommando. Dessen Verarbeitungsweise umfaßt Logik, Kooperationsverhältnis, Geschichtsverhältnis, darin eingegangene Rasanze. Dies ist offensichtlich oben. Das *Unten* der Lehrerin in ihrem Kellergelaß ist durch eine spezifische Waffenlosigkeit gekennzeichnet. Eigentlich kann sie nur beten und hoffen. Unten heißt für ihre Orientierung, daß alles, was sie tun könnte, sie dem Oben zu diesem Zeitpunkt nicht entzieht.(...) Das Oben hat für einen Moment (bei größter Planlosigkeit in der Ausführung) ein Monopol auf Plan.(...) *Oben* und *Unten* bezeichnen keine Örtlichkeiten, sondern eine Stellung im Geschichtsverhältnis, wo die gleichen Kräfte, die diese Verhältnisse erzeugen, in die Gewalt des von ihnen Produzierten geraten, also Zeitpunkte und Zeitgestalten.“, Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.789f.

<sup>88</sup> „Es gibt, wenn es um Leben und Tod geht, keinen rechten Beobachter-Status, trotzdem hängt die Bestimmung von oben und unten vom Beobachtungsstandpunkt ab.“, Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.788.

<sup>89</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.789.

<sup>90</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.791.

<sup>91</sup> Carp, *Kriegsgeschichten*, S.27.

<sup>92</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.791.

<sup>93</sup> Vogt, *Adolf Max: Russische und Französische Revolutionsarchitektur 1917, 1789, Braunschweig 1990*.

dies als den „Kontrast zwischen utopischer und topischer Tendenz“<sup>94</sup> ( dem er auch das Gegensatzpaar kalte/warme Architektur zugesellt<sup>95</sup> ). Am *abarischen Punkt* ist die Macht des Faktischen außer Kraft. Was unter dem Regime der Notwendigkeit als opportunes und natürliches, weil eben mit der Notwendigkeit rechnendes Verhalten galt, gilt für einen kurzen Moment nicht mehr. Eine „andere Organisation der Arbeitseigenschaften“<sup>96</sup> erscheint für einen Moment möglich:

Es gibt Momente, in denen die verdrängten Protestenergien sich entfalten können, statt als Balanceenergie oder Antrieb in der entfremdeten Arbeit aufzugehen. Es gibt punktuelle Perspektiven, in denen die vom Druck des Realitätsprinzips bedingten Verzerrer der Wahrnehmung nicht wirken.<sup>97</sup>

Die Emphase von Kluges/Negts *Freiheits*-Begriff scheint skurril. Sie wird verständlicher, wenn man sich vor Augen führt, dass der *abarische Punkt* immer nur ein gedachter Ort ist. Eine Anspielung der Autoren auf die Ereignisse vom Herbst 1989 (im Vorwort erhebt man den Anspruch, den Mauerfall „praktisch vorausgesagt“ zu haben) deutet allerdings an, dass sich „augenblickhafte Unterbrechungen des Realitätsprinzips“<sup>98</sup> immer wieder im Realen sedimentieren können.

Die Konzeption des *abarischen Punkts* trägt Züge des Plötzlichen - um einen Begriff Karl Heinz Bohrs zu benutzen.<sup>99</sup> Im 20. Jahrhundert erscheint das Erhabene in der Gestalt des Schocks, der Angst oder der Katastrophe, die nur noch punktuell wahrgenommen werden. Wendet man die Denkfigur vom *abarischen Punkt* auf Kluges *Schlachtbeschreibung* an, dann zeigt sich eine enge Verbindung zwischen dem Motiv der plötzlichen und unerwünschten „Dispositionsfreiheit“<sup>100</sup> und dem erhabenen (apokalyptischen, post-katastrophalen) kalten Gelände, auf dem die Dispositionsfreiheit nichts mit sich anzufangen weiß. In der historischen Minute der Desorganisation repräsentiert die Kälte die Macht des Faktischen, die das Verhalten regelt und die Erfahrungen machen lässt.

Kluges Vorliebe für apokryphe und groteske Theorien ist evident; Kluges/Negts Metaphorisierung von Geschichte erinnert in ihrem Eklektizismus an die romantische Geschichtsphilosophie und an die astronomisch fundierten, „illegitimen“ Naturtheorien des 19. Jahrhunderts. Kluge konstruiert Ähnlichkeiten zwischen der Vorstellung vom *abarischen*

---

<sup>94</sup> Vogt, a.a.O., S.116.

<sup>95</sup> Vogt, a.a.O., S.101ff.

<sup>96</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.28.

<sup>97</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.27.

<sup>98</sup> Carp, Kriegsgeschichten, a.a.O.

<sup>99</sup> Bohrer, Karl Heinz: Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins, Frankfurt am Main 1981.

<sup>100</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.153.

Punkt und der *Glazialkosmogonie* Hörbigers; indem er sich auf das „Illegitime“ und Berüchtigte beruft, lässt er - auch methodisch - das historisch Unerledigte und Apokryphe auferstehen. Das Risiko der Zweideutigkeit geht er ein.

Die *Glazialkosmogonie* (oder *Welteislehre*) des österreichischen Ingenieurs Hanns Hörbiger lehrt die Entstehung der Welt aus den Gesetzmäßigkeiten der Erkaltung und der Verlangsamung; das Weltall sei - so Hörbiger - mit winzigen Eiskristallen gefüllt, die die Bewegungen der Himmelskörper sukzessive abbremse. Diese Verlangsamung führe beispielsweise dazu, dass größere Planeten Kleinere als Satelliten „einfingen“. Dieser „Einfang“ ende - bei fortschreitender Verlangsamung - mit dem Sturz des Satelliten in seinen jeweiligen Fixstern. Mit diesem Synkretismus aus thermodynamischen Lehrsätzen, kulturpessimistisch gedeuteter Entropie-Theorie und germanischer Mythologie suchte Hörbiger beispielsweise die Entstehungen erdzeitlicher Flutkatastrophen, wie sie die *Neptunisten* des 19. Jahrhunderts voraussetzten, sowie der Eiszeiten zu erklären. Zu den Anhängern dieser Theorie zählten u.a. Houston Stewart Chamberlain und Adolf Hitler.<sup>101</sup>

Die Denkfigur vom *abarischen Punkt* nun wirkt wie eine Parodie auf diese Glazialkosmogonie:<sup>102</sup> nicht das Gebundensein an die Gravitation birgt Gefahren, sondern der Moment, in dem sie überwunden wird. Der Zustand der „Dispositionsfreiheit“ trägt apokalyptische Züge; der *abarische Punkt* wird assoziiert mit Zuständen des Inkommensurablen und des Kältetodes. Carp weist auf das eschatologische Element hin: der Zerfall garantiert „Dispositionsfreiheit“, die Auflösung Erlösung.<sup>103</sup> Im Zerfall werden die einzelnen Elemente von ihrer Funktion in der Organisation befreit und von ihrer Pflicht zur Homogenität entbunden. An anderer Stelle<sup>104</sup> findet Kluge für diesen Prozess das von Morgenstern entlehnte Bild des einsam durch die Welt gehenden Soldaten-Knies: das Knie, kein „richtiges“ Organ, sondern nur ein Verbindungsstück, wandert, von seiner Verbundfunktion als Gelenk befreit, durch die deutsche Geschichte und stellt Fragen wie: „Was unternimmt man als Knie gegen die Entschlossenheit eines Hirns, das in den Kessel von Stalingrad rennt und darin umkommt?“<sup>105</sup> Marx'/Engels' Diktum, man müsse die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen, wird von Kluge/Negt korrigiert: „Die versteinerten Verhältnisse müssen nicht nur tanzen, sondern sich verflüssigen.“<sup>106</sup> Für den bürgerlichen Kulturpessimismus bedeutete Auflösung das Gleiche wie Entropie und wurde

---

<sup>101</sup> Vgl. Bowen, Robert: *Universal Ice. Science and ideology in the Nazi state*, London 1993.

<sup>102</sup> Hörbigers Theorie ist Kluge bekannt; vgl. Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.281.

<sup>103</sup> Vgl. Carp, *Kriegsgeschichten*, S.34ff.

<sup>104</sup> In dem Film *Die Patriotin* von 1979.

<sup>105</sup> Zitiert nach: Wenzel, Eike: „Die radikale Utopie von Kluges Knie“, in: *taz*, 6.1.2000, S.14.

entsprechend perhorresziert. Verstanden als Übergang einer Vertikalen (Hierarchie) zu einer Horizontalen („Dispositionsfreiheit“), erscheint sie als erlösende Verflüssigung: „Veranstaltungen, in denen öffentlich im gleichen Maße geweint wird, so wie öffentliches Lachen veranstaltet wird, gibt es nicht. Was wir als gemeinsame Herstellung von Zusammenhang (...) verstehen, wären unter anderem Meere von Tränen, die öffentlich einander zugestanden sind.“<sup>107</sup> Kluge merkt dazu ironisch an: „Um die Leiden, angerichtet an einem Routinetag des Frontgeschehens bei der Heeresgruppe Nord im Jahr 1944, wegzuwaschen, sind etwa 40 Eisenbahn-Benzinwaggons öffentlich und kollektiv geweinter Tränen notwendig.“<sup>108</sup> - Verflüssigung als Erwärmung im Tauwetter des Völkerfrühlings? Damit wäre Kluge nicht mehr weit von den metaphorischen Utopien eines Expressionisten wie Franz Werfel entfernt, der vorschlug: „Sei nicht hart, und löse dich mit mir in Tränen auf.“<sup>109</sup>

Ein Plädoyer für die Verflüssigung des zuvor Erstarrten ist nicht gerade, was man von Kluge erwartet hätte, gilt er doch als ein der Tradition der Sachlichkeit verpflichteter Autor. Die Kultur der Sachlichkeit besaß eine rigide Schamkultur und ein beinahe zwanghaftes Misstrauen gegenüber ausgestellten Gefühlen. Statt dessen ist die Idee der geschlossenen Kontur den anthropologischen Konzeptionen dieser Zeit gemeinsam; man denke an Plessners Duellsubjekt, Walter Serners Hochstapler oder Brechts Städtebewohner. Der in den Nacken geschobene Hut, das offene Gesicht - Metapher für eine expressionistische Ausstellung des Gefühls - weisen schon auf das böse Ende hin. Brecht lässt seinen zu Tode erschöpften Lindbergh sagen: „(...) Bitte tragt mich/ In einen dunklen Schuppen, daß/ Keiner sehe meine/ Natürliche Schwäche.“<sup>110</sup>

In Kluges *Schlachtbeschreibung* finden Verflüssigung und Auflösung in der Kälte von Stalingrad statt; dieser Kessel wird aber nicht erwärmt. Der *abarische Punkt* fällt zusammen

---

<sup>106</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.1150.

<sup>107</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, a.a.O.

<sup>108</sup> Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, a.a.O., Anm. 8. Siehe dazu auch Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.253: „Oberst Se., der aus dem Kessel zuletzt im Flugzeug entkam, war nach seiner Genesung von Kameraden nicht zum Schweigen zu bringen. Auf offizösen Gesellschaften begann er zu weinen; er erhob gegen die obere Führung Beschuldigungen, die er nicht *beweisen* konnte. Kameraden warnten ihn. Zuletzt verurteilte ihn das Kriegsgericht.“

<sup>109</sup> Werfel, Franz: *Das Lyrische Werk*, hrsg. von A.D. Klarmann, Frankfurt am Main 1967, „An den Leser“, S. 62 - Von öffentlich gezollten Tränen erwartet sich Werfel überhaupt sehr viel, beinahe soviel wie Kluge und Negt; „Ach nur das Weinen reißt uns zum Reinen hin“, heißt es in „Revolutionsaufruf“, S.65; „Des Guten Tränen“, so mutmaßt Werfel in „Der Gute Mensch“, S.144f., seien „Baustoff der Welt und Wasser der Gebilde“; zuletzt wartet er mit einer eschatologischen Vision auf: „Schließt du die Augen, so fahren zusammen / Eise des Pols, / Und des schluchzt der alte Fjord, / (...) / Wer die Träne erkennt, weiß der Gemeinschaft Stoff. / (...) Der Gottheit liebliches Blut, unsere Träne rinnt (...)“, „Die Träne“, S.143f.

mit dem thermischen Nullpunkt. Die Gravitation des Notwendigen setzt aus, sobald das Zentrum zerfällt. Unmittelbar darauf machen andere Notwendigkeiten ihre Macht des Faktischen geltend. An dem Zeitpunkt zwischen den zwei so verschiedenen Regimes des Notwendigen gelingt es einigen „Spezialisten“, der inkommensurablen, nicht „mensch-gemäßen“ Auflösung zu entkommen und aus dem Erhabenen zum Tode, das die Kälte gewährt, in ein mittleres Klima überzuwechseln:

Am 30. Januar 1943 bewegen sich vier Offiziere der großdeutschen Wehrmacht: Zwicki, Boltzmann, von Ungern-Sternberg und A. Dorfmann, über das verminte Eis der Wolga von Stalingrad fort. Die Offiziere beabsichtigten in Richtung Osten, weil da der Russe am wenigsten aufpaßte, aus diesem Elend auszubrechen, zu Fuß, irgendwie in Richtung China.

Das Eis bildete keine glatte Fläche. Die Soldaten hatten Strümpfe um ihre Stiefel geschlungen, um leiser aufzutreten. In China kamen sie zu Frühlingsanfang an.<sup>111</sup>

Auch der Wunsch nach „Hautnähe“ ist, wie gezeigt wurde, eine Notwendigkeit. Indem sie sich dieser Notwendigkeit erfolgreich widersetzen, zeigen die Kluges Spezialisten, indem sie den Realitätssinn ignorieren, den „Papiertiger“-Charakter eben dieser Realität. *Ihr* Realismus speist sich aus Protestenergie; sie sind Trennungsspezialisten reiner neu-sachlicher Provenienz. Diese Bereitschaft zur Trennung ist es, die sie in Gegenden und Klimate führt, in denen sie nachprüfen werden, ob ihr Paradies für Spezialisten und Logistiker nicht vielleicht hinten offen ist: dieses Paradies suchen sie - am Nordpol.

---

<sup>110</sup> Brecht, BFA, Bd.3, S.23.

<sup>111</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.265.

### 3.4. Die künstlichen Paradiese - technokratische Utopien

In dem Kapitel *Die Polarfestung, der neueste Schlieffen* verdichtet Kluge das Spiel mit den Kälte-Topoi. Mythologie, Welteislehre, arktischer Präadamitismus, in absurden Analogien eskalierende Eiszeit-Theorien, Anspielungen auf Nietzsches Polfahrer-Motiv sowie auf Döblins *Meere, Berge und Giganten* werden zusammenmontiert.

#### 3.4.1. Der Spezialist als Hyperboreer<sup>112</sup>

Der Nordlandfahrer, wie ihn etwa Nietzsche entworfen hatte, war jener Typus, der seinen Trennungskult heroisch zelebriert, aber unter den mentalen Kosten dieser Trennung leidet, und, sich selbst noch dieses Leiden versagend, zu seiner erstarrten Maske und beherrschten Kontur findet. Der Hyperboreer, der bei Kluge in Gestalt des Spezialisten auftritt, affirmiert *a priori* alles Reale.<sup>113</sup> Nach den Spezialisten Zwicky, Boltzmann, von Ungern-Sternberg, Dorfmann, die als Trennungsspezialisten gezeigt hatten, wie man sich dem fatalen Wunsch nach Hautnähe widersetzt (dem Kessel von Stalingrad entronnen, werden sie zuerst Agenten der Kuomintang, später des CIA) führt Kluge nun Spezialisten ein, deren Phantasien um die Polregionen und ihre Ausbeutbarkeit kreisen.

Kluge skizziert die Verschwörung einer Gruppe von Stabsoffizieren (Treppschuh, Rauchwasser, Bothe), die von der fixen Idee getrieben sind,

sich durch einige sehr rasche, brutale Streiche in den Besitz der nördlichen Polregion zu setzen und in dieser Kunstlandschaft, denn selbstverständlich konnte nur von Kunstbauten, künstlicher Ernährung, künstlicher Wasserbeschaffung, künstlicher Fabrikation hier die Rede sein, in zunächst kontinentalen, dann globalen Vorstößen aus gesicherter, nicht tangibler Festung die Entscheidung zu erzwingen.<sup>114</sup>

Der „Strategie Rauchwasser“ überträgt die Strategien des Schlieffen-Plans auf arktische Verhältnisse und träumt von der „vollständige(n) Verwüstung der gemäßigten Zonen“,<sup>115</sup> der „Reparatur-Offizier Erwin Treppschuh, insgeheim Verfechter der Glazialkosmogonie“, erhofft

---

<sup>112</sup> „Hyperboreer, im Altertum Name eines Volkes im N., jenseits des Boreas (des kalten Nordwinds). Die Frage, ob man darin ein hist. Volk sehen soll, das mit den Griechen in gewissen kult. Beziehungen stand, wird immer wieder aufgenommen. Im Mythos wurde das Land der H. zu einem Land des Friedens, des Lichtes und der Seligkeit, wohin sich z. B. Apoll in den Wintermonaten zurückzog, bis er in der warmen Jahreszeit auf seinem Sonnenwagen wieder nach Griechenland kam. Später war das Land auch der Ort von Staatsutopien.“ - Brockhaus Enzyklopädie, Wiesbaden 1969, Bd.8, S.779.

<sup>113</sup> Vgl. Metzner, Persönlichkeitszerstörung, S.260.

<sup>114</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.280.

<sup>115</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.280f.

sich von einer eiszeitartigen Offensive einen neuen „Intelligenzschub“;<sup>116</sup> der Logistiker „Oberleutnant Bothe“ hingegen plant, „die Wärme der Tropopause (...) als Backofen“, „die Kälte der oberen Troposphäre (...) als Kühlschrank“ zu nutzen.<sup>117</sup> Der Nordpol wird als *der andere Ort* nicht nur Objekt der Begierde, den die Spezialisten zu erreichen hoffen; er ist auch Schauplatz und Ausgangspunkt ihrer Utopien, ein boreales Arkadien unter Waffen.

### 3.4.2. Rauchwasser: der polare Dezionist

Wenn sie von „brutalen Streichen“ und „Entscheidung erzwingen“ phantasieren, dann wiederholen Kluges Spezialisten die schon von Ernst Jünger und Anderen eingeübte Haltung des entschlossenen Subjekts aller Tendenzen. Bereits die Freunde Dorfmann, Zwicky, Boltzmann und von Ungern-Sternberg waren beschrieben worden als „hellwach und vom Gegner zu festen Persönlichkeiten zusammengeschlossen“.<sup>118</sup> Als prächtige Duell-Subjekte bestimmt auch der Feind die Konturen ihrer polemischen Körper.<sup>119</sup> Die eigenen Handlungen sind abhängig von den jeweiligen Gelegenheiten und den Umständen einer bestimmten Situation. Innerhalb solcher Abhängigkeiten blühen Phantasien vom großen Befreiungsschlag. Die Philosophiegeschichte hat hierfür den Begriff der *Entscheidung*, der im Dezionismus der zwanziger Jahre den zentralen Terminus darstellt. Der Dezionismus war eine jener Strategien der Komplizierung ( auch im Sinne von Komplizenschaft ) im Gefolge des Nihilismus, die in den Jahren der klassischen Avantgarde so zahlreich waren (wie z. B. Tretjakovs *operativer Schriftsteller*, Brechts *Affirmation*, Benjamins *destruktiver Charakter*); zugleich betrieb der Dezionismus einen Kult der Vereinfachung.<sup>120</sup> In einer Situation, in der ein der Tradition von Rasonnement, Konsenz und Abwägung verhaftetes Denken und Handeln den Intellektuellen nicht weiterhilft, kommt der Entscheidung die Bedeutung einer absoluten Notwendigkeit zu. Die Entscheidung in Permanenz wiederum führt zum „Ausnahmestand“ (Carl Schmitt). An diesem Begriff zeigt sich auch das Autoritäre der gesamten Konzeption: der Ausnahmestand als okkasionelles Handeln steht nicht jedem

---

<sup>116</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.282.

<sup>117</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.284.

<sup>118</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.280.

<sup>119</sup> An anderer Stelle - in „Neue Geschichten“, S.489 - spricht Kluge vom „Muskelpanzer“ eines Militärs: „Dieser General, der zunächst bei der Begrüßung den Eindruck gemacht hatte, als wäre er gesellig, hatte eine bestimmte Wut in sich aufgestaut, die seine Äußerungen verkürzte. Er saß gespannt, vom Muskelpanzer eingeschnürt, vor ihnen, nur innere Ladung, die sich schon nicht mehr äußerte.“

*Städtebewohner* zu (das wäre die Brecht'sche Option des Operativen), sondern wird von der kraftgenialischen Instanz eines „Führers“ erklärt.

Der Stratege Rauchwasser nun träumt davon, „in zunächst globalen Vorstößen aus gesicherter, nicht tangibler Festung die Entscheidung zu erzwingen“.<sup>121</sup> Die Entscheidung will Rauchwasser, durch seine Version okkasionellen Handelns herbeiführen, universelles Ausweichen: „Die Universalflanke! Ausflankieren jeder Bewegung auf dem Planeten.“<sup>122</sup> Das „politische Element“, das zu berücksichtigen für einen Dezionisten wie Rauchwasser der Inbegriff (militärischer) Dekadenz und Selbstentmachtung darstellte, erfordert die strikte Geheimhaltung dieses „neuesten Schlieffen“:

Durch Einfachheit war der Plan bestechend. Er setzte die vollständige Verwüstung der gemäßigten Zonen voraus - zumindest Gleichgültigkeit für deren Schicksal. Insofern war er öffentlich nicht kommunikabel. Nicht einmal in der internen Öffentlichkeit der Stäbe, die gegen das politische Element nie exakt abzuschotten waren.<sup>123</sup>

Kluges Personal geht damit über die metaphorischen Absichten des traditionellen Polfahrer-Motivs hinaus. Die Polfahrt, so erklärt es Joachim Metzner an einem Werk Byrons, sei „der Versuch (gewesen), die Zone des schon eingetretenen Untergangs gewaltsam zu durchbrechen, über das Zentrum der Entfremdung hinauszugelangen.“<sup>124</sup> Die Verwüstungen, die der Dezionist Rauchwasser anstrebt, beabsichtigen jedoch eher, das Ende einer als sentimental beargwöhnten politischen Kultur der Liberalität zu beschleunigen. Kluge variiert hier Nietzsches Topos der Abscheu vor dem Mief christlicher Stubenluft.

Darum plant Rauchwasser die „Ausschaltung der sentimentalisierten Kommandohöhen“<sup>125</sup> sowie die „gewaltsame Blendung der Kommandostrukturen“.<sup>126</sup> Die „Verwüstung der gemäßigten Zonen“ soll mit dem Bau der Polfestung gleichsam die Existenz auf einem Terrain erzwingen, das dem *Gefährlich Denken* - ein weiterer von Nietzsche übernommener Topos - das adäquate Gelände bietet, weil es „sozusagen barbarisch und anfangsgerichtet“<sup>127</sup> ist. Wenn eine neue Eiszeit auf sich warten lässt, dann muss man eben selbst Hand anlegen, um so den Entscheidungsdruck zu einem Leben in der Kälte zu steigern.

---

<sup>120</sup> Vgl. Lethen, Verhaltenslehren, S.133ff.

<sup>121</sup> Siehe Anm. 114

<sup>122</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.280.

<sup>123</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281.

<sup>124</sup> Metzner, Persönlichkeitszerstörung, S.74.

<sup>125</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281, Anm.2.

<sup>126</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281.

<sup>127</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281f.

In einer der *Neuen Geschichten* wird über die Arktis als Ort einer möglichen nuklearen Entscheidungsschlacht spekuliert. „Fred Harsleben“ sieht den „Dritten Weltkrieg“<sup>128</sup> kommen und plant - immer „auf der Suche nach einer praktischen, realistischen Haltung“ - in der Arktis zu „überwintern“.<sup>129</sup> Allerdings:

Außerdem ergab sich aber, daß Spitzbergen gar nicht so praktisch war, wie es nach den ersten Studien schien. Die Lage deutete darauf hin, daß gerade die Eisfelder der Polarregion Hauptgefechtsgebiet sein würden. Einerseits: nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs waren es die Kriegszonen, in denen sich die Kämpfer (...) noch am ehesten rational verhielten, also keine Flächenbombardements. Aber vielleicht galten diese zweite Weltkriegs-Erfahrungen diesmal nicht.. Zweifel, Zweifel. Freds Blick fiel auf die Kerguelen-Inselgruppe in der antarktischen Eiseszone (...)<sup>130</sup>

Wo der Zivilist und „Realist“ Harsleben Zweifel darüber äußert, ob die Arktis Platz bietet für seine „Real-Höhle im Norden“,<sup>131</sup> da wollen die militärischen Spezialisten Rauchwasser, Treppschuh und Bothe Fakten schaffen, indem sie sich durch eine „Verwüstung der gemäßigten Zonen“ den Rückweg aus der Kälte verbauen. Undeutlich bleibt bei aller dezisionistischen Hybris jedoch, wie die Rollen von Offensive und Defensive verteilt sind; Rauchwasser phantasiert von „globalen Vorstößen“, die - gut dezisionistisch nach Umständen und Möglichkeiten handelnd - nach dem Manöver der „Universalflanke“ erfolgen sollen: „Ausflankieren jeder Bewegung auf dem Planeten“,<sup>132</sup> andererseits die „Polfestung“ als Zuflucht: „Selbst angenommen, ein Gegner durchbricht die Abfangsysteme und Kunstschraken (...), dann blieb immer noch der natürliche Schutz durch Eiskappe und See. (...) Rauchwasser nannte das den ‘Ideal-Igel’.“<sup>133</sup> Die Verwirrung ist vollkommen, aber ihre Urheber wännen sich immer noch als selbstermächtigte Souveräne ihrer Handlungen. Diese Karikaturen des Vernunftsubjekts sind versessen darauf, Entscheidungen herbeizuführen; der bekundete Wille zu einer vermeintlich „praktischen, realistischen Haltung“ soll um jeden Preis den Beweis für die eigene Autonomie erbringen.

---

<sup>128</sup> Kluge, Alexander: *Neue Geschichten*. Frankfurt am Main 1977, S.595.

<sup>129</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, a.a.O.

<sup>130</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, S.596.

<sup>131</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, S.595.

<sup>132</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.280, Anm.1.

### 3.4.3. Treppschuh, der Glazialkosmogeniker

Zu dem konservativen Topos vom Untergang einer Zivilisation gehört in der Regel die mal explizite, mal undeutlicher ausgemalte Vorstellung, dieser sei selbstverschuldet, etwa durch Dekadenz. Das Herunterkommen wird oft als Prozess der Entfernung von Ursprüngen insinuiert, die es wiederzugewinnen gelte, um den Untergang vielleicht doch noch abzuwenden. Die Vorstellung von der räumlichen Entfernung verbindet sich häufig mit der einer - entropischen - Entfernung von den Wärme-Quellen der *Gemeinschaft*: Dekadenz als Reise in den ewigen Winter. „Die Gemeinschaft ist ‘ursprünglich’ früh, die Gesellschaft spät, sie ist ein Zerfallsprodukt der Gemeinschaft und auf deren Zerstörung gerichtet.“<sup>134</sup> Diese um die Jahrhundertwende kurrente Vorstellung steigert sich zu einer Verdächtigung der Kultur generell: „Indem sich die Zivilisation von den reinen Quellen des Ursprungs immer weiter entfernt, gerät sie insgesamt in den Verdacht der Anormalität.“<sup>135</sup> Entfremdung wird dennoch nicht aufgefasst als eine Reise in die Kälte, sondern als Bewegung, weg von der Ursprungswärme. Diese Bewegung, die sich der *curiositas* der Neuzeit verdankt, führt -so Lou Andreas-Salomé - zu „Entschwund“: parallel zur Erschließung neuer Wirklichkeiten schwindet die Unmittelbarkeit; Stefan George hat die gleiche Vorstellung so formuliert: „Tretet weg vom herde / es ist worden spät“.<sup>136</sup>

Der Kälte-begeisterte Neo-Hyperboreer und Spezialist Treppschuh verkehrt nun, in bester neu-sachlicher Tradition, dieses Motiv. Er behauptet, die „Grundlage“<sup>137</sup> der Zivilisation sei an den Eiskappen des Planeten: „Er war überzeugt, daß Eis sowieso der Grundrohstoff für alle Metalle, für Tapferkeit, Sinnenraum usf. war.“<sup>138</sup> Kluge konstruiert hier an der Figur Treppschuhs eine skurril zugespitzte Version des Jüngerschen Diktums vom Eis als „Lehrmeister“.<sup>139</sup> Treppschuh ist das Eis nicht nur Grundlage, aus der das Leben einmal entstand; das Eis hat ebenso den Gang der Evolution bestimmt:

Der Beginn der Intelligenz liegt ja unbestritten zu Beginn der Eiszeiten, mühelos nachzuweisen durch Analyse der Märchen. Treppschuh nahm an, daß ein globaler Krieg, ähnlich einer neuen Eiszeit (sofern man nur

---

<sup>133</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281, Anm.2.

<sup>134</sup> Krockow, Christian Graf: Die Entscheidung. Eine Untersuchung über E. Jünger, C. Schmitt, M. Heidegger, Stuttgart 1958, S.33. Vgl. auch Lethen, Lob der Kälte, S.298f.

<sup>135</sup> Ralf Konersmann referiert Lou Andreas-Salome, in: Konersmann, Ralf: Erstarnte Unruhe. Walter Benjamins Begriff der Geschichte, Frankfurt am Main 1991, S.112.

<sup>136</sup> George, Stefan: Werke, Bd.1, S.165.

<sup>137</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.282.

<sup>138</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281f.

<sup>139</sup> „Das Eis war einer unserer großen Lehrmeister, wie es der Winter noch heute ist. Er hat unseren ökonomischen, technischen, moralischen Stil bestimmt. Er hat den Willen gestählt, uns denken gelehrt.“ Jünger, Ernst: An der Zeitmauer, Stuttgart 1959, S.198, zitiert nach Lethen, Lob der Kälte, S.288.

genügend davon in die Polregionen, zum Eis hin verlegte), einen unerwarteten Intelligenzschub brächte. Wer ihn hat, hat den Endsieg.<sup>140</sup>

Die Wendung der Eiszeittheorie ins Bellizistische legitimiert Treppschuh mit dezisionistischen Argumenten:

Die Menschheit, die dann übrig ist, braucht an sich nichts mehr von dem, was umkämpft war. Insofern darf der Kriegsausbruch ohne weiteres ohne Sinn sein. Der Sinn liegt in dem selektiven, evolutionären Fortschrittssprung, der erstens den Krieg entscheidet, und zweitens im nachhinein den fehlenden Sinn produziert.<sup>141</sup>

Die pseudowissenschaftliche Analogie von Eiszeit und kulturellen Schüben, bei Wilhelm Bölsche und in J. V. Jensens Roman *Der Gletscher* angedeutet, von Jünger fortgesponnen und mit dezisionistischen Obertönen versehen, wird nun von Kluge überdreht. Treppschuh wird vorgestellt als „verkappter Anhänger der Welteis-Theorie“,<sup>142</sup> als Adept jener Glazialkosmogenie des österreichischen Ingenieurs Hörbiger, der Komponenten der Thermodynamik, der germanischen Mythologie und des Neptunismus zu einer „arischen“ Astronomie zusammenmontiert hatte. Daher Treppschuhs Überzeugung, das Eis sei „Grundrohstoff für alle Metalle“.<sup>143</sup> In den *Neuen Geschichten* führt Kluge einen Anthropologen namens Gartmann ein, der mit einer obskuren Analogie aufwartet: „Die Eiskappe hat ja die Form des Hirns! Das muß doch jeder sehen. Nicht ein Kopf, nicht eine Zehe, sondern ein Hirn.“<sup>144</sup> Gartmann ist davon überzeugt, dass die phylogenetischen Bedingungen ihren ontogenetischen Niederschlag gefunden haben. Verantwortlich dafür ist, so Gartmann, die Not: „Die Geburtszelle des Hirns ( homo, homo ) setzt Gartmann an den Rändern der Eiskappen der Mindel-Eiszeit an. Die Eiszone selber konnte wohl niemand betreten, aber in Not brachten schon die Ränder. Dauerfrost-Boden!“<sup>145</sup> Gartmann, als *mad scientist* einem Hanns Hörbiger in Nichts nachstehend, entwickelt sonderbare Methoden, um eine Phylogenese aus der Not der Kälte ontogenetisch nachzuweisen:

‘Das gabs nur einmal, das gibt’s nicht wieder’, sagte Gartmann. Es lebt vom Vorrat, und ich muß die Örter im lebenden Hirn finden, wo diese Vorräte konserviert sind. Er preßte Hirnteile Toter in einer Quetsche aus, wollte zunächst versuchen, das Eiszeitmäßige, also die Wurzel der Intelligenz durch Filtern dieser Sauce rein zu gewinnen.<sup>146</sup>

---

<sup>140</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.282.

<sup>141</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, a.a.O.

<sup>142</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281.

<sup>143</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, a.a.O.

<sup>144</sup> Kluge, Neue Geschichten, S.394.

<sup>145</sup> Kluge, Neue Geschichten, a.a.O.

<sup>146</sup> Kluge, Neue Geschichten, a.a.O.

1923 versuchte der Freud-Schüler Sandor Ferenczi, die Faszination, die von den Motiven der Kälte-Katastrophen ausgeht, psychoanalytisch zu deuten. Das Resultat war der *Versuch einer Genitaltheorie*. Wie Gartmann postuliert Ferenczi strenge Parallelität von Phylo- und Ontogenese; die psychische Entwicklung sei von der biologischen geprägt; diese wiederum habe zwei entscheidende „Ur-Erlebnisse“, die Entstehung des Festlandes und die Erfahrung der Eiszeiten. Infolge dieser Erfahrungen bringt die Psyche einen „Wirklichkeitssinn“ hervor, der auf den permanenten individuellen Nachvollzug der Kälte-Katastrophe zu reagieren versucht. Die Wahndee einer drohenden Vereisung hätte demnach ihren Grund in einer fortwährenden „Abneigung gegen die Herrschaft des Realitätsprinzips“.<sup>147</sup>

Kluge macht sich in seiner Wissenschafts-Travestie sogar die Mühe, einen Dissens zwischen den obskuren Theorien Gartmanns und Treppschuhs zu konstruieren. Für Treppschuh hängt jeder „Intelligenzschub“ davon ab, „daß genügend Eis da war“.<sup>148</sup> Der zentrale Begriff Gartmanns, die Not, bedarf zu ihrer kulturfördernden Wirkung nicht notwendig des Eises: „Das Zentralprinzip ‘Kälte’ mußte ja nicht aus Eis bestehen. Aber ohne sie leidet keiner.“<sup>149</sup>

Auf Seite 585 der *Neuen Geschichten* finden sich die Abbildung einer erdgeschichtlichen Karte („Eisverbreitung nach Gartmann“) und der graphische Querschnitt des menschlichen Gehirns, eingeteilt in nummerierte Felder. Dazu die Legende: „Dreht man die Eiskappe spiegelbildlich um, hat man die Form des menschlichen Hirns“ (Gartmann). Tatsächlich ist, wie Gartmann nachweist, die Intelligenz ‘in der Not’, d.h. aus der Eiszeit entstanden (...).<sup>150</sup> - Die folgende Seite zeigt eine detaillierte Zeichnung des „Stalingradkessels“; der Umriss ist durch eine dicke Linie gekennzeichnet. Die Graphik ist mit folgendem Kommentar versehen:

Dreht man (immer dem unorthodoxen Gartmann folgend) das Hirnbild spiegelbildlich erneut herum, so hat man den Kessel von Stalingrad. daraus entstand kein neuer Intelligenzschub‘ (Gartmann). ‘Nicht das Lernen, sondern das Nicht-Lernen ist das erklärungsbedürftige Problem’ (Habermas).<sup>151</sup>

Das im Kontext mit den Thesen des Wirrkopfs Gartmann unverständliche Habermas-Zitat klärt sich, wenn man sich den Satz ins Gedächtnis ruft, mit dem Kluge die, *Schlachtbeschreibung* einleitende, *Nachricht* abschließt: “In solche Not kann nicht die Natur bringen.“ Kluges fröhliche Wissenschaft spricht hier mit der Stimme Gartmanns. Not entsteht nicht etwa durch „unbarmherzige Kälte, Luftmassen aus Astrachan, die nicht bereit sind, sich

<sup>147</sup> Metzner, *Persönlichkeitszerstörung*, S.155. Kluge und Negt kommentieren Ferenczi in: Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, S.854f.

<sup>148</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.282.

<sup>149</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, S.394.

<sup>150</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, S.584.

<sup>151</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, S.585.

auf menschliche Maße einzustellen“, wie es zu Beginn der *Schlachtbeschreibung* hieß; nicht das Inkommensurable und Sublime der Natur, sondern das „Nicht-Lernen“, die Abwesenheit der Erfahrung von Freiheit sowie der Wunsch nach „Hautnähe“ verhindern einen neuen „Intelligenzschub“. Gartmanns mäandernde Theorien kommen schließlich mit Kluges Sachlichkeit auf einen Punkt.

#### 3.4.4. Bothes Möglichkeitssinn

Als Militärs und Devisenisten sehen Treppschuh und Rauchwasser „das politische Element“, das in den gemäßigten Zonen bürgerlicher Liberalität herrscht, als *Agens* des Niedergangs. Diesem Abstieg müsse man durch einen „barbarischen“ und „anfangsgerichteten“<sup>152</sup> Rückzug in die „Nähe der Grundlage, auf der wir alle stehen“,<sup>153</sup> des Eises nämlich, entgehen. Die Fahrt in die Kälte wird zu einer Rückkehr *ad fontes*. Aber diese Ursprungslandschaft ist rein künstlich; von diesem künstlichen Refugium aus<sup>154</sup> gilt es, in „globalen Vorstößen“<sup>155</sup> einen „globalen“, ja „kosmologischen“<sup>156</sup> Krieg zu führen, mit dem Treppschuh und Rauchwasser einen neuen Intelligenzschub herbeiführen wollen. In den Zeiten des Niedergangs und Tauwetters zieht sich eine „nicht-sentimentalisierte“ Intelligenz in den „Ideal-Igel“<sup>157</sup> der Eiskappen zurück, bis die Zeit gekommen ist, den Globus mit neuen Intelligenz-Konvulsionen auf Eis- und Kältebasis zu überziehen.<sup>158</sup> Kluge liefert hier eine ironische Kontrafaktur zum Topos des arktischen Präadamitismus, einem Mythos, ähnlich apokryph wie Glazialkosmogonie oder Neptunismus. Die Präadamiten entstammen demnach einem menschlichen Geschlecht, das bereits vor der Schöpfung Adams existierte und nicht in die von Adam und Eva verursachte Erbsünde verstrickt ist. Deshalb empfehlen die Präadamiten

---

<sup>152</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.282.

<sup>153</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, a.a.O.

<sup>154</sup> Vgl. Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.280 und S.283f.

<sup>155</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.280.

<sup>156</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.282.

<sup>157</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.281.

<sup>158</sup> Man könnte die Bewegungen von Defensive („Ideal-Igel“) und Offensive („globale Vorstöße“) deuten als Systole und Diastole, als Kontraktion und Ausdehnung. Da die Kontraktion stets aus einer Abkühlung resultiert, ergibt sich, folgt man der Logik des Bildes, der die Geschichte des Kälte-Topos umwendende Schluß, es sei dann am kältesten, wenn die Eiskappen auf das Kleinstmögliche kontrahiert sind.

Wenn aber das Eis ubiquitär ist - so will es die Logik des Gefühls zu Katastrophenzeiten - dann rückt man zusammen. Nansen ging in die Arktis, weil es ihm anderswo zu kalt war (Vgl. Andersch, Alfred: *Hohe Breitengrade*, Zürich 1969, S.117f), und Theodor Lessing spricht von „lebenszusammenballende(r) Kälte“: „Schmerz verengt! Unlust, Not, Widerstand, Gegenstand ballt wie Kälte das Leben zusammen.“ - Lessing, Theodor: *Der Untergang der Erde am Geist. Europa und Asien*, Hannover 1924, S.153.

sich als Anwärter einer nach-menschlichen Zivilisation.<sup>159</sup> Das Motiv des Präadamitismus verbindet zudem Züge „theologischer Häresie“<sup>160</sup> mit solchen der Apokalyptik: im Kontext zu Kataklysmen-Theorien, wie sie im 19. Jahrhundert kurrent waren, erscheinen die Präadamiten als Überlebende der Sintflut!

Da am Pol als utopischer Zone auch das Unmögliche seinen Ort hat,<sup>161</sup> gibt es eine umfangreiche literarische Tradition, die mit diesem Motiv spielt, von Schnabels *Insel Felsenburg*, Poes *Arthur Gordon Pym*, Georg Heyms Erzählungen *Die Polfahrer*, *Die Bleistädte*, Alfred Kubins *Die andere Seite* bis zu H. P. Lovecrafts *Mountains of Madness*. Das Bedürfnis, die Arktis und sein „kaltes Schweigen“<sup>162</sup> nicht nur als Sphäre der Abwesenheit und Leere zu sehen, sondern als einen Raum zu unendlichen Möglichkeiten - „Kunstabauten, künstliche Ernährung, künstliche Wasserbeschaffung, künstliche Fabrikation“,<sup>163</sup> „Vorfertigung von Fabrikteilen (...), die in die Polar-See am Sockel der Lomonossow-Schwelle unter der Eisdecke herabgelassen werden konnten“,<sup>164</sup> „meerversenkte Fabrikanlagen“<sup>165</sup> - weist die militärischen „Phantasten“<sup>166</sup> als Avantgardisten aus. Als solche haben sie durchaus einen Sinn für das Erhabene und das *Gefährlich-Leben*, professionellem Säbelrasseln zum Trotz.

Die Kälte und die Leere regen den *Möglichkeitssinn* an. Schon die Romantiker ( Coleridge, Shelley, Novalis, Caspar David Friedrich ) gebrauchten die Arktis als Projektionsfläche für ihre Visionen. Chamisso macht ( in *Adalberts Fabel* ) das polare Eis zum Schauplatz des Kampfes zwischen kalter *Ananke* und heißem *Thelein*. Das „Primat des Wollens“<sup>167</sup> wird zum hybriden *Vorwärts-in-alle-Richtungen*, denn der Pol ist auch der Ort eines moralischen Ausnahmezustandes, ein „Indifferenzpunkt“<sup>168</sup>, mithin eine ideale Plattform für Militärs, die sich als Avantgardisten gebärden:

Der Pol ist ein Unstetigkeitspunkt. Prinzipien sind Grundsätze, die unter der Voraussetzung gelten, daß die Bedingungen bestehen, für welche sie aufgestellt sind, vor allem die Stetigkeit der Raum- und Zeitbestimmungen. Am Pole sind alle Bedingungen aufgehoben.“<sup>169</sup>

---

<sup>159</sup> Zum Stichwort „Präadamiten“ vgl. Zedlers Universal-Lexicon, Bd.29, S.12f.

<sup>160</sup> Metzner, Persönlichkeitszerstörung, S.76.

<sup>161</sup> Man denke etwa an das Motiv der *fleures arctiques* bei Rimbaud, vgl. Metzner, Persönlichkeitszerstörung, S.67.

<sup>162</sup> Metzner, Persönlichkeitszerstörung, S.95.

<sup>163</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.280.

<sup>164</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.281.

<sup>165</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, S.282.

<sup>166</sup> Kluge, Schlachtbeschreibung, a.a.O.

<sup>167</sup> Metzner, Persönlichkeitszerstörung, S.86.

<sup>168</sup> Laßwitz, Kurd: „Auf zwei Planeten“ in: Marx, Wege ins Eis, S.130.

<sup>169</sup> Laßwitz, Auf zwei Planeten, a.a.O.

Wo alle Bedingungen aufgehoben scheinen, wähnt man alles für möglich. Dieses *Weiter!* ist eine avantgardistische Version der Maximen des bürgerlichen Meliorismus. Kluges *Schlachtbeschreibung* bietet im Polfestungs-Kapitel *science-fiction*-artige Episoden, in denen auch dieser Zusammenhang parodiert wird.

Bei dem „belgische(n) Oberstleutnant Bothe, Nachschubwesen“<sup>170</sup> äußert sich der *Möglichkeitssinn* in Visionen einer thermischen Ausbeutung der polaren Atmosphäre. Er

hatte den Fimmel, daß man in gigantischen Ballons aus Polyolith-Seide, die weder durch Radar noch durch Sichtgeräte anpeilbar waren, die Wärme der Tropopause als *Backofen* nutzen sollte, die Kälte der oberen Troposphäre als *Kühlschrank*. So wollte er in den zur Debatte stehenden 8 - 12 km Höhe eine Art paradiesisches Schlaraffenland für Logistiker aufziehen.<sup>171</sup>

Der Traum von einem borealen Arkadien der Logistiker, den „Tropopausen Bothe“ - sein Spitzname unter den Kollegen<sup>172</sup> - träumt, ist im neusachlichen Jahrzehnt bereits schon einmal geträumt worden, in Alfred Döblins futuristischem Roman *Berge Meere und Giganten* von 1924, laut *Kindler* „die erste episch bedeutende Vision in deutscher Sprache über die Zukunft einer Welt, die von Naturwissenschaft und Technik beherrscht wird (...)“<sup>173</sup> Im 24. Jahrhundert ist die Erde weitgehend erschlossen und urbanisiert. Die „Stadtschaften“ genannten Staatengebilde befinden sich im permanenten Kriegszustand miteinander. Um neuen Siedlungsraum zu schaffen, planen die „blassen eisengetriebenen Männer und Frauen“ des Westens die Erschließung Grönlands:

Die Massen der westlichen Erdteile horchten auf. Die Fahrt nach Grönland sollte beginnen. Im Norden lag das große ruhige Land, der neue Kontinent, der für sie aus dem Eis, dem tiefenden Ozean, der schweren Nacht gehoben wurde. Friedlich würden sie dorthin ziehen erstarken genesen.

Die Herren, die Gewaltigen der Apparate, ließen von ihnen. Ungestört würden sie sich über die weichen aufgetauchten Bodenflächen bewegen, unter aufspießenden Bäumen Pflanzen, zwischen Tieren, flatternden Vögeln, das Licht der alten Gestirne vom Himmel.<sup>174</sup>

Als futuristischer Vorläufer *Tropopausen-Bothes* erscheint hier ein „physikalischer und hydrographischer Berater“<sup>175</sup> namens Escoyez, der von dem gleichen melioristischen *Möglichkeitssinn* umgetrieben wird:

Wenn die Leute in Grönland bis jetzt frieren und auf Spitzbergen kalte Nasen hätten, so dürften sie sich darüber nicht wundern. Wer glaubt, die Natur ließe den Menschen gebratene Krammetsvögel in den Mund

<sup>170</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.283.

<sup>171</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.283f. Hervorhebungen von Kluge.

<sup>172</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, a.a.O.

<sup>173</sup> *Kindlers Neues Literaturlexikon*, München 1989, Bd.4, S.741.

<sup>174</sup> Döblin, Alfred: *Berge Meere und Giganten*, Olten 1977, S.289.

<sup>175</sup> Döblin, *Berge*, S.293.

fliegen irre sich. Freilich zeuge es im Grunde von der fürchterlichen Stupidität des Menschen, daß er sich mit Klima und anderen irdischen Dingen wie mit göttlichen Verordnungen abfinde. Es gibt auch eine göttliche Verordnung, daß man verhungert, wenn man sich sein Brot nicht holt. Es gibt auch eine göttliche Verordnung, daß man seinen Verstand gebraucht. Wie man sich bettet, so liegt man. Der Spottvogel meinte: das gelte auch vom Fluß in seinem Bett. Aber nur bis jetzt. Man kann göttliche Verordnung beim Flußbett des Golfstroms spielen. Der Golfstrom werde nicht schlauer sein als die Menschen.<sup>176</sup>

Die geplante Enteisung Grönlands gelingt schließlich mittels der Wärme isländischer Lava, die in gewaltigen „Turmalinschleiern“ nach Grönland transportiert wird.<sup>177</sup> In das Lob des Eises und der Kälte, das *Gartmann* und *Treppschuh* anstimmten, scheint Döblin einzufallen; er demonstriert nämlich den Umkehrschluss der These vom „Intelligenzschub“ durch Kälte. Denn die Entfroston Grönlands führt schließlich zu prähistorischen Zuständen: es werden im Eis konservierte Saurier, „straßenlange Reptilien“<sup>178</sup> und andere Riesenwesen aufgetaut, die durch die Züchtung gigantischer Mensch-Pflanze-Einheiten davon abgehalten werden sollen, das Abendland zu zerstören. Nicht der „Eisriese“ also ist es, der, einen „Eishauch“ ausatmend, die Zivilisation heimsucht,<sup>179</sup> sondern ein Wärmeschub!

Bothes Projekt, „die Kälte der oberen Troposphäre als Kühlschränk“ zu nutzen,<sup>180</sup> besetzt ebenfalls einen genau definierten Platz im System mentalitätshistorischer Kältebilder. Seit dem Zeitpunkt seines massenhaften und standardisierten Gebrauchs (in Deutschland also etwa seit dem Ende der vierziger Jahre) gilt der Kühlschränk den einen als Emblem bescheidenen Rechts für den Triumph der Machbarkeit und einen Neubeginn; für die anderen repräsentiert er den Bruch mit der Tradition des Idealismus, niedrigen Materialismus und Amerikanismus. In *Armes reiches Deutschland! Vorstudie zu einem Sittenbild* beschreibt H.M. Enzensberger diese Kontroverse:

Dann begann der berühmte Streit um den Kühlschränk. Zu Anfang der fünfziger Jahre wimmelte es in den westlichen Besatzungszonen von schwer gekränkten Kulturkritikern. „Vor der Währung“ hatten ihre Arbeiten großen Anklang gefunden. „Was ist der Mensch?“ - „Kann ein Volk schuldig werden?“ - „Abendland wohin?“ Die Heftchen, die solche Titel trugen, waren den Händlern aus den Händen gerissen worden, ebenso die Fleißarbeiten der Naturlyriker. Nun, da die Mark wieder etwas wert war, stieß dieses Gedankengut auf massives Desinteresse. Das zahlende Publikum hatte sich etwas völlig anderes in den Kopf gesetzt: die weiße Ware, die über Nacht zum Inbegriff des Wohlstands geworden war. (...) Zum Emblem dieser niedrigen Lebenseinstellung avancierte gleich nach der Währungsreform der Kühlschränk.<sup>181</sup>

---

<sup>176</sup> Döblin, *Berge*, S.294.

<sup>177</sup> Döblin, *Berge*, S.339ff.

<sup>178</sup> Döblin, *Berge*, S.403.

<sup>179</sup> Vgl. Bölsche, Wilhelm: *Eiszeit und Klimawechsel*, Stuttgart 1923, S.74, S.11.

<sup>180</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.284.

<sup>181</sup> Enzensberger, Hans Magnus: „Armes reiches Deutschland! Vorstudien zu einem Sittenbild“, in: Enzensberger, *Der fliegende Robert*, S.50 - 67, S.52f.

An diesem Emblems werde ökonomischer und sozialer Fortschritt ebenso ablesbar werde wie die verdrängungsbedingten psychischen Kosten:

Wer deutsche Dokumentarfilme aus den zwanziger, dreißiger, vierziger Jahren betrachten will, der muß sich auf Fackelzüge, Aufmärsche und Fahnenweihen gefaßt machen. Doch jedesmal, wenn die Kamera einen Moment lang auf den Figuren im Hintergrund verweilt, den Alltag zeigt, Familienfeiern, Sonntagsausflüge, Schrebergärten festhält, kommen die engen, gepreßten, armseligen Verhältnisse zum Vorschein, unter denen die Deutschen lebten: abgeschabte Rockärmel, elende Wohnungen, hungrige Gesichter. (...) Dieses Volk besaß zwar eine hochentwickelte Industrie, aber es mußte jeden Pfennig dreimal umdrehen. Ohne sein Versprechen, diesen drückenden Mangel abzuschaffen, und sei es durch Raub und Überfall, hätte der Faschismus nie gesiegt. Was er, außer vierzig Millionen Toten, hinterließ, war ein total verarmtes Land.

Daß die Deutschen nach 1945 ihre ganze Energie daran wandten, aus ihrem materiellen Elend herauszukommen, dem alten und hergebrachten ebenso wie dem selbstverschuldeten neuen, das scheint mir kaum erklärungsbedürftig. Merkwürdig hingegen ist es, daß sie den Erfolg diese Projekts nie haben verwinden können. Der eigene Wohlstand scheint den Bürgern der Bundesrepublik wie ein stummer Vorwurf auf der Seele zu liegen. (...) Der beste und elementarste Grund für diese deutsche Ambivalenz war das schlechte Gewissen. (...) Daß die Deutschen, wenigstens im Westen, nach ihren faschistischen Verbrechen, nach einem verheerenden Krieg, den sie angezettelt hatten, gewissermaßen zur Belohnung, erstmals in ihrer ganzen Geschichte reich sein sollten, das war in der Tat schwer zu fassen.<sup>182</sup>

Das schlechte Gewissen und der Kühlschranks: die Kältemaschine soll von den Konflikten moralischer Innenregulierung entlasten. Der Psychologe Mario Erdheim beschreibt etwa das Militär als einen solchen Kühlschranks, in dem via Befehlskette und Befehlsnotstand das Gewissen kaltgestellt wird. In den frühen fünfziger Jahren, kurz nach der von Enzensberger als Paradigmenwechsel der Prioritäten markierten Währungsreform, entwickelte der Anthropologe Arnold Gehlen seine Theorie der Entlastung; hier zeigte er, wie sich das Individuum, ein instinktunsicheres Mängelwesen, unter Berufung auf den in Organisation aufgehobenen Schatz von Erfahrungen und Imperativen schützen kann vor den als Zumutung empfundenen Einflüsterungen der Moral und des Gewissens.

Blochs Kälteingenieur, eine neusachliche Version von Kluges *Oberstleutnant Bothe*, arbeitet an Maschinen, die „Temperaturen erzeugen sollten, die auf der Erde nicht vorkommen“. Wissenschaftliche Hybris investiert in ein Kälteprojekt: das erscheint wie eine weitere Variante des romantischen Motivs der Polfahrt aus Gründen der *curiositas*. Anders als Kluges Spezialisten aber zwick Blochs Ingenieur „das schlechte Gewissen“, der „klammheimliche Wunsch“<sup>183</sup> nach einem Fehlschlag. Blochs Psychologie bedient sich, um diesen Konflikt deutlich zu machen, selbst Bilder technischer Provenienz: die Hemmungen des Wissenschaftlers „funktionieren“ wie „Sicherungen“.<sup>184</sup> Im Fall der Kühlschranks-Kontroverse kommt ausgerechnet einem harmlosen Haushaltsgerät allegorische Bedeutung zu, weil die Kältemaschine dazu dient, die Relais' moralischer Regulierung im Fall eines Konfliktes (hier:

---

<sup>182</sup> Enzensberger, *Armes reiches Deutschland*, S.53ff.

<sup>183</sup> Bloch, *Die Angst des Ingenieurs*, S.164.

kollektives „Schuldbewusstsein“ vs. „Teilhabe am Wohlstand“) nicht durchschmelzen zu lassen. - In der antiken Tragödie wurden solche Konflikte per Dekret von einem Gott entschieden, der einer von oben auf die Bühne gesenkten Kiste entstieg, dem *deus ex machina*. Die Maschine, der der Gott der Neuzeit entsteigt, an den keiner mehr glauben will, ist ein Kühlschrank. Am thermischen Nullpunkt angelangt, kann die nur leidlich moralische Existenz sich ausruhen, weil sie „entlastet“ ist. Bothes „paradiesisches Schlaraffenland für Logistiker“<sup>185</sup> ist also nur möglich, weil die Entscheidungsfähigkeit, auf die der Dezipionist sich beruft, durch eine moralische Reduktion gewonnen wurde, die nur durch Berufung auf eine höhere Instanz möglich war, der *Macht des Faktischen*.

### 3.5. Das Prinzip „Hautnähe“ - zu *Lebensläufe*

Die Analogie von moralischen Kategorien und thermischer Qualität durchzieht auch die biographischen Modelle der *Lebensläufe*, mit deren erster Fassung er debütierte.<sup>186</sup> Die *Lebensläufe* gelten als beispielhaft für die neu-neusachliche Literatur der sechziger Jahre. Eine Tendenz zum Metaphysischen, zum Existentiellen und den Letzten Dingen, die in den Fünfzigern vorgeherrschte hatte, wich langsam einer neuen Präzision der Fragestellungen. Mit seinen exemplarischen Biographien und biographischen Skizzen wollte Kluge „die Frage nach der Tradition“<sup>187</sup> erneut stellen. Diese war zuvor zwar stets in der Vagheit „parabelhafte(r) Symbolisierungen“<sup>188</sup> umkreist worden; man mied aber in der Regel das Thema der individuellen Verantwortlichkeit. Kluge hingegen untersucht die verschwiegenen Kontinuitäten über die „Bruchstelle von 1945“<sup>189</sup> hinweg. Mitunter sind die biographischen Skizzen im Stil von Interview-Protokollen formuliert, wie sie Adorno und seine Mitarbeiter vom Institut für Sozialforschung für die Studie über die *Authoritarian Personality* angefertigt haben könnten, so z. B. *Oberstleutnant Boulanger* oder *Korti*. Die „raffiniert fingierte ‘Authentizität’“<sup>190</sup> der Texte kommentierte Alfred Andersch mit dem unvermeidlichen

---

<sup>184</sup> Bloch, *Die Angst des Ingenieurs*, S.165.

<sup>185</sup> Kluge, *Schlachtbeschreibung*, S.284.

<sup>186</sup> Ich zitierte aus der erweiterten dritten Fassung von 1986.

<sup>187</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.7.

<sup>188</sup> Puknus, H.: „Kluges ‘Lebensläufe’. Gesellschaftskritik als biographische Fallstudie“, in: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Text und Kritik* 85/86, S.38.

<sup>189</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.279.

<sup>190</sup> Mog, Paul: „Kälte. Satirische Verhaltensforschung in Alexander Kluges ‘Lebensläufe’“, in: Böhm-Christl, Alexander Kluge, S.11-25, S.13.

Hinweis auf die Kälte einer solchen Haltung: „Die Kälte ist eine Temperatur, die entsteht, wenn ein Schriftsteller jeden moralisierenden Satz in seinem Text erbarmungslos austilgt; das mag manchem als inhuman erscheinen, ist aber die einzig zulässige Methode bei einem Gegenstand wie dem, den Kluge gewählt hat.“<sup>191</sup> - Carp führt diese Legitimierung etwas weiter aus:

War Nüchternheit schon immer ein Diktum der Erzählkunst, so ist sie nun nicht mehr allein eine technische Qualität, sondern die organische Zurückgabe der Kälte, die Adorno als das Prinzip der bürgerlichen Subjektivität bezeichnet hat. Sie wird in Spannung gesetzt durch die Diskrepanz zwischen dem Schrecken des Mitgeteilten und der von keiner teilnehmenden Subjektivität gewärmten Haltung des Mitteilens.<sup>192</sup>

Die „Position der forcierten Kälte“ sei, bei aller Gefahr, „zur Affirmation und Ästhetisierung des Antihumanismus“<sup>193</sup> beizutragen, eine notwendige künstlerische Reaktion auf die „Rigidität“ und „starre Kälte“, die Kluge der „Papiertiger-Natur“ der Realität diagnostiziert. In seinem Aufsatz *Die schärfste Ideologie: daß die Realität sich auf ihren realistischen Charakter beruft* von 1975, einem Text, der in der Tradition von Brechts *Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit* steht, schreibt Kluge:

Es muß möglich sein, die Realität als die geschichtliche Fiktion, die sie ist, auch darzustellen. Sie hat eine Papiertiger-Natur. Den Einzelnen trifft sie real, als Schicksal. Aber sie ist kein Schicksal, sondern gemacht durch die Arbeit von Generationen von Menschen, die eigentlich die ganze Zeit etwas anderes wollten und wollen. Insofern ist sie in mehrfacher Hinsicht gleichzeitig wirklich und unwirklich. Wirklich und unwirklich ist jede ihrer einzelnen Seiten: kollektive Wünsche der Menschen, Arbeitskraft, Produktionsverhältnisse, Hexenverfolgung, Geschichte der Kriege, Lebensläufe der Einzelnen. Jeder dieser Ausschnitte für sich und alle zusammen haben antagonistische Eigenschaft: *sie sind eine reißerische Erfindung und sie treffen wirklich*. Das hat Rigidität. Starre Kälte. Menschen sterben daran, werden auseinandergenommen, liegen unter Bombenteppichen, sind tot zu Lebzeiten, werden als Verrückte in Anstalten eingewiesen usf. Realität ist wirklich insofern, als sie Menschen real unterdrückt. Sie ist unwirklich insofern, als jede Unterdrückung die Kräfte lediglich verschiebt. Sie verschwinden aus der Oberwelt, aber arbeiten im Untergrund weiter. Das Verdrängte leistet unterhalb des Real-Terrors alle Arbeit.<sup>194</sup>

Auf das Dilemma, dass das „kollektive“ Subjekt seinen Handlungen und Hervorbringungen nicht nur zugrunde liegt, sondern ihnen auch *unterliegt* und von ihnen verschüttet wird, reagierte die „erzählende Prosa“, indem sie „begann, den kalten Blick einzuüben, um der Kälte der Verhältnisse standzuhalten“.<sup>195</sup>

---

<sup>191</sup> Andersch, Alfred: Mein Lesebuch, Frankfurt am Main 1978, S.15, zitiert nach Carp, Kriegsgeschichten, S.207.

<sup>192</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.205.

<sup>193</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.207.

<sup>194</sup> Kluge, Alexander: „Die schärfste Ideologie...“, in: Kluge, Alexander: In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod, Texte zu Kino, Film, Politik, hrsg. v. Christian Schulte, Berlin 1999, S.127.

<sup>195</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.209.

Wenn vom *kalten Blick* die Rede ist, taucht früher oder später der Name Ernst Jüngers auf, und Kluges Werk wäre für solch einen Vergleich nicht das schlechteste Objekt. Zum einen liegen aber Welten zwischen Jüngers gelegentlich zwanghaft-autokratischem Klassizismus und der „multidirektionalen“ Montagetechnik Kluges; zum anderen fehlt diesem sowohl Jüngers „ästhetischer Neronismus“ (R. Gruenter) als auch dessen Nähe zu den Urhebern jener Katastrophen, an denen sich dann das „kalte pure Beschreiben“<sup>196</sup> versuchen kann. Die erhabene Position des Betrachters<sup>197</sup> ermöglicht das ästhetische Delektieren der Katastrophen. Zugleich ist sie ein Emblem für die exponierte und vorzügliche Stellung und den Rang, den Jünger in seiner vom Ideal des Heroischen bestimmten Weltordnung sich selbst zugedacht hat. Bei Kluge fehlt die neronische Gebärde. Der erhabene Standpunkt garantiert keineswegs die panoramische Schau, den fast schon demiurgischen (weil komplizenhaften) Überblick. Bei Kluge tappen selbst die Täter im Dunkeln. In *Der Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945* aus *Neue Geschichten* wird über die alliierten Kampfpiloten berichtet: „Sie flogen, als hätten sie eine Binde vor den Augen.“<sup>198</sup>

Der *kalte Blick* äußert sich bei Kluge also nicht in neronischer Überlegenheit, sondern vielmehr in der Art, wie Kluge die verwaltete und/oder verwaltende Rest-Subjektivität in seinem *dramatis personae* technokratischer Schwund-Subjekte vorführt: als *Ticks*, die sich gerade in der Hingabe etwa an den Verwaltungsakt ausleben.

In *Erziehung nach Auschwitz*<sup>199</sup> hat Adorno auf diese skurrile „Organisationswut“<sup>200</sup> hingewiesen; der Träger „verdinglichten Bewußtseins“<sup>201</sup> will „um jeden Preis angebliche, wenn auch wahnhaftige Realpolitik betreiben“.<sup>202</sup> Die „manipulative Persönlichkeit“<sup>203</sup> - eine zeitgenössische Version des Typus’ der *Kreatur*, wie man ihn seit Büchners Woyzeck, spätestens seit dem frühen Expressionismus kennt - leidet an „überwertigem Realismus“.<sup>204</sup> Kluges Figur Fred Harsleben, ein Charakter aus *Neue Geschichten*, begibt sich auf die „Suche nach einer praktischen, realistischen Haltung“ mit dem Ziel einer „Real-Höhle im Norden“<sup>205</sup>, auf Spitzbergen, wo er den erwarteten nuklearen Winter überstehen will. Sofort richtet er

---

<sup>196</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.207.

<sup>197</sup> Vgl. Jünger, Ernst, Strahlungen, Stuttgart 1955. Vgl. im Zweitem Pariser Tagebuch die Einträge vom 4.4.1943 (S.235f.), 15.9.1943 (S.315f.), 27.5. 1944 (S.397).

<sup>198</sup> Kluge, Neue Geschichten, S.69, Anm.10.

<sup>199</sup> Vgl Anm. 69.

<sup>200</sup> Adorno, Erziehung, S.102.

<sup>201</sup> Adorno, Erziehung, S. 104.

<sup>202</sup> Adorno, Erziehung, a.a.O.

<sup>203</sup> Adorno folgt in seiner Analyse hier anscheinend dem Soziologen David Riesman, der „Außenleitung“ als wesentlichen Defekt des modernen Menschen diagnostiziert; Adorno spricht auch vom „Herdentrieb der sogenannten lonely crowd“ (Adorno, Erziehung, S. 106) und zitiert damit einen Buchtitel Riesmans.

<sup>204</sup> Adorno, Erziehung, S.102.

<sup>205</sup> Kluge, Neue Geschichten, S.595.

seine „Organisationswut“ auf den Erwerb von Flugzeug - „eine Dotter-XII-Maschine mit Wasserkufen“<sup>206</sup> - und Pilotenschein, um einer Verwüstung der gemäßigten Zonen ( wie sie die Spezialisten Treppschuh und Rauchwasser planten ) durch Flucht auf die nördliche Eiskappe zu entgehen. Damit folgt er der alten mythologischen Logik, nach der sich das gefährdete Leben stets in die Eisregionen zurückzieht - Kontraktion!- um sich dort zu konservieren. Aber Harslebens „wahnhafte Realpolitik“ zeigt, „(...) daß Spitzbergen gar nicht so praktisch war, wie es nach den ersten Studien schien. Die Lage deutet darauf hin, daß gerade die Eisfelder der Polarregion Hauptgefechtsgebiet sein würden.“<sup>207</sup> - Ein anderer „Realpolitiker“ aus dem Personalbestand Kluges ist der Werkschutzleiter Ferdinand Rieche. Er „darf seine Fähigkeiten dem Gegner gegenüber nicht voll einsetzen, also setzt er sie ein, indem er den eigenen Vorstand erpreßt.“<sup>208</sup> Auch Rieche erträumt sich eine neue, unbedingte Existenz in der Einöde, in „Steppe, Wüste und Antarktis, (...) Tundra“ als Ideal-Terrains für seine Realpolitik, denn dort „wohnt die Freiheit des Denkens“.<sup>209</sup> Statt dessen muss er sich in einer weniger absoluten Industrielandschaft herumplagen. Kluge beschreibt sie beinahe wie ein Interieur. Dabei formt er eine Kontrafaktur zu der bereits zitierten Formulierung von „der unbarmherzige(n) Kälte“ und den „Luftmassen aus Astrachan, die nicht bereit sind, sich auf menschliche Maße einzustellen“ aus der *Schlachtbeschreibung*: „Die kleine Sonne drückt unheilvoll auf die Dunstschicht, die die 24 km am warmen Fluß sich hinziehende Industrielandschaft nach oben abdeckt. Es ist zweifelhaft, ob die Sonne überhaupt bereit ist, sich auf menschliche Maße einzustellen.“<sup>210</sup> Auch die Ursachen dieses Klimas enthält Kluge dem Leser nicht vor: „Der normalerweise auf 2500 km begrenzte Hitzegürtel um den Äquator ist in diesem Jahr aus Gründen, die den Meteorologen rätselhaft sind, auf 5000 km erweitert. Eine Heißlufttasche wird aus Südosten, Saudiarabien, Kleinasien in die Gegend von Wiesbaden geweht.“<sup>211</sup> - Diese Industrielandschaft liegt wie unter einer Dunstglocke und ist besiedelt ist von einer Vielzahl kleiner monadischer Waben: „Hier aber, im Kompaktbau des Verwaltungsturms, in einem 2-achsigen Büro-Zimmerchen, sitzt Werkschutz-Chef Ferdy Rieche in der Unfreiheit, eingeengt durch Rücksicht auf die Belegschaft, öffentliche Meinung, Grundgesetz, Vorstand.“<sup>212</sup> Nietzsche schob den christlichen Tugenden die Verantwortung für

---

<sup>206</sup> Kluge, Neue Geschichten, a.a.O.

<sup>207</sup> Kluge, Neue Geschichten, S.595f.

<sup>208</sup> Kluge, Alexander: Lernprozesse mit tödlichem Ausgang, Frankfurt am Main 1974, S.8; vgl. Lernprozesse, S.149-177, Ein Bolschewist des Kapitals.

<sup>209</sup> Kluge, Lernprozesse, S.149.

<sup>210</sup> Kluge, Lernprozesse, a.a.O.

<sup>211</sup> Kluge, Lernprozesse, S.177, Anm. 14.

<sup>212</sup> Kluge, Lernprozesse, S.149.

unerwünschte Aufheizungen des Sentiments zu;<sup>213</sup> der „Freigeist“ Rieche beklagt die Lauheiten der Demokratie und versucht, die Zumutungen der *heißen Gesellschaft*, die ihn, der „in den Dimensionen des Ernstfalls denkt“,<sup>214</sup> am Durchgreifen hindern, abzdämpfen:

Über dünn dahinziehenden Sommerwolken ist die Sonne zu sehen. Rieche blinzelt. Wenn er die Augen nur einen Spalt öffnet, erscheint diese Sonne als handlicher kühler Mond, während sie das geöffnete Auge als überheller Sonnenkörper schädigt. Er wiederholt stundenlang diese Versuche, die eine gewisse Exaktheit erreichen: blinzeln, die Sonne zu einem ‘handlichen’, d.h. augenballfreundlichen, Bällchen reduzieren.<sup>215</sup>

Rieche als einem Freund der Effizienz erscheint solche Aufheizung als nutzlose Verausgabung von Energie. In diese „Heißlufttasche“ verschlagen, versucht Rieche, seine Betriebstemperatur niedrig zu halten. Denn er ist nicht nur „Spezialist für die Unterdrückung von Aufständen“,<sup>216</sup> zugleich sucht er seine Rest-Privatsphäre zu eliminieren - „Eine ‘Liebende’ ist im Zusammenhang des Sicherheitsgefüges eines modernen Betriebes wie eine Geistesranke zu sehen.“<sup>217</sup> - was ihm jedoch nicht gelingt. Das Verdrängte schlägt zurück: als Tick („Blinzeln“), als Organisationswut, als Eigensinn in einer Form des Überdrehens, als Paranoia.<sup>218</sup>

Da Kluge sich gelegentlich am Science-Fiction-Genre versucht hat, scheint eine auffällige Parallele zu Arthur Clarks *2001* nicht zu weit hergeholt: Durch *Hibernation*, d.h. die Kälteschlaf-Konservierung von Raumschiff-Besatzungen, sind Jahrhunderte lange intergalaktische Reisen möglich. Zugleich scheinen emotionale Aufheizungen und Konflikte überwunden; am Ende aber entwickelt der allmächtige Bordcomputer eine für die Besatzung lebensbedrohende Psychose. - Walter Benjamin hatte über Paul Klees Figuren bemerkt, sie seien „gleichsam auf dem Reißbrett entworfen und gehorchen, wie ein gutes Auto auch in der Karosserie vor allem den Notwendigkeiten des Motors, so im Ausdruck ihrer Mienen vor allem dem Innern. Dem Innern mehr als der Innerlichkeit: das macht sie barbarisch.“<sup>219</sup> Auch wenn Carp bemerkt, Kluge konstruierte sein Personal eher „wie statt *als* Maschinen“,<sup>220</sup> so trifft Benjamins sachlich getönte Analyse Klees auch für Kluge zu; aus seinen Figuren ist - will man die Mensch-Maschine-Metapher weiterführen - die Innerlichkeit entfernt und ersetzt

---

<sup>213</sup> Zarathustra verwünscht in *Auf dem Ölberge* „diese räucherigen, stubenwarmen, verbrauchten, vergrüneten, vergrämelten Seelen“ (Nietzsche, Werke, Bd.2, S.424); Rieche würde dagegen befinden: „lax“ (Kluge, Lernprozesse, S.149).

<sup>214</sup> Kluge, Lernprozesse, S.153.

<sup>215</sup> Kluge, Lernprozesse, a.a.O.

<sup>216</sup> Kluge, Lernprozesse, S.149.

<sup>217</sup> Kluge, Lernprozesse, S.169.

<sup>218</sup> Vgl. Kluge, Lernprozesse, S.152.

<sup>219</sup> Benjamin, Walter: Erfahrung und Armut, in: Gesammelte Schriften, Bd. 2.1., S.216.

<sup>220</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.216.

worden durch ein prothetisches *Inneres*, das unumschränkte Affirmation mit der Macht des Faktischen (wahlweise auch Schicksal, Notwendigkeit, Umstände, *Ananke* etc.) bekundet. Kluges Figuren sind auch nach Innen *personae*. Im Inneren des Dezipionisten Jünger'scher Provenienz läutete unentwegt eine Alarmglocke; die Betriebsgeräusche der verwalteten Gestalten Kluges klingen wie das Summen eines elektrischen Türöffners. - „Die extremen Affekte, der extreme Schmerz ist in Kluges Texten abwesend; er hat keinen Ausdruck; er ist abwesend anwesend in den Leerstellen der Texte und in einer latenten nicht fixierten Sprache unter den Zitierten.“<sup>221</sup> Das bedeutet jedoch nicht, dass ein Anstieg der Betriebstemperatur immer vermieden werden kann. Wenn sie ansteigt, dann ist das ein Signal für das Erblühen einer Neurose. Wärme ist funktionslos verausgabte Energie: dem würde auch der unter Aufheizungen leidende Rieche zustimmen. Gerade bei Rieche aber, dem um seine Deklassierung fürchtenden Werkschutzleiter, diesem „Bolschewisten des Kapitals“, äußert sich die Neurose in einer besonderen Form des *Eigensinns*: er überdreht sein Funktionieren. Er will seine Unabkömmlichkeit demonstrieren, indem er Delikte inszeniert und Terror verbreitet, um dann dagegen ermitteln zu können. Soviel Überaffirmation, funktionslose Verausgabung und Aufheizung gefährdet das System, zu dessen rückhaltloser Unterstützung Rieche eigentlich angetreten war. Als Anarchie kehrt das Verdrängte zurück auf den antiseptischen Schauplatz, die „Kontrollräume der Wissenschaft, der Verwaltung, der Ökonomie“<sup>222</sup> und stiftet die Verwirrung, die gerade vermieden, zumindest bürokratisch reguliert werden sollte.

In Kluges Personal der *Lebensläufe*, der *Lernprozesse* und der *Neuen Geschichten* rinnen zwei Traditionen anthropologischer Motive zusammen; sie erscheinen nämlich gleichzeitig als „kalte *personae*“ und als *Kreaturen*.<sup>223</sup> Wer sich als Hyperboreer in Übereinstimmung mit historischen (sozialen, ökonomischen) Prozessen oder sogar als deren Subjekt und Motor wähnt, der läuft Gefahr, nur zu tun, was ohnehin geschieht. Die Kongruenz zwischen dem Eigensinn und der Macht des Faktischen lässt die Autonomie, um deren Erhaltung die kalte *persona* stets bedacht ist, als bedeutungslose, weil leere Differenz erscheinen. Es ist kein Zufall, wenn der Adorno-Schüler Kluge seine Pragmatiker mit den Zügen der Kreatur ausstattet; schließlich hatte Adorno selbst einen alten Topos der Kulturkritik bemüht, als er bei Probanden seiner Studie über die *Authoritarian personality* Unmündigkeit konstatierte sowie die Neigung, sich von außen, von autoritären „Leitbildern“ führen zu lassen. Bei Kluge erscheint die Kreatur nun nicht länger - wie noch im Expressionismus - als

---

<sup>221</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.216.

<sup>222</sup> Carp, Kriegsgeschichten, S.239.

Anpassungsbehinderter, dem man bevormundende Fürsorge angedeihen lassen muss. Hier ist die Kreatur ein moderner „Radartyp“, wie er bei David Riesman erscheint, auf den auch Adorno sich beruft.<sup>224</sup> Adorno selbst spricht auch vom „manipulativen Charakter“<sup>225</sup> und - fast liest sich das wie eine Anspielung auf Brechts *Maßnahme* - deren Bereitschaft, „blind ins Kollektiv sich ein(zu)ordnen“ sowie seine „Bereitschaft, andere als amorphe Masse zu behandeln“.<sup>226</sup> Adorno variiert in diesem Zusammenhang einen weiteren Topos der Kulturkritik, der an Schopenhauers Stachelschwein-Gleichnis erinnert: Adorno deutet den „Herdentrieb der sogenannten *lonely crowd*“ als „ein Sich-Zusammenrotten von Erkal teten, die die eigene Kälte nicht ertragen, aber auch nicht sie ändern können. Jeder Mensch heute, ohne jede Ausnahme, fühlt sich zuwenig geliebt, weil jeder zuwenig lieben kann.“<sup>227</sup> War es noch ein Anliegen der Avantgarde gewesen, zu zeigen, dass mitunter die Liebe kälter ist als der Tod, so findet sich das Motiv hier an dem Ort wieder, den die konservative Kritik ihm von je zugewiesen hatte. Der Unterschied ist, dass nicht der Moderne generell oder der Industriegesellschaft als dem Resultat von Entfremdung und Entzauberung die Qualität der Kälte zugewiesen wird, sondern dem Bürgertum als dem historischen Subjekt dieser Prozesse. Alexander Kluges Montage-Prosa liest sich über weite Strecken geradezu wie eine Illustration dieses Topos. Die „Kälte der gesellschaftlichen Monade“ ist eine „so alles durchdringende Kälte“,<sup>228</sup> dass selbst diejenigen, die sie ausatmen, nicht davor verschont bleiben. Der ehemalige SS-Arzt Boulanger aus *Lebensläufe* nimmt „auftretende Zugluft“ wie ein „Schuldgefühl“ wahr, „vor dem man sich hüten muß, wie Frühlingsanfang vor offenen Türen, die nur Erkältungen, ja Lungenaffektionen bringen.“<sup>229</sup> Das Schuldgefühl erwächst nicht aus dem Gewissen oder einer sonstigen moralischen Innenleitung, sondern wird als Zumutung von außen empfunden, als etwas das man sich einfängt wie einen Schnupfen. Auch andere Protagonisten der *Lebensläufe* leiden unter neurotischer Angst vor der Kälte: „Er krümmte die Schultern, weil er die Zugluft in dieser Vorhalle fürchtete“,<sup>230</sup> „Er zog sich in die äußerste Ecke der Bank zurück, prüfte, ob hier Zugluft herrschte.“<sup>231</sup> Die Tradition der Psychoanalyse (in die sich auch Kluge mit seinen wiederholten Hinweise auf Sandor Ferenczis Kälte-

---

<sup>223</sup> Vgl. Lethen, *Verhaltenslehren*, S.53ff., S.245ff.

<sup>224</sup> Adorno, *Erziehung*, S.106.

<sup>225</sup> Adorno, *Erziehung*, S.101.

<sup>226</sup> Adorno, *Erziehung*, a.a.O.

<sup>227</sup> Adorno, *Erziehung*, S.106.

<sup>228</sup> Adorno, *Erziehung*, S.106f.

<sup>229</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.19.

<sup>230</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.99.

<sup>231</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.98.

Theoreme einreihet) verbindet sich mit den Ausführungen Adornos, wenn Kluge erklärt, wie ein Krankheitsbild das andere überlagert:

Er zieht die Schultern zusammen, nicht weil es kalt ist, sondern weil niemand etwas zu sagen weiß, da ihn erwärmt; Er sucht nach Zugluft, Rechtfertigung für sein Wärmebedürfnis. Er fürchtet sich vor Erkältungen. Er kann sich eine Schwächung des Körpers nicht leisten. Er ist geschützt vor Menschen, aber verletzbar durch Eingriffe der Zugluft.<sup>232</sup>

In den *Neuen Geschichten* tritt ein Soziologe und Philosoph mit Namen Heinrich Regius auf, über den Kluge referiert: „Da er sich jetzt, nach seiner Emeritierung, in diesem Sommerhäuschen verbarg, mußte er nicht mehr Sorge tragen, Häuser zu meiden, in denen jemand Erkältungen oder Grippe hat.“<sup>233</sup> - Manchmal fehlt in den Außenansichten der Kluge'schen Städtebewohner der Zug der Kreatur völlig, manchmal dominiert er.

### 3.6. „Entmenschlichung auf eigene Faust“<sup>234</sup>

Kluges *persona* Manfred Schmidt aus *Lebensläufe*<sup>235</sup> zeichnet sich dadurch aus, dass er sich ohne Not in einem Bereich tummelt, der, betrachtet aus der verdächtigenden Perspektive der Kulturkritik, als reine „Domäne des Uneigentlichen“<sup>236</sup> erscheinen muss: Im ersten Teil des Manfred-Schmidt-Dossiers tritt dieser als Organisator eines Kostümfestes und als Karnevalsprinz in Erscheinung. Kluge entwirft das Harmonie- und Integrationsmilieu einer Betriebsbelegschaft als Rahmen, in dem besonders Manfred Schmidts Tüchtigkeit zum Gegenstand der Verhaltensforschung werden kann. Über der protokollarischen Beschreibung der Festlichkeiten steht unausgesprochen Adornos Verdikt vom *fun* als Stahlbad. Wie Adorno scheint Kluge die Erfahrung oder die Beobachtung gemacht zu haben, dass sich der „Faschismus in den Verkehrsformen fort(setzt)“.<sup>237</sup> Die Aktivitäten des „Festkomitees“ ähneln militärischen Operationen: ein Polizeikommissar „in Breches“ kontrolliert „mögliche Fluchtorte“; Beamte einer Wach- und Schließgesellschaft in „grauen

---

<sup>232</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.100f.

<sup>233</sup> Kluge, *Neue Geschichten*, S.240. Unter dem Pseudonym Heinrich Regius veröffentlichte Adornos Sozius am Institut für Sozialforschung, Max Horkheimer, 1934 eine Sammlung philosophischer Kurzprosa mit dem Titel *Dämmerung*.

<sup>234</sup> Adorno, Theodor W.: *Philosophie der Neuen Musik*, in: *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1971 ff., Bd.12, S.158.

<sup>235</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.111f.

<sup>236</sup> Lethen, *Verhaltenslehren*, S.236.

<sup>237</sup> Carp, *Wer Liebe Arbeit nennt*, S.190.

Schutzmänteln“ haben das Gebäude „hermetisch abgesperrt“; Lautsprecher „in der großen Treppenhalle“ und „120 Scheinwerfer“<sup>238</sup> suggerieren eine Art Parteitags-Equipment. Lebensmittelchemiker des Gewerbeaufsichtsamtes, Vertreter der Finanzverwaltung und der Polizeiaufsicht<sup>239</sup> sind anwesend; das Fest wird von dem „Mitarbeiterstab“ der „Organisationsleitung“<sup>240</sup> betreut; eine „Einsatzgruppe Beier-Müncheberg“<sup>241</sup> versucht, durch provozierte Schlägereien Stimmung anzuzetteln:

Brintziger, Beier-Müncheberg, Horn I, Horn II, immer an der Naht der Ströme, dringen zu Eingang IV vor, dort soll es Krawall gegeben haben. Die Männer von der Wach- und Schließgesellschaft haben die Störung bereits beseitigt. Aber auch diese Schlägerei bringt keine Belebung (...) Es kommt für die Festleitung darauf an, die erstbeste Gelegenheit, die Stimmung etwas zu erhöhen, brutal wahrzunehmen: die Einsatzgruppe Beier-Müncheberg schmeißt einen jungen Mann aus dem Saal raus. Das schmiedet die Leute zusammen.<sup>242</sup>

Ein „Fanfarenstoß“ „löst“ ein Tanzprogramm aus.<sup>243</sup> - Kluge sieht hier einen omnipräsenten Willen zur Effizienz am Werk, dem Jüngerschen Arbeitswillen ähnlich, zugleich die Bereitschaft, selbst noch ein Betriebsfest nach den Richtlinien eines Industrie- oder Verwaltungsbetriebs (oder eines Konzentrationslagers) zu organisieren.

Auch Adorno bezeugt ein solches Verhalten:

Der manipulative Charakter (...) zeichnet sich aus durch Organisationswut, durch Unfähigkeit, überhaupt unmittelbare menschliche Erfahrungen zu machen, durch eine gewisse Art von Emotionslosigkeit, durch überwertigen Realismus (...) Er denkt oder wünscht nicht eine Sekunde lang die Welt anders, als sie ist, besessen vom Willen *of doing things*, Dinge zu tun, gleichgültig gegen den Inhalt solchen Tuns. Er macht aus der Tätigkeit, der Aktivität, der sogenannten *efficiency* als solcher einen Kultus, der in der Reklame für den aktiven Menschen anklingt.<sup>244</sup>

Kluge wie Adorno präsentieren den neusachlichen Habitus des Einverständnisses auf seiner letzten Schwundstufe. Diese Haltung wird aus dem Kontext eines ursprünglich antitraditionell gedachten Kulturkampfes (Sport, Amerikanismus, Jazz gegen Geist der Gründerzeit und des Wilhelminismus), der in den 20er Jahren mit dem Triumph der Sachlichkeit ein Ende fand, gelöst und in ein affirmatives Angestellten-Milieu überführt. Adornos Formel für die Träger dieses erratischen Krankheitsbildes aus Zeiten der Neuen Sachlichkeit - das er auch an „einige(n) Nazimonstren“ diagnostiziert hat - ist die vom „Typus des verdinglichten

---

<sup>238</sup> Kluge, Lebensläufe, S.111f.

<sup>239</sup> Kluge, Lebensläufe, S.113, S.115.

<sup>240</sup> Kluge, Lebensläufe, S.112.

<sup>241</sup> Kluge, Lebensläufe, S.119.

<sup>242</sup> Kluge, Lebensläufe, S.118f.

<sup>243</sup> Kluge, Lebensläufe, a.a.O.

<sup>244</sup> Adorno, Erziehung, S.102.

Bewußtseins“.<sup>245</sup> „Überwertiger Realismus“ habe sie zuerst dazu geführt, die eigene Person, damit den vermeintlichen Ansprüchen der Wirklichkeit vorausseilend, zu objektivieren, um dann, „wenn es ihnen möglich ist, die anderen den Dingen gleich(zumachen)“ und „‘fertig(zu)machen’ als im doppelten Sinn zugerichtete Dinge“.<sup>246</sup> Das Verhältnis dieses Typus zur Technik hält Adorno für besonders aufschlussreich; es führe in das Zentrum seines Gegenstandes. Dass der durchschnittliche Mensch der Moderne „auf Technik eingestimmt“ ist, lässt Adorno ihm noch durchgehen: „Das hat seine gute Rationalität: in ihrem engeren Bereich werden sie weniger sich vormachen lassen, und das kann auch ins Allgemeine hinein wirken“;<sup>247</sup> hier erhofft er sich begrenzte emanzipatorische (vielleicht auch nur konservierende) Möglichkeiten. Zugleich sieht Adorno die Tendenz am Werk, „die Technik“ vom Mittel zum reinen Zweck ihrer selbst zu befördern: „Die Mittel (...) werden fetischisiert, weil die Zwecke (...) verdeckt und vom Bewußtsein abgeschnitten sind.“<sup>248</sup>

Merkwürdig unscharf ist hier Adornos Begriff einer „Fetischisierung der Technik“.<sup>249</sup> Er sieht den Fetisch als Moloch oder Götzen. Aber ein Fetisch ist etwas, das verworfen werden kann, falls es nicht funktionieren sollte, und sei es nur zugunsten eines neuen Fetischs. - Hegels Kritik an den „Naturreligionen“ war ja gerade eine Kritik des Fetischismus als einem - nach abendländischem Verständnis - allzu legerem („kindischen“) Umgang mit der Notwendigkeit, bzw. der mangelnden Ehrfurcht vor seinem Begriff. Der Fetischismus ersetzt die Notwendigkeit durch einen situativen Pragmatismus, dessen Maxime es ist, in jeder neuen Situation auch neu nachzudenken, dem aktuellen Sachverhalt einen Gedanken zu schenken, statt allgemein formulierte Imperative zu befolgen. Die menschliche Willensfreiheit bleibt gewahrt, solange es möglich ist, den Fetisch bei Nichtgenügen einfach verschrotten zu können. Soviel Pragmatismus zieht jedoch Adornos verdächtigende Analyse auf sich; dabei hält er sich mit der Zuschreibung bestimmter Eigenschaften nicht lange zurück:

Bei dem Typus, der zur Fetischisierung der Technik neigt, handelt es sich, schlicht gesagt, um Menschen, die nicht lieben können. Das ist nicht sentimental und nicht moralisierend gemeint, sondern bezeichnet die mangelnde libidinöse Beziehung zu anderen Personen. Sie sind durch und durch kalt, müssen auch zuinnerst die Möglichkeit von Liebe negieren, ihre Liebe von anderen Menschen von vornherein, ehe sie sich nur entfaltet, abziehen.<sup>250</sup>

---

<sup>245</sup> Adorno, Erziehung, a.a.O.

<sup>246</sup> Adorno, Erziehung, a.a.O.

<sup>247</sup> Adorno, Erziehung,, S.104.

<sup>248</sup> Adorno, Erziehung, S.105.

<sup>249</sup> Adorno, Erziehung, a.a.O.

<sup>250</sup> Adorno, Erziehung, a.a.O.

Kluge illustriert diese These in *Manfred Schmidt besucht seine ehemalige Freundin in der Todesstunde* und hält sich dabei so streng an die metaphorischen Vorgaben Adornos, dass es scheint, als rekonstruiere er eine Versuchsanordnung samt ihrer Rahmenbedingungen. - Statt sich um seine schwerkranke Geliebte im Nebenraum zu kümmern, manipuliert Schmidt an einem Radioapparat herum. Die Freundin wird als Aggregat einzelner Teile wahrgenommen - „ein hübsches, viel zu kleines Gesicht, um das herum der Kopf zur normalen Erwachsenengröße gewachsen war. Kleine Hände, Körper, Glieder verschiedene Altersklassen.“<sup>251</sup> - das jedoch im Gegensatz zum funktionierenden Radio - „noch ehe er mit dem Kaffee fertig war - und als er wieder zu dem Philipsgerät hinübersah -, war die Scheibe mit den Sendern hell erleuchtet.“<sup>252</sup> - nicht funktioniert, sondern „knörig“ ist: ein Tableau ganz im Sinne der von Adorno mit Degout zitierten Aussage einer Testperson: „I like nice equipment“.<sup>253</sup>

Die „Kälte der gesellschaftlichen Monade“,<sup>254</sup> hier in Gestalt Manfred Schmidts, zeigt sich aber ebenso an ihrer permanenten Klage über die Lieblosigkeit oder mangelnde Liebesfähigkeit der Anderen. Was an Zuwendung aufgeboten werden kann, mündet - „Organisationswut“- in dem ahnungs- und planlosen Aktionismus einer Rosskur:

Er richtete sich in dem Zimmer gemütlich ein. Als der Arzt kam, bat sie ihn, in ein anderes Zimmer zu gehen. Als der Arzt fort war, wollte er sie kalt duschen, nach einem alten Hausrezept ein gutes Mittel bei Leibschmerzen, aber auch daraus wurde nichts. Er hörte sich das Radioprogramm an und sagte ihr, daß sie rufen sollte, wenn sie ihn haben wollte. Später ging er noch einmal hinüber und fragte sie, ob sie ihn überhaupt sympathisch fände, ob sie überhaupt Wert auf seine Nähe lege. Er erinnerte sie an die Tage von Trident. Sie stöhnte, auf einer Seite liegend, die Decke fast über den Kopf gezogen, wenigstens das dünne lakenförmige Ende der Decke, wie man ein Taschentuch in den Mund steckt und daraufbeißt. Er versuchte, sie am Bauch zu massieren, aber sie wehrte ihn nur ab, als er zudringlich werden wollte. Er kritisierte ihre Einstellung und ihre Kälte.<sup>255</sup>

Hier zieht der Intimitätsterror sämtliche Register. Manfred Schmidt bedient sich einer vorgefertigten Empfindsamkeits-Phraseologie, die ebenso insinierend wie eindeutig ist. Er redet in Versatzstücken von „Nähe“, macht sentimentale Reminiszenzen an „die Tage von Trident“, kritisiert ihre „Kälte“. Das rein sexuelle Interesse (so der Vorschlag, kalt zu duschen als Vorwand, „L.“ auszuziehen, das vorhersehbare Frieren danach als Möglichkeit, Annäherung als Fürsorglichkeit zu kaschieren - „aber daraus wurde nichts“ -, die

---

<sup>251</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.128 - „Von L. entsteht ein eigentümlich heterogenes Bild. Das weiße, mit Kirschblütenmuster versehene ‘Seidenmäntelchen’ ist - wirkungsästhetisch gesehen - eher Umsetzung von Verfrorenheit in Stoff, Farbe und Ornament als wärmende Umhüllung.“ - Mog, *Kälte*, S.15.

<sup>252</sup> Kluge, *Lebensläufe*, S.129; vgl auch Carp, *Wer Liebe Arbeit nennt*, S.194.

<sup>253</sup> Adorno, *Erziehung*, S.105.

<sup>254</sup> Adorno, *Erziehung*, S.106.

<sup>255</sup> Kluge, *Lebensläufe*, a.a.O.

unangemessene Bauchmassage als Anlass für Zudringlichkeiten) tut intim und klagt über Lieblosigkeit und Kälte. - „Jeder Mensch heute, ohne Ausnahme, fühlt sich zuwenig geliebt, weil jeder zuwenig lieben kann.“<sup>256</sup> In der Stunde des Todes bekommt diese Mischung aus Eigensüchtigkeit und Intimitätsterror etwas Bizarres und Unheimliches:

Im Laufe des Nachmittags wurde ihr Befinden schlechter. Sie hatte Krämpfe, aber er war noch zu sehr beleidigt, um das zu beachten. (...) Er versuchte, sie abzulenken, indem er versuchte, sie in Stimmung zu bringen. Aber sie war knörig, und alles, was er machte, tat ihr weh.(...) Erst wesentlich später merkte er, daß er es mit einer zu tun hatte, die jetzt starb. Er fürchtete sich, kam dabei auf den Gedanken, sie sollte vor ihrem Tode noch ein Erlebnis mit ihm haben. Er traf auch Anstalten, die aber im Widerstreit der Gefühle steckenblieben.<sup>257</sup>

Bevor Schmidt zuletzt und zu spät den Arzt ruft, versucht er noch einmal, da er sonst schon nichts zu tun weiß, die Sterbende mit kleinen Kälteschocks aus der Folklore der Hausrezepte zu kurieren: er „lüftet“, zieht „neue Laken“ auf, bereitet ein „frisches Lager“. Aber: „Sie starb, als er gerade dabei war, die Sache richtig in die Hand zu bekommen. Mit der nötigen Energie am Telefon stellte sich auch der Erfolg ein. Eine Viertelstunde später war der Arzt schon da.“<sup>258</sup> - Manfred Schmidts unternehmender Schwung lässt sich auch durch die finale Tatsache des Todes nicht bremsen. Wo der Zweck vom Bewusstsein abgeschnitten ist, wird er durch das Mittel ersetzt. Aber die Kälte, die bei einer derartigen Vertauschung ausgefällt wird, ist nicht durch ein künstliches Andrehen von Wärme zu beseitigen: man wiederholte so nur die funktionale Geste, mit der Manfred Schmidt das Radio angedreht hatte, auf das es sogleich gemütlich werde. Adorno:

Wenn irgend etwas helfen kann gegen Kälte als Bedingung des Unheils, dann die Einsicht in ihre eigenen Bedingungen und der Versuch, vorwegnehmend im individuellen Bereich diesen ihren Bedingungen entgegenzuarbeiten. (...) Vor allem aber kann man Eltern, die selber Produkte dieser Gesellschaft sind und ihre Male tragen, zur Wärme nicht animieren. Die Aufforderung, den Kindern mehr Wärme zu geben, dreht die Wärme künstlich an und negiert sie dadurch. (...) Der Zuspruch zur Liebe - womöglich in der imperativen Form, daß man es soll - ist selber Bestandteil der Ideologie, welche die Kälte verewigt. Ihm eignet das Zwanghafte, Unterdrückende, das der Liebesfähigkeit entgegenwirkt. Das erste wäre darum, der Kälte zum Bewußtsein ihrer selbst zu verhelfen, der Gründe, warum sie wurde.<sup>259</sup>

Das erinnert an den bereits mehrfach zitierten Satz Peter von Matts über Adornos alten Antipoden Brecht: „Dem Frierenden ist die Kälte zu zeigen. Nichts kennt er besser als sie und darum ist es auch notwendig, daß er sie erkennt.“ Adorno ist konsequent; da der

---

<sup>256</sup> Adorno, Erziehung, S.106.

<sup>257</sup> Kluge, Lebensläufe, a.a.O.

<sup>258</sup> Kluge, Lebensläufe, S.130.

<sup>259</sup> Adorno, Erziehung, S.107f.

Fetischisierung, wie er es nennt, die Kälte wesentlich ist, ist auch mit einem Wärme-Fetisch niemandem geholfen außer den Rhetorikern, die an die Überzeugungskraft des Oxymorons glauben.

Adorno betrachtet die Fetischisierung als ein zwanghaftes Ritual, das Unfreiheit produziert. In seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Religion*<sup>260</sup> erklärt Hegel, anders als Adorno, den „Fetischdienst“, Element jeder Naturreligion, als einen zauberischen Pragmatismus, der seinen Anwendern ein hohes Maß an Verfügbarkeit gestattet:

Die Neger haben eine Menge von Götzenbildern, natürlichen Gegenständen, die sie zu ihren Fetischen machen. Der nächste beste Stein, Heuschrecke: das ist ihr Lar, von dem sie erwarten, daß er ihnen Glück bringe. Das ist so eine unbekannte, unbestimmte Macht, die sie unmittelbar selbst kreiert haben; stößt ihnen daher Unangenehmes zu und finden sie den Fetisch nicht dienstfertig, so schaffen sie ihn ab und wählen sich einen anderen. (...) Der Fetisch ist veränderlich und sinkt zum *Mittel* herab, dem Individuum etwas zu verschaffen.<sup>261</sup>

Und an anderer Stelle bemerkt Hegel:

Hier im Fetische scheint nun zwar die Selbständigkeit gegen die Willkür des Individuums aufzutreten, aber da eben diese Gegenständlichkeit nichts anderes ist als die zur Selbstanschauung sich bringende individuelle Willkür, so bleibt diese auch Meister ihres Bildes. Begegnet nämlich etwas Unangenehmes, was der Fetisch nicht abgewendet hat, bleibt der Regen aus, entsteht Mißwachs, so binden und prügeln sie ihn oder zerstören ihn und schaffen ihn ab, indem sie sich zugleich einen anderen kreieren; sie haben ihn also in ihrer Gewalt. Es hat ein solcher Fetisch weder die religiöse Selbständigkeit, noch weniger die Künstlerische; er bleibt lediglich ein Geschöpf, das die Willkür des Schaffenden ausdrückt und das immer in seinen Händen verharrt. Kurz, es ist kein Verhältnis der Abhängigkeit in dieser Religion.<sup>262</sup>

Der allzu laxer Umgang mit der Notwendigkeit, ganz zu schweigen vom Mangel ihres Begriffs, lässt ein Volk im Naturzustand einer Kindernation verharren. ( Die Mode, die ebenso verfährt - „und schaffen ihn ab, indem sie sich zugleich einen anderen kreieren“- wird heute aus demselben Grund beargwöhnt.) - Wenn Brecht in der *Dreigroschenoper* Maceath und Polly im Duett singen lässt: „Es geht auch anders, aber so geht es auch“, dann zeigt er dieselbe metonymische Nonchalance gegenüber der Notwendigkeit. Diese Zeile entstammt einer Epoche, in der sich der Wechsel der (Technik-) Moden beschleunigte und ihre Dauer sich verkürzte, und die ein mondänes Gefallen an der „Negerplastik“ zeigte; auch die modische Faszination am improvisierenden Jazz verdankt sich womöglich der Ahnung, hier werde das Diktat der Notwendigkeit für einen Moment ausgesetzt.

---

<sup>260</sup> Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Werke in 20 Bänden, Frankfurt am Main 1969, Bd.16, S.294ff.

<sup>261</sup> Hegel, Werke, Bd.16, S.295.

<sup>262</sup> Hegel, Werke, Bd.12, S.123.

Könnten also nicht gerade in dem, was Adorno als verdinglichtes Bewusstsein schmäht, Chancen liegen gegen „überwertigen Realismus“ und vorausseilende, mit der *Härte des Lebens* kokettierende, „kalte“ Objektivierungen? Ein solcher Pragmatismus ersetzt das eine Fetisch-Modell metonymisch durch ein anderes in der Hoffnung, dieser möge besser funktionieren, und zeigt zugleich mit dem Mangelhaften des Vorläufers auch das Provisorische am aktuellen Fetisch vor. Die Literatur der zwanziger Jahre kennt viele Bilder vom Sich-Einrichten im Provisorium. Allerdings erscheint Adorno diese Methode, einen „Befehlsnotstand“<sup>263</sup> zu umgehen, zu frivol, da er in ihr eine Geste der Affirmation vermutet. Dieses Einverständnis affirmiert nicht die Wucht des Negativen (also Not, „harte“ Fakten etc.), sondern ergibt sich aus der Bereitschaft, sich notfalls auch in einer Sphäre der Negativität zu tummeln. Denn hier sind die Mittel zu finden, um sich gegen die Notwendigkeit, die das Negative verhängt, zu wappnen. Und dazu gehören eben auch diverse Technik-Fetische. - „Fetischisierung der Technik“ hieße also gerade, Technik *nicht* für eine „Kraft eigenen Wesens“<sup>264</sup> zu halten, sondern im Umgang mit ihr Souveränität zu gewinnen. Hegel hat das erkannt, wenn er schreibt: „Ich ist das Zaubernde; aber durch das Ding selber besiegt er das Ding.“<sup>265</sup> Wenn Adorno bei dem „Typus, der zur Fetischisierung der Technik neigt“<sup>266</sup>, eine alles durchdringende Kälte ausgemacht hat - „Sie sind durch und durch kalt, müssen auch zuinnerst die Möglichkeit von Liebe negieren“<sup>267</sup> - dann wäre diese Kälte aber nicht die wahrnehmbare Ausfällung eines allzu nachdrücklichen, emphatischen Einverständnisses mit der Notwendigkeit, sondern die ihrer Dispensierung. „Jazz klingt vortrefflich zu Stahl, und die Weisen Weills zeigen, daß der Stahl nicht stimmt.“<sup>268</sup> meint denn auch Ernst Bloch. Adorno beugt sich einem selbstauferlegten „Symboldruck“.<sup>269</sup> Seinen Verdacht einem pragmatisch verfahrenen Fetischismus gegenüber teilt er mit der traditionellen bürgerlichen Kulturkritik, die jederzeit den Beweis zu führen bereit ist, das Abendland werde durch die Technik, bzw. ihre Fetischisierung von einer neuen Eiszeit überzogen. Aber auch Ernst Bloch erachtet die Technik als ungeeignet für die Zwecke der Fetischbildung. Der Fetisch sei das Erzeugnis einer „Not des Aussprechenmüssens“<sup>270</sup>, also das Resultat eigener Produktion (die Bloch gut expressionistisch als Notdurft und Gebärwille deutet), und

---

<sup>263</sup> Adorno, *Erziehung*, S.97.

<sup>264</sup> Adorno, *Erziehung*, S.104.

<sup>265</sup> Hegel, *Werke*, Bd.16, S.288.

<sup>266</sup> Adorno, *Erziehung*, S.105.

<sup>267</sup> Adorno, *Erziehung*, a.a.O.

<sup>268</sup> Bloch, *Erbschaft dieser Zeit*, Frankfurt am Main 1962, S.229.

<sup>269</sup> Lethen, *Freiheit von Angst*, S.80.

<sup>270</sup> Bloch, *Ernst: Geist der Utopie*. Erste Fassung, Faksimile der Ausgabe von 1918, Frankfurt am Main 1985, S.19.

nicht das Resultat eines Versuchs, Fertigteile mit neuer Bedeutung zu versehen. Demnach bietet auch für ihn die Produktions- und Erwerbssphäre keine Möglichkeit der *Entlastung*: „Wir hatten es verlernt (...), die Hand hat das Basteln verlernt.“<sup>271</sup>

Bloch plädiert für ein Verfahren der Entmischung und Trennung. Auf der einen Seite befände sich demnach die Sphäre der Selbstverwirklichung, die der „Not des Aussprechenmüssens“ Rechnung trägt, wo die Expression regiert und das Unbekümmerte des zweckfreien Spiels: „Aber dafür malen wir auch wieder wie die Wilden, im besten Sinn des Frühen, Unruhigen und Barbarischen genommen. So ungefähr wurde auch die Tanzmaske geschnitzt“.<sup>272</sup> - Auf der anderen Seite gilt es, „das kalte Zweckgerät erst recht kalt zu machen, damit man merke, was danach noch reichlich zu erwärmen übrig bleibt.“<sup>273</sup> Da eine „warme Warenerzeugung“<sup>274</sup> nicht gelingen kann oder nur Kitsch hervorbringt, soll die „technische Kälte“<sup>275</sup> die in der Sphäre der Produktion herrscht, noch potenziert und überboten werden. Man flirtet mit technoiden Prinzipien wie „volle Beanspruchung“, „Ausschaltung des Leerlaufs, toter Gewichte und ungenutzter Energien“<sup>276</sup> um Wärme als Abstrahlung nutzlos verausgabter Energie zu verhindern, werden tayloristische Prinzipien mobilisiert.

Es entsteht also eine Art Zwei-Reiche-Theorie: hier schwillt dem Bohemien die Tolle, darf der Künstler sich gehen lassen; da soll der Notwendigkeit gegeben werden, was ihr gebührt. Dieses Verfahren der Entmischung von kalt und warm ist allerdings - als Arbeitsteilung - immer schon den Verfahren der Sphäre entlehnt, der es alle Komplizenschaft mit avantgardistischem Furor aufkündigt.

Erst wenn sich die Zweckform zu ihrem Tun bescheidet, schließt sich dieses Andere sorgenlos und endlich auch stilbefreit auf. Begriffene Entlastung, begriffene Entladung, reinigend, was sich bisher zum Erwerbsleben, zum Kunstgewerbe, zur eudämonistischen Stilistik unreinlich mischte, schließen sich helfend einander an; getrennt marschierend, vereint schlagend. Geburt integraler Technik und Geburt integraler Expression, genau auseinandergehalten, geschieht doch aus der gleichen Magie: gründlichste Schmucklosigkeit auf der einen, grundhafteste Überschwänglichkeit, Ornamentik auf der anderen Seite, und doch beide Variablen des gleichen Exodus.<sup>277</sup>

Zwischen 1910 und 1930 folgten die Avantgarden einer Logik der Entmischung und taten damit etwas jeder Avantgarde Unwürdiges: sie liefen dieser Logik hinterher. Der Expressionismus wurde von der Sachlichkeit abgelöst, und in der hier zutage tretenden

---

<sup>271</sup> Bloch, Geist der Utopie, a.a.O.

<sup>272</sup> Bloch, Geist der Utopie, a.a.O.

<sup>273</sup> Bloch, Ernst: Geist der Utopie. Bearbeitete Neuauflage der zweiten Fassung von 1923, Frankfurt am Main 1964, S.20.

<sup>274</sup> Bloch, Geist der Utopie, zweite Fassung, S.21.

<sup>275</sup> Bloch, Geist der Utopie, zweite Fassung, S.20.

<sup>276</sup> Lethen, Freiheit von Angst, S.81.

<sup>277</sup> Bloch, Geist der Utopie, zweite Fassung, S. 25.

Haltung sah Bloch seine Forderungen nach „gründlichster Schmucklosigkeit“ eingelöst: „Sachlich sein, heißt hier, das Leben und seine Dinge so kühl als leicht zu machen“ schreibt Bloch in *Erbschaft dieser Zeit* von 1935. Bloch betont den phänomenologischen Aspekt der *Neuen Sachlichkeit*, wenn er ihrer Bereitwilligkeit, das „ehrlichere Gesicht“, das „reine roh-kalte, phantastische Gesicht des Spätkapitalismus“, den „aufrichtigste(n) Hohlraum“<sup>278</sup> zu zeigen, seinen Tribut zollt. Die neuen und immer schneller wachsenden Industriestädte, so fällt ihm auf, *fahren*, sie sind „erste Seestädte auf dem Land, fluktuierend und aufgelockert, am Meer einer unstatistischen Zukunft“.<sup>279</sup> Häuser, die aus dieser Gesinnung entstehen, nähmen das Gepräge von Schiffen an:

Riemen laufen um die Gesimse, aus blauem Stahl, nachts leuchtend. Die betonte Breite ist keine mehr, sie erinnert eher an die Hungerschlangen, welche vor den Geschäften gestanden haben (...) Die Not zwingt zu großen Blöcken, doch die offene Zeit bläst den Würfel an und ändert seine Gestalt. Niedere Türen führen nicht mehr ins sichere Haus, sondern an Bord. Kurven bilden einen Schiffsbug, die Schlangen ziehen Bänder um den Rumpf (...) Treppen von außen, eingienietete Rundfenster verstärken den fahrenden Eindruck: das ganze Haus wird ein Schiff.<sup>280</sup>

Die derart in Bewegung geratenen Städte<sup>281</sup> sind ständig von „frischer Luft“<sup>282</sup> durchweht; bei Bloch wird der aus Brechts Werk bekannte Topos zur Metapher einer optimistischen Geschichtskonzeption, dem Aufbruch in die Utopie:

Auch an diesem lernt man frieren. (Bloch spricht vom oben beschriebenen „Schiffshaus“, M.W.) Drinnen wie draußen ist die Wand nackt. Aber dafür sieht man das Innere offen, das Draußen bricht durch. Die dicken Stoffe sind gefallen, ein durchdringender Wille reißt ab. All das möchte woanders sein als dort, wo es so hohl steht.<sup>283</sup>

Blochs Geschichtsoptimismus gibt auch eine Antwort auf die Frage, die sich nach all diesen Zitaten aufdrängt; wieso nämlich der unorthodoxe Marxist Bloch das „roh-kalte Gesicht des Spätkapitalismus“ so sportlich anerkennt. Sein Geschichtsoptimismus geht einher mit dem Glauben an die Verfügbarkeit der Technik und mit Ermächtigungssillusionen: wer wird souverän über die Technik gebieten, wenn nicht - der Avantgardist, einherschreitend auf dem Kothurn des historischen Subjekts? Wer derartige Ermächtigungsphantasien nährt, bei dem kann mitunter das Wissen um die Kosten solcher Einverständniserklärungen im Trüben liegen. Ihre Zumutungen werden gewöhnlich stoisch ertragen, ganz dem Stil einer

---

<sup>278</sup> Bloch, *Erbschaft*, S.210f.

<sup>279</sup> Bloch, *Erbschaft*, S.211.

<sup>280</sup> Bloch, *Erbschaft*, S.229.

<sup>281</sup> Vgl. dazu: Scarpa, *Abschreibungsmythos Alexanderplatz*, S.127-133.

<sup>282</sup> Bloch, *Erbschaft*, S. 212.

<sup>283</sup> Bloch, *Erbschaft*, S.229.

„soldatischen Moderne“ verpflichtet. Bloch weiß jedoch, dass auch das zur Geschichtsmacht ausersehene Subjekt nicht überfordert werden darf: „Von der Schwindsucht der Proleten redet der Mittelstand weniger als von der Tänzerin, obwohl hier ein wirklich trauriges Ende zu sein pflegt. Er sieht nur den Schnupfen, der angeblich von frischer Luft kommt, von derselben, nach der er im Grunde sich sehnt.“<sup>284</sup> - Die „frische Luft“, meteorologische Metapher für die *tabula-rasa*-Attitüde der Avantgarde, überfordert unter Umständen die Physis. Schließlich war der Schnupfen schon in Jakob van Hoddis' Gedicht *Weltende* als apokalyptisches Zubehör eher Anzeichen des Untergangs der alten, statt in Kauf genommenes Übel der neuen Zeit.

Der Symboldruck, der sowohl Adornos wie auch Blochs Argumente ordnet, resultiert aus der Vorstellung, Kälte entstehe durch Trennung. Die Bereitschaft, das Fetisch-Vehikel, sobald es versagt, gegen ein neues einzutauschen, also Bereitschaft zur *Mobilität* (das Wort selbst schon ein falscher, weil unantastbarer Fetisch!) erzeugt sie: „Mobilität setzt Trennung voraus; der sinnfällige Effekt von Trennung ist Kälte.“<sup>285</sup> Manfred Schmidt, diese Allegorie des Angepassten, wird nicht zum Mobilitätsmonster, weil er die Technik fetischisiert, sondern weil er die durch den Fetisch gewonnenen Freiheiten und Ermächtigungen so eifrig doch nur wieder dem Betrieb zuführt, sie in ihn einspeist und opfert. Aus „Libertät“ und dem avantgardistischen „Lob des provisorischen Raums“<sup>286</sup> wird „Liberalität“ als die garantierte Unbegrenztheit investorischer und industrieller Unternehmungen.

---

<sup>284</sup> Bloch, Erbschaft, S.27.

<sup>285</sup> Lethen, Freiheit von Angst, S.82.

<sup>286</sup> Lethen, Freiheit von Angst, S.84; vgl. auch Benjamins Beschreibung des winterlichen Moskau in *Denkbilder*.

### 3.7 Brecht und Kluge - Resümee

Brecht und Kluge eint der sachliche und distanzierte Umgang mit der Kälte-Metaphorik. Sie ringen nicht mit der Metapher und ihrer Tradition, sondern behandeln sie als einen eingeführten Topos, auf den man für eigene Zwecke zurückgreifen kann - die Gedächtnisfracht der Metapher eingeschlossen.

Beiden ist von verschiedenen Seiten diese Methode kurioserweise als Kälte vorgeworfen worden. Ihre Stilistik sollte Defizite im Menschlichen und Moralischen bezeugen. Diese verdächtigende Lesart impliziert, dass man sich der Kälte-Metaphorik nur auf eine Weise bedienen könne, nämlich im Sinne einer Kritik an der Moderne, die auf eine Entfremungsklage hinausläuft. Brecht und Kluge sind misstrauisch gegen Verheißungen, die die Kälte der Welt, die in die Menschen eingezogen ist, abzustellen vorgeben. Das hat man ihnen nicht verziehen.

Es gibt aber auch Unterschiede. Brecht nutzt die Kälte-Metapher - besonders in der Hauspostille und dem Lesebuch für Städtebewohner -, um eine Haltung der Distanz zu illustrieren. Er präsentiert Figuren, deren Charakteristikum ist, dass sie kalt sind, und er tut dies auf doppelt gebrochene Weise. Er bedient sich eines Verfahrens, das der Verfremdungsmethode seiner Dramen vergleichbar ist. Diese taktische Haltung, die ich mit Bezug auf Henry Louis Gates jr. als *signification* bezeichnet habe, ist der Ironie verwandt, aber nicht identisch mit ihr. Ihre Uneigentlichkeit zeigt sich eher in Posen des Einverständnisses und der Überbietung als im unausgesprochenen Verweis auf die verheimlichte Wahrheit.

Brecht verwendet die Kälte-Metapher in den dreißiger Jahren anders als in den Zwanzigern. In dem Maß, in dem er seine avantgardistische Attitüde mäßigt, nähert er sich in seinem Gebrauch der Kälte-Metapher der Tradition an. Das Lob der Kälte wird widerrufen.

Brecht ist nie ein emphatischer Avantgardist gewesen; Kluge ist es noch weniger. Für ihn ist die Kälte-Metapher bloßes Material. Er bedient sich ihrer im Rahmen seiner soziologischen Analyse, Kasuistik und *science fiction*.

Die Kälte des Brechtschen Städtebewohners hatte ihre Ursache in dem, was dieser Städtebewohner für Realitätssinn hielt: in seinem Anspruch, ein kaltes Subjekt *in der*

Kälte zu werden. Kluge dagegen zeigt, wie gerade dieser Realitätssinn, den auch seine Figuren nimmermüd bekunden, umschlägt in einen hitzigen und überdrehten Eigensinn. Der maßlose Eigensinn desavouiert jeden Realismus.

Dieser Wille zur Tüchtigkeit lässt, so suggeriert Kluge, gerade jene Sachlichkeit vermissen, die Kluge für wünschenswert hält. Das sich souverän dünkende Subjekt wird statt dessen zum reinen Anhängsel der eigenen Ambitionen. Von diesen Ambitionen wird es geritten, statt *sie* zu reiten.

Kluge kritisiert das übersachliche Subjekt und seinen vorauseilenden Gehorsam, weil solch hypertrophe Sachlichkeit eben ganz unsachlich in sein Gegenteil umschlägt. Formbar in der Hand von Manipulatoren, werden die Übersachlichen mitschuldig an den Katastrophen, in die sie geraten. Die Kälte der Welt, die in sie einzieht, haben sie selbst mit erzeugt.

Diese Kälte muss nicht mehr im Hochgebirge, am Pol, in den Schlachthöfen von Chicago oder im „Winterkessel“ von Stalingrad aufgesucht ( oder gar herausgefordert ) werden. Kluge, in seiner nicht larmoyanten Art , steht dem traditionellen Entfremdungs-Diskurs näher, als man anfangs hätte vermuten können. Auch in seinen Texten ist die Kälte längst ubiquitär. Das deckt sich mit dem Urteil, das eine mit Kälte-Metaphern hantierende Kritik über die Moderne gefällt hat.

Aber die Alternative zu solch einem Leben, das die Kälte erträgt, sei gar keine Alternative, weil sie kein Leben sei, sondern bloße Existenz: In seiner Preisrede von 1965 bestreitet Thomas Bernhard die Möglichkeit eines Lebens jenseits der großen Kälte. Denn selbst Bernhard, der Kälte-Metaphern eher zur Illustration einer traditionellen Entfremdungsklage einsetzt, erklärt, wer nicht frieren wolle, müsse in einer Märchenwelt leben, also in einer toten Welt, und sei somit selber tot ( und kalt ). Wer sich der Kälte aussetzt, die Wirklichkeit und Wahrheit geschaffen haben, der kann nicht auf ein Leben hoffen:

Wir existieren nur mehr noch; wir leben nicht, keiner lebt mehr; aber es ist schön, im zwanzigsten Jahrhundert zu *existieren*.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Bernhard, Thomas: „Mit der Kälte nimmt die Klarheit zu.“ Ansprache in Bremen anlässlich der Verleihung der Rudolf-Alexander-Schroeder-Stiftung/Literaturpreis der Freien und Hansestadt Bremen 1965, in: jahresring 65/66. Beiträge zur deutschen Literatur und Kunst der Gegenwart, Stuttgart 1965, S.243.

Das Resultat der Moderne: aus den Märchen sei Wirklichkeit geworden, aus dem Leben Existenz:

Das Leben ist nur noch Wissenschaft, Wissenschaft aus den Wissenschaften. Jetzt sind wir plötzlich in der Natur aufgegangen. Wir sind mit den Elementen vertraut geworden.<sup>2</sup>

Anders als es sich die romantische Naturphilosophie ( auf deren Protagonisten Novalis sich Bernhard gerade in den sechziger Jahren wiederholt bezieht ) erträumt hat, bedeutet diese Vertrautheit aber nicht auch Geborgenheit. Die modernen Naturwissenschaften haben ganze Entzauberungsarbeit geleistet, ohne dass ihre Utopien sich erfüllt hätten:

Wir sind von der Klarheit, aus *welcher unsere Welt plötzlich ist*, unsere Wissenschaftswelt, erschrocken; wir frieren in dieser Klarheit; aber wir haben diese Klarheit haben wollen, heraufbeschworen, wir dürfen uns also über die Kälte, die jetzt herrscht, nicht beklagen. Mit der Kälte nimmt die Klarheit zu. (...) Alles wird klar sein, von einer immer höheren und immer tieferen Klarheit und alles wird kalt sein, von einer immer entsetzlicheren Kälte. Wir werden in Zukunft den Eindruck von einem immer klaren und immer kalten Tag haben.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Bernhard, „Mit der Kälte nimmt die Klarheit zu.“, S.244.

<sup>3</sup> Bernhard, „Mit der Kälte nimmt die Klarheit zu.“, S.245.

## 4. Literaturliste

Adorno, Theodor W.: Moments Musicaux, Frankfurt am Main 1964.

Adorno, Theodor W.: Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, Berlin 1969.

Adorno, Theodor W.: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969, hrsg. von G. Kadelbach, Frankfurt am Main 1970.

Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1971ff.

Andersch, Alfred: Hohe Breitengrade, Zürich 1969.

Andersen, Hans Christian, Sämtliche Werke, Gütersloh, o. J.

Arendt, Hannah: Vita Activa oder Vom tätigen Leben, Stuttgart 1960.

Arendt, Hannah: Vom Leben des Geistes, München 1979.

Arendt, Hannah: Menschen in finsternen Zeiten, hrsg. von U. Ludz, Zürich 1989.

Bacon, Francis: Neues Organon, hrsg. von W. Krohn, Hamburg 1990.

Baudelaire, Charles: Prosadichtungen, Heidelberg 1974.

Bay, Jürgen: Brechts Utopie von der Abschaffung der Kälte, Stuttgart 1975.

Beermann, Wilhelm: Fünf Interviews zur Veränderung des Sozialen. Mit Richard Sennett, Robert Kurz, Diedrich Diederichsen, Paul Parin, Ulrich K. Preuss, Stuttgart 1992.

Benjamin, Walter: Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt am Main 1972.

Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften, hrsg. von R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1972.

Benn, Gottfried: Gesammelte Werke in vier Bänden, hrsg. von D. Wellershoff, Stuttgart 1987.

Benn, Gottfried: Briefe an Friedrich Wilhelm Oelze, hrsg. von H. Steinhagen und J. Schröder, Frankfurt am Main 1979ff.

Bernhard, Thomas: Frost. Roman, Frankfurt am Main 1963.

Bernhard, Thomas: „Mit der Klarheit nimmt die Kälte zu.“ Ansprache anlässlich der Verleihung der Rudolf-Alexander-Schroder-Stiftung/Literaturpreis der Freien und Hansestadt Bremen 1965, in: jahresring 65/66. Beiträge zur deutschen Literatur und Kunst der Gegenwart, Stuttgart 1965, S.243-245.

Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959.

Bloch, Ernst: Geist der Utopie. Bearbeitete Neuauflage der Zweiten Fassung von 1923, Frankfurt am Main 1964.

Bloch, Ernst: Verfremdungen I, Frankfurt am Main 1968.

Bloch, Ernst: Geist der Utopie. Erste Fassung, Faksimile der Ausgabe von 1918, Frankfurt am Main 1985.

Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt am Main 1985.

Blumenberg, Hans: Paradigmen zu einer Metapherologie, Sonderdruck aus: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd.6, Bonn 1960.

Blumenberg, Hans: Die Genesis der kopernikanischen Welt, Frankfurt am Main 1975.

Boberg, Jochen/Fichte, Tilman/Gillen, Eckhart: Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert, München 1986.

Böhm-Christl, Thomas (Hg.): Alexander Kluge, Frankfurt am Main 1983.

Bölsche, Wilhelm: Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur, Leipzig 1901.

Bölsche, Wilhelm: Eiszeit und Klimawechsel, Stuttgart 1923.

Bölsche, Wilhelm: Aus der Schneegrube. Gedanken zur Vertiefung des Darwinismus, Dresden 1909.

Bohrer, Karl Heinz: Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins, Frankfurt am Main 1981.

Borges, Jorge Luis: Essays 1932-1936, München, Wien 1981.

Bowen, Robert: Universal Ice. Science and ideology in the Nazi state, London 1993.

Brady, P.V.: „Aus einem Lesebuch für Städtebewohner’: On a Brecht Essay in Obliqueness“, in: Foster, L./Ganz, P.F./Middleton, J.C. (Hg.): German Life & Letters. A quarterly Review, Vol. XXVI, 1972-73, Oxford 1973, S.160-172.

Brecht, Bertolt, Arbeitsjournal, hrsg von W. Hecht, Frankfurt am Main 1993.

Brecht, Bertolt: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, hrsg. von W. Hecht et al., Berlin 1988.

Brecht, Bertolt: Tagebücher 1920-1922, Autobiographische Aufzeichnungen 1920-1954, hrsg. von H. Ramthun, Frankfurt am Main 1978.

Breier, Karl-Heinz: Hannah Arendt zur Einführung, Hamburg 1992.

Brockhaus Lexikon, Wiesbaden, München 1984.

Brush, Stephen G.: Die Temperatur der Geschichte. Wissenschaftliche und kulturelle Phasen im 19. Jahrhundert, Braunschweig 1987.

Carp, Stefanie: Kriegsgeschichten. Zum Werk Alexander Kluges, München 1987.

Chamisso, Adelbert von: Sämtliche Werke, hrsg. von J. Perfahl, München 1975.

Cioran, Émile: Die Lehre vom Zerfall, Stuttgart 1987

Chesterton, Gilbert Keith: Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen, Frankfurt am Main 2000.

Clark, T.J.: Image of the people. Gustave Courbet and the 1848 Revolution, Princeton N.J., 1982.

Cramer, Friedrich: Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie, Frankfurt am Main u. Leipzig 1993.

Dacqué, Edgar: Urwelt, Sage und Menschheit, München 1924.

Diederichsen, Diedrich: Freiheit macht arm. Das Leben nach Rock'n'Roll 1990-1993, Köln 1993.

de Man, Paul: Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism, London 1983.

Döblin, Alfred: Berge Meere und Giganten, Olten 1977.

Eichendorff, Joseph von: Werke, hrsg. von W. Rasch, München, Wien 1977.

Enzensberger, Hans Magnus: „Ein herzloser Schriftsteller.“ Hans Magnus Enzensberger über Alexander Kluge: Neue Geschichten“, in: Spiegel Nr.1, 1978, Hamburg 1978, S.81-83.

Enzensberger, Hans Magnus: Der Untergang der Titanic. Eine Komödie, Frankfurt am Main 1981.

Enzensberger, Hans Magnus: Der fliegende Robert. Gedichte, Szenen, Essays, Frankfurt am Main 1989.

Erdheim, Mario: „Heiße Gesellschaften und ‘kaltes’ Militär“, in: Kursbuch 67, Berlin 1982, S.59-70.

Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, Frankfurt am Main 1988.

Erlich, Victor: Russischer Formalismus, Frankfurt am Main 1987.

Feuchtwanger, Lion: Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde, Berlin 1993.

- Frank, Leonhard: Der Mensch ist gut, Potsdam 1917.
- Frank, Manfred: „Das Motiv des ‘kalten Herzens’ in der romantisch-symbolistischen Dichtung“, in: Euphorion 71, 1977, S.383-405.
- Frank, Manfred: Das kalte Herz. Texte der Romantik, Frankfurt am Main 1978.
- Frank, Manfred: Die unendliche Fahrt. Ein Motiv und sein Text, Frankfurt am Main 1979.
- Frank, Manfred.: Kaltes Herz, Unendliche Fahrt, Neue Mythologie, Frankfurt am Main 1989.
- Gates Jr., Henry Louis: Figures In Black. Words, Signs and the ‘Racial’ Self, New York, Oxford 1987.
- Gates Jr., Henry Louis: The Signifying Monkey. A Theory in Afro-American Literary Criticism, New York 1988.
- Georg, Eugen: Verschollene Kulturen. Das Menschheitserlebnis, o.O., 1930.
- George, Stefan: Werke in zwei Bänden, Düsseldorf, München 1968.
- Gracián, Baltasar: Handorakel und Kunst der Weltklugheit, Stuttgart 1992.
- Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bearbeitet von Rudolf Hildebrand, Leipzig 1873
- Häny, Arthur (Hg.): Die Edda. Götter- und Heldensagen der Germanen, Zürich 1987.
- Hardenberg, Friedrich von (=Novalis): Schriften, hrsg. von P. Kluckhohn, Stuttgart 1960ff.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes, Hamburg 1952 (6. Auflage).
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Werke in 20 Bänden, Frankfurt am Main 1969.
- Heidegger, Martin: Sein und Zeit, Tübingen 1993.
- Heine, Heinrich: Gedichte, hrsg. von H. M. Elster, Rheda-Wiedenbrück 1997.
- Heise, W. (Hg.): Brecht 88. Anregungen zum Dialog über die Vernunft am Jahrtausendende, Berlin 1989.
- Hell, Daniel: Welchen Sinn macht Depression? Ein integrativer Ansatz, Reinbek 1992.
- Heselhaus, Clemens: „Brechts Verfremdung der Lyrik“, in: Iser, Wolfgang (Hg.): Immanente Ästhetik, Ästhetische Reflexion. Lyrik als Paradigma der Moderne. Poetik und Hermeneutik, Bd. II, München 1966, S.307-326.
- Heym, Georg: Dichtungen, Stuttgart 1964.

Hoof, Hans Joachim (Hg.): Deutsche Lyrik von Walther von der Vogelweide bis Gottfried Benn, Waltrop und Leipzig 1999.

Jacobs, Jürgen: „Wie die Wirklichkeit selber. Zu Brechts Lesebuch für Städtebewohner“, in: Fuegi, John et al. (Hg.): Brecht-Jahrbuch 1974, Frankfurt am Main 1975, S.77-91.

Jensen, Johannes V.: Der Gletscher. Ein neuer Mythos vom ersten Menschen, Leipzig 1911.

Jones, Ernest: Die Theorie der Symbolik und andere Aufsätze, Frankfurt am Main 1987.

Jünger, Ernst: Strahlungen, Stuttgart 1955

Jünger, Ernst: An der Zeitmauer, Stuttgart 1959.

Jünger, Ernst: Über den Schmerz, in: Werke, Bd.5: Essays I: Betrachtungen zur Zeit, Stuttgart 1960.

Kaempfer, Wolfgang: Die Zeit und die Uhren, Frankfurt am Main und Leipzig 1991.

Kaempfer, Wolfgang: Zeit des Menschen. Das Doppelspiel der Zeit im Spektrum der menschlichen Erfahrung, Frankfurt am Main und Leipzig 1994.

Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hg.): Die sterbende Zeit. 20 Diagnosen, Darmstadt und Neuwied 1987.

Kant, Immanuel: Werke, hrsg. von A. Buchenau, E. Cassirer, B. Kellermann, Hildesheim 1973 (Reprint).

Kindlers Neues Literaturlexikon, München 1989.

Kluge, Alexander: Lernprozesse mit tödlichem Ausgang, Frankfurt am Main 1973.

Kluge, Alexander: Neue Geschichten, Frankfurt am Main 1977.

Kluge, Alexander: Schlachtbeschreibung. Revidierte und erweiterte Fassung, Frankfurt am Main 1983.

Kluge, Alexander: Lebensläufe, Frankfurt am Main 1986.

Kluge, Alexander: Theodor Fontane, Heinrich von Kleist und Anna Wilde. Zur Grammatik der Zeit, Berlin 1987.

Kluge, Alexander: In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod. Texte zu Kino, Film, Politik, hrsg. von C. Schulte, Berlin 1999.

Knopf, Jan (Hg.): Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“, Frankfurt am Main 1986.

Koerner, Charlotte: „Das Verfahren der Verfremdung in Brechts früher Lyrik“, in: Bahr, G. et al. (Hg.): Brecht Heute. Jahrbuch der Internationalen Brecht-Gesellschaft, Jahrgang 3, 1973, Frankfurt am Main 1973, S.173-197.

- Koestler, Arthur, Sonnenfinsternis. Roman, Stuttgart 1948.
- Konersmann, Ralf: Erstarrte Unruhe. Walter Benjamins Begriff der Geschichte, Frankfurt am Main 1991.
- Koopmann, Helmut (Hg.): Thomas-Mann-Handbuch, Stuttgart 1990.
- Krockow, Christian Graf von: Die Entscheidung. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger, Stuttgart 1958.
- Lausberg, Heinrich: Elemente der literarischen Rhetorik, München 1976.
- Lehmann, Hans-Thies/Lethen, Helmut (Hg.): Bert Brechts Hauspostille. Text und kollektives Lesen, Stuttgart 1978.
- Lehmann, Hans-Thies: „Das Subjekt der Hauspostille. Eine neue Lektüre des Gedichts Vom armen B.B.“, in: Grimm, Reinhold/Hermand, Jost: Brecht-Jahrbuch 1980, Frankfurt am Main 1981, S.23-42.
- Lehmann, Hans-Thies/Lethen, Helmut: „Verworfenes Denken. Zu Reinhold Grimms Essay *Brecht und Nietzsche* oder *Geständnisse eines Dichters*“, in: Grimm, Reinhold/Hermand, Jost (Hg.): Brecht-Jahrbuch 1980, Frankfurt am Main 1981, S.149-171.
- Lernet-Holenia, Alexander: Der Mann im Hut. Roman, Wien, Hamburg 1975.
- Lessing, Theodor: Untergang der Erde am Geist. Europa und Asien, Hannover 1924.
- Lessing, Theodor: „Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte“. Essays und Feuilletons, hrsg. von R. Marwedel, Darmstadt und Neuwied 1986.
- Lethen, Helmut: „Zwei Barbaren. Über einige Denkmotive von Ernst Jünger und Bertolt Brecht in der Weimarer Republik“, in: Anstöße. Aus der Arbeit der evangelischen Akademie Hofgeismar 1984, S.17-29.
- Lethen, Helmut: „Von Geheimagenten und Virtuosen. Peter Sloterdijks Schulbeispiele des Zynismus aus der Literatur der Weimarer Republik“, in: Peter Sloterdijks *Kritik der zynischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1987, S.324-355.
- Lethen, Helmut: „Lob der Kälte. Ein Motiv der historischen Avantgarden“, in: Kamper, D./van Reijen, W. (Hg.): Die unvollendete Vernunft. Moderne versus Postmoderne, Frankfurt am Main 1987, S.282-324.
- Lethen, Helmut: „Freiheit von Angst. Über einen entlastenden Aspekt der Technik-Moden in den Jahrzehnten der historischen Avantgarde 1910-1930“, in: Lämmert, E./Grossklaus, G. (Hg.): Literatur in einer industriellen Kultur, Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 1989, S.72-98.

Lethen, Helmut: „Kältemaschinen der Intelligenz. Attitüden der Sachlichkeit“, in: Wichner, E./Wiesner, H. (Hg.): Industriegebiet der Intelligenz. Literatur im neuen Berliner Westen der 20er und 30er Jahre, Ausstellungsbuch, Berlin 1990, S.119-153.

Lethen, Helmut: „Brechts Hand-Orakel“, in: Silberman, M. et al. (Hg.): Brecht-Jahrbuch 17, Madison, Wisconsin 1992, S.77-99.

Lethen, Helmut: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt am Main 1994.

Lévi-Strauss, Claude: „Primitive“ und „Zivilisierte“. Nach Gesprächen aufgezeichnet von Georges Charbonnier, Zürich 1972.

Licher, E.: Zur Lyrik Brechts, Frankfurt am Main 1984.

Lindner, Martin: Leben in der Krise. Zeitromane der neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne, Stuttgart, Weimar 1999.

Linder, Christian: Die Träume der Wunschmaschine, Reinbek 1981.

Link, Jürgen: Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine programmatische Einführung auf strukturalistischer Basis, München 1990.

Maar, Michael: Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg, München, Wien 1995.

Mainländer, Philipp: Philosophie der Erlösung. Ausgewählt von Ulrich Horstmann, Frankfurt am Main 1989.

Mann, Thomas: Bekenntnisse eines Unpolitischen, Frankfurt am Main 1983.

Mann, Thomas: Doktor Faustus. Roman, Frankfurt am Main 1967.

Mann, Thomas: Königliche Hoheit. Roman, Zürich 1992.

Mann, Thomas: Der Zauberberg. Roman, Frankfurt am Main 1997.

Marc Aurel: Wege zu sich selbst, hrsg. und übers. von R. Nickel, München, Zürich 1992.

Marsch, Edgar: Brecht-Kommentar zum lyrischen Werk, München 1974.

Matt, Peter von: „Brecht und der Kälteschock. Das Trauma der Geburt als Strukturprinzip seines Dramas“, in: Neue Rundschau, 87. Jahrgang, Berlin und Frankfurt am Main 1976, S.613-629.

Marx, Friedhelm (Hg.): Wege ins Eis. Literarische Entdeckungen, Frankfurt am Main und Leipzig 1995.

Marx, Karl/Engels, Friedrich: Das Kommunistische Manifest, Stuttgart 1969.

McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle, Düsseldorf, Wien, New York, Moskau 1992.

Meier, Christel: Gemma Spiritualis. Methode und Gebrauch der Edelsteinallegorese vom frühen Christentum bis ins 18. Jahrhundert, München 1977.

Mennemeier, Friedrich Norbert: Bertolt Brechts Lyrik. Aspekte, Tendenzen, Düsseldorf 1982.

Metzner, Joachim: Persönlichkeitszerstörung und Weltuntergang. Das Verhältnis von Wahnbildung und literarischer Imagination, Tübingen 1976.

Müller, Wilhelm: Die Winterreise und andere Gedichte, hrsg. von Hans Rüdiger Schwab, Frankfurt am Main 1986.

Müller, Heiner: Rotwelsch, Berlin 1982.

Müller, André (Hg.): Geschichten vom Herrn B. Gesammelte Brecht-Anekdoten, Leipzig 1994.

Musil, Robert: Nachlass zu Lebzeiten, Hamburg 1957.

Das Neue Testament, Freiburg im Breisgau 1992.

Negt, Oskar: Kältestrom, Göttingen 1994.

Negt, Oskar/Kluge, Alexander: Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main 1993.

Nietzsche, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Hrsg. von K. Schlechta, München 1954.

Nordau, Max: Entartung, Berlin 1892.

Obermüller, Klara: Studien zur Melancholie in der deutschen Lyrik des Barock, Bonn 1974.

Padrutt, Hanspeter: Der epochale Winter. Zeitgemäße Betrachtungen, Zürich 1984.

Pietzcker, Carl: Die Lyrik des jungen Brecht. Vom anarchischen Nihilismus zum Marxismus, Frankfurt am Main 1974.

Pietzcker, Carl: „Ich kommandiere mein Herz.“ Brechts Herzneurose - Ein Schlüssel zu seinem Leben und Schreiben, Würzburg 1988.

Pietzcker, Karl: „Das kalte und das heiße Herz“, in: Wucherpfennig, W./Schulte, K. (Hg.): Vorträge des Internationalen Symposiums zum dreißigsten Todestag Bertolt Brechts in Roskilde 1986, Kopenhagen, München 1988, S.87-102.

Poschardt, Ulf: Cool. Hamburg 2000.

Rifkin, Jeremy: Entropie. Ein neues Weltbild, Hamburg 1982.

Safranski, Rüdiger: Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit. München, Wien 1994.

- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von: Schelling. Ausgewählt und vorgestellt von M. Boenke, München 1995.
- Schiller, Friedrich: Kallias oder Über die Schönheit. Über Anmut und Würde, Stuttgart 1971.
- Schiller, Friedrich: Gedichte und Prosa, hrsg. von E. Staiger, Zürich 1984.
- Schopenhauer, Arthur, Sämtliche Werke in fünf Bänden, hrsg. von W. Freiherr von Löhneysen, Stuttgart und Frankfurt am Main 1965.
- Schütz, Erhard: „Ein Liebesversuch oder Zeigen, was das Auge nicht sieht...Der ‘kalte Blick’ in Alexander Kluges Prosa“, in: Arnold, Heinz-Ludwig (Hg.): Text und Kritik, Zeitschrift für Literatur, Heft 85/86, 1985, S.50-62.
- Schumacher, Joachim: Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums, Frankfurt am Main 1978.
- Schwarz, Peter Paul: Brechts frühe Lyrik 1914-1922, Bonn 1971.
- Sennett, Richard: Der Verfall des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main 1983.
- Sennett, Richard: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds, Frankfurt am Main 1991.
- Sennett, Richard: Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Berlin 1995.
- Sklovskij, Viktor: Theorie der Prosa, gekürzte Ausgabe, Frankfurt am Main 1984.
- Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt 1983.
- Steiner, George: Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? München 1990.
- Steinweg, Rainer (Hg.): Auf Anregung Bertolt Brechts: Lehrstücke mit Schülern, Arbeitern, Theaterleuten, Frankfurt am Main 1978.
- Stifter, Adalbert: Bunte Steine und Erzählungen, München 1951
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Basel 1986.
- Tieck, Ludwig: Werke, hrsg. von Peter Plett, Hamburg 1967.
- Trakl, Georg: Dichtungen und Briefe, hrsg. von W. Killy und H. Szklenar, Salzburg 1974.
- Treichel, Hans-Ulrich: Auslöschungsverfahren. Exemplarische Untersuchungen zur Literatur und Poetik der Moderne, München 1995.
- Turgenjew, Iwan: Romane, München 1964.

Täubrich, Hans-Christian/Tschoeke, Jutta (Hg.): Unter Null: Kunst, Kälte und Kultur, konzipiert von H. C. Täubrich und J. Tschoeke, hrsg. vom Centrum Industriekultur u. Münchner Stadtmuseum, München 1991.

Uthmann, Jörg von: Attentat. Mord mit gutem Gewissen, Berlin 1996.

Vogt, Adolf Max: Russische und Französische Revolutionsarchitektur 1917-1789, Braunschweig 1990 (Reprint).

Voigt, Manfred (Hg.): 100 Texte zu Brecht, München 1980.

Voss, Dietmar: „Augen des Lebendigen, tiefgekühlt. Streifzüge durch Alexander Kluges Erzählwerk“, in: Merkur. Zeitschrift für europäische Kultur, 44. Jahrgang 1990, Bd.1, S.282-297.

Wege, Carl: „Gleisdreieck, Tank und Motor. Figuren und Denkfiguren aus der Technosphäre der Neuen Sachlichkeit“, in: Brinkmann, R./Graevenitz, G. von/ Haug, W. (Hg.): Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 68. Jahrgang 1994, Heft 2, S.307-332.

Weischedel, Wilhelm: 34 große Philosophen in Alltag und Denken. Die philosophische Hintertreppe, München 1966.

Wenzel, Eike: Die radikale Utopie von Kluges Knie, in: taz, 6.1.2000, S.14.

Werfel, Franz: Das Lyrische Werk, hrsg. von A.D. Klarmann, Frankfurt am Main 1967.

Widmann, Joachim: Johann Gottlieb Fichte. Eine Einführung in seine Philosophie, Berlin, New York 1982.

Wright, Elizabeth: Postmodern Brecht. A Re-Presentation, London, New York 1989.

Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern, Frankfurt am Main 2000.



## Lebenslauf

### Persönliche Daten:

Name: Martin Werner  
Geburtsdatum: 19.11.1964  
Geburtsort: Hann. Münden  
Familienstand: ledig  
Konfession: evangelisch  
Adresse: Gerresheimer Str. 180  
40233 Düsseldorf  
0211/4953577  
Martinwerner2@aol.de

### Schulausbildung:

1971-1975 Grundschule Am Plan, Hann. Münden  
1975-1982 Werra-Realschule, Hann. Münden  
1982-1985 Grotefend-Gymnasium, Hann. Münden;  
Leistungskurse: Geschichte und Englisch  
Abschluss: Abitur

### Studium:

1985-1986 Studium an der Georg-August-Universität Göttingen  
Fächer: Germanistik und Philosophie  
1986-1987 Studium an der Katholischen Universität Eichstätt  
Fächer: Germanistik und Geschichte auf Magister  
1987-1992 Studium an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
Fächer: Germanistik und Geschichte auf Magister  
14.07.1992 Magisterexamen mit einer Arbeit über die Poetik Gottfried Benns  
Klausuren und Kolloquien zu Georg Christoph Lichtenberg,  
Clemens Brentano, Ernst Jünger und Thomas Bernhard.  
Gesamtnote: sehr gut.  
22.08.2006 Promotion mit einer Dissertation zu dem Thema „Die Kälte-Metaphorik  
in der modernen deutschen Literatur.“  
Gesamtnote: cum laude.

### **Erwerbstätigkeiten:**

- 1992-1996 Tätigkeit in der Marketingabteilung der *Lufthansa*-Regionalleitung  
Düsseldorf
- Seit 1997 Unterrichtung von Deutsch für Ausländer an Sprachschulen in  
Düsseldorf  
Freier Mitarbeiter der Westdeutschen Zeitung

### **Arbeiten:**

- 1989 „Versuch einer literarisch-wissenschaftlichen Analyse zu Joachim  
Lottmanns Roman *Mai, Juni, Juli*“ bei Prof. W. Gössmann
- „Autoritäre Persönlichkeit und Kanzlerdemokratie“ bei Prof. P.  
Hüttenberger
- 1990 „Ein Beitrag zum Parzival-Gawan-Problem“ bei Dr. O. Langer
- 1991 „Clemens Brentanos *Märchen vom Fanferlieschen Schönefußchen* und  
seine verborgene Poetik“ bei Prof. W. Gössmann
- 1992 „Kritik des Subjektbegriffs im Werk Gottfried Benns“ (Magisterarbeit)  
bei Prof. W. Gössmann
- 2001 „Über einige Imperative bei Eichendorff“ – Beitrag zu einer Festschrift  
zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. W. Gössmann
- 2006 „Die Kälte-Metaphorik in der modernen deutschen Literatur“  
(Dissertation)